

STUDENTS' LIBRARY

Concordia Teachers' College

RIVER FOREST, ILL.

Class _____ *Book* H _____

Accession 1768 _____ *Vol's* _____



3 4211 00119 5851

VN

Motto:

Arbeit ist des Bürgers Hilde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

(Schiller.)

Merkmale deutschen Bürgertums

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter

von

Oskar Höcker

Zweiter Band:

Auf der Wacht im Osten



Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

1911.

Übergegangen in den Verlag von
Dr. Max Gehlen in Leipzig.



Ein Wald von Speeren streckte sich den Empörern entgegen. (Zu Seite 150.)

15 00
12 29
—
27 1

Auf der Wacht im Osten

Eine geschichtliche Erzählung
aus den Zeiten der Kämpfe mit den
Polen und aus Breslaus Vergangenheit

von

Oskar Höcker

Mit zwölf Bildern nach Zeichnungen von
Johannes Gehrts

Vierte Auflage



45
Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

1911.

Übergegangen in den Verlag von
Dr. Max Gehlen in Leipzig.

Students' Library

Concordia Teachers Coll.

Her H

Verlassen vom Reich und umringt vom Feind
Stehn treue Mannen auf einsamer Wacht;
Die Losung: „Sieg oder Tod für das Heim,
Für Kaiser und Reich!“ verleiht ihnen Macht.

Alle Rechte vorbehalten.



+ 767

P 2 2617.02.49

Vorwort.

Wenn wir im ersten Bande unserer „Merksteine deutschen Bürgerthums“, betitelt „Die Brüder der Hanja“, die Bildungsgeschichte des Hansabundes dem Leser vorführten, so versuchen wir im zweiten Bande ein möglichst anschauliches Bild von dem Ringen und Streben jener deutschen Ansiedler zu geben, die auf einsamer Wacht im Osten unseres Vaterlandes standen, verlassen vom Reich, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen im erbitterten Kampfe gegen die der deutschen Bildung feindlich gesinnten Polen.

Die Erweiterung des vaterländischen Bodens innerhalb des kurzen Zeitraums von 1250 bis 1350 durch die Willensstärke und beharrliche Ausdauer der Besten des schlesischen Volkes bildet die größte That deutschen Sinnes in jenen Jahrhunderten; ein umfassendes Landgebiet mit zahlreichen Städten und Dörfern wurde dadurch unlösbar an Deutschland geknüpft und das politische Schicksal Schlesiens entschieden.

Auch dieser Merkstein deutscher Bürgerkraft möge im Herzen unserer vaterländischen Jugend zum bleibenden Ehrendenkmal für jene heldenmüthigen Männer Schlesiens werden, die im Dienste des Vaterlandes treu gestanden haben auf gefährvoller Wacht im Osten.

An Quellenwerken standen uns zu Gebote: Grünhagen, Geschichte Schlesiens. — Markgraf, Zeitschrift für Geschichte und Alterthümer Schlesiens. — Weiß, Chronik der Stadt Breslau. — Röpell, Geschichte Polens. — Falke, Geschichte des deutschen Handels. — Conrad, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik (10. Band).

Oskar Höcker.

Vorbemerkung der Verlagsbuchhandlung.

Die vorliegende neue Auflage ist in Hinsicht auf Druckfehler und Beseitigung überflüssiger Fremdwörter einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden. Weitergehende Änderungen waren nicht geboten.

Bald nach Beendigung der Sammlung „Meisterwerke deutschen Bürgertums“ ist Oskar Höcker heimgegangen; sie ist die letzte Arbeit des allgemein beliebten Jugendschriftstellers gewesen, der die Feder viel zu früh aus der Hand legen mußte.

Seine zahlreichen Arbeiten, die zumeist unser Verlag herausgegeben hat, und über die man den der vorliegenden Erzählung angefügten Anhang einsehen wolle, sind damit abgeschlossen, und da anzunehmen ist, daß weiterhin noch Jugendschriften auf den Büchermarkt gebracht werden, die denselben oder einen ähnlichen Verfassernamen tragen, so sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese keinesfalls von unserem bekannten Jugendschriftsteller Oskar Höcker herrühren.

Leipzig.

Ferdinand Hirt & Sohn.

Meisterwerke deutschen Bürgertums von Oskar Höcker.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

- I. Band: **Die Brüder der Hanse.** Historische Erzählung aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes.
- II. Band: **Auf der Wacht im Osten.** Aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen im 14. Jahrhundert.
- III. Band: **Stegreif und Städtebund.** Erzählung aus der Zeit der Gründung des Großen Rheinischen Städtebundes.
- IV. Band: **Im goldenen Augsburg.** Erzählung aus der Blütezeit des süddeutschen Handels und Gewerbes im Mittelalter.
- V. Band: **Im Zeichen des Bären.** Kulturgeschichtliche Erzählungen aus Berlins Vergangenheit.

In Prachtband je 4 M., geheftet je 3 M.

Fünf ganz selbständige und einzeln käufliche Bände.

Erstes Kapitel.

Im Kretscham auf dem Sande.

„Guten Abend, Freunde! He, Kretschmer, einen Krug Guern Klosterbräus!“

Der Mann, der mit diesen Worten in den Kretscham trat, wie die Schenken der Klöster nach dem Polnischen hießen, gehörte zu der Gunft der Tuchmacher, die sich in der Neustadt des alten Breslows (Breslau) angesiedelt hatten.

„Warum bestellst du dir nicht einen Schweidnitzer Schöps?“ rief einer der anwesenden Genossen. „Das Bier fließt wie Öl.“

„Ist aber auch doppelt so teuer“, gab der Ankömmling zurück, während er an dem grob gezimmerten Tische Platz nahm. „Gut für dich, Pappelbaum, wenn dein Säckel es zuläßt. Ich kann's nicht, die Zeiten sind zu schlecht.“

„Es werden auch wieder bessere kommen, Meister Gleser“, tröstete ein frommer Hospitalbruder, dessen breites, gutmütiges Gesicht ein Paar helle, kluge Augen zeigte. „Die schlimme Hungersnot hat uns der Herrgott glücklich überstehen lassen.“

„Ei was,“ fiel der unzufriedene Tuchmacher ein, „wir leiden trotzdem Mangel, dafür sorgen schon die polnischen Nachbarn, die beiden Gesandten aus Avignon und unsere Patrizier. Fragt nur die fremden Krämer auf dem heurigen Johannismarkte, ob sie mehr als einen Schilling täglich verdienen.“

Der Bruder Konrad von Breslau ließ das Haupt sinken und seufzte.

„Wo bleibt Peter Flins?“ fragte der Tuchmacher Hans Scheit, ein behäbiger Sechziger mit lustigen Augen. „Hält ihn sein Weib daheim?“

„Ich bin ihm auf dem Neuen Markt unter den Buden begegnet. Er kam von Januß vom Rhein, dem er Schöngewand (feines Tuch) abgeliefert hatte. Er ließ den Kopf hängen.“

„Natürlich,“ brummte Pappelbaum, „der hohe Herr wird ihn wieder brav geschunden haben.“

„Und daheim“, lachte Scheit, „bekommt er womöglich noch eine Strafpredigt.“

„Über die Patrizier mögt Ihr sagen, was Ihr wollt,“ erwiderte Gleser finster, „aber die Hanna laßt aus dem Spiel. Auf sie lasse ich nichts kommen.“

„Das muß wahr sein,“ meinte Hans Scheit, „sie ist ein tüchtiges Weib und hat viel Trübsal durchlebt mit ihrem Bruder, dem Klas Brome, den der Rat vor Jahr und Tag verfestigte.“

„Und warum? Weil er sich gegen ein paar Patrizier auflehnte und ihnen zur Abendzeit auf der Straße auflauerte. Ich wünschte, sie hätten mehr als ein paar blutige Köpfe wegbekommen.“

„Ihr sprecht recht unchristlich und ungerecht, Meister Gleser“, ergriff Bruder Konrad das Wort. „Klas Brome hatte gegen die Satzungen seiner Innung gefehlt, da er neue Schuhe auf Bestellung anfertigte und rote Riemen daran nähte. Das steht einem Schuhflicker nicht zu, denn die Innung unterscheidet streng zwischen einem solchen und einem Schuhmacher. Am wenigsten aber durfte sich Brome an jenen rächen, die ihn angezeigt hatten.“

„Ihr nehmt nun einmal die Patrizier in Schutz,“ versetzte Gleser ärgerlich, „weil sie den Säckel Eueres Klosters füllen.“

„Ihr wißt recht gut, daß das Stift der Augustiner-Chorherren keine Almosen braucht, und es ist doppelt unrecht von Euch, unser Kloster so zu verdächtigen, zumal wir doch von alters her eines Stammes sind.“

Gleser vermochte dem nicht zu widersprechen. Die Augustiner-Chorherren waren zu Anfang des zwölften Jahrhunderts aus ihrer Abtei in der Grafschaft Artois nach Schlesien berufen und mit reichen Schenkungen ausgestattet worden. Im Gefolge der wallonischen Mönche hatten sich flandrische Handwerker befunden, zumeist Tuchmacher, die die Weberei zuerst in der Hauptstadt des Fürstentums Breslau einführten und in fortwährendem Verkehr mit dem Kloster standen, das sich auf einem Eilande, dem sogenannten Sande, erhob, zu dem eine Brücke von der Stadt her führte. Brauten die Klosterbrüder ja doch das Lieblingsgetränk der flandrischen Heimat, das

würzige, schäumende Bier, und in ihrem Kretscham waren die Tuchmacher der Neustadt zu Stammgästen geworden.

„Ihr scheltet auf das kaufmännische Patriziat der Stadt,“ fuhr Bruder Konrad fort, „weil es die Macht in Händen hat und eine strenge Herrschaft führt; aber Ihr vergeßt, daß es dazu berechtigt ist, weil Wretslaw von Haus aus eine Gründung der Kaufleute, ein zur Stadt erweiterter Kaufhof war, der durch den Fleiß und das rastlose Streben der Handelsherren rasch aufblühte.“

„Das mag alles sein,“ rief Gleser unwirsch, „trotzdem brauchen die Patrizier den Kopf nicht gar so hoch zu tragen.“

„Sie kennen sich vor Hochmut wahrlich nicht mehr aus“, pflichtete Pappelbaum bei. „Mit Geringschätzung blicken sie auf uns Zünftige herab und haben es bereits so weit gebracht, daß nur Glieder ihrer Sippe in den Rat aufgenommen werden; sie legen der Stadt Abgaben auf, von denen der Bürgerschaft nichts zugute kommt, weil sie aus den Erträgen ihre Töchter und Mägen ausstatten.“

„Na,“ rief Hans Scheit dazwischen, „und daß seit dem letzten Aschtage die Bürger dem Räte Treue schwören müssen, statt dem Herzoge Heinrich, deutet doch am besten die Vergewaltigung an, die die vornehmen Herren mit uns vorhaben. Wenn unsereins hin und wieder einmal wagte, dem Privileg der Kaufherren zuwider zu handeln und im einzelnen Tuch zu verkaufen, so gab es bisher wenigstens nur eine Geldstrafe, jetzt aber wird es uns bald an Hals und Kragen gehen.“

„So seid ihr Zünftigen,“ erwiderte Bruder Konrad mit einem schmerzlichen Lächeln, „euer Gesichtskreis ist eng begrenzt, und ihr kümmert euch wenig darum, daß wir es fast allein den von euch geschmähten Patriziern zu danken haben, daß unsere Stadt deutsch geblieben und nicht den hungrigen Polen in die Hände gefallen ist.“

„Bruder Konrad,“ jagte Hans Scheit unter Lachen, „Ihr mögt in Eurer Eigenschaft als Hospitalkoch ganz am Platze sein, aber von der hohen Politik versteht Ihr nichts. Mit dem Deutschtum unserer Patrizier hat sich's; oder schielt einer ihrer Ersten, der Gisko von Keste, etwa nicht nach Böhmen hinüber und liebäugelt mit dem Könige Johann, dem er mächtige Summen Geldes vorgeschossen hat?“

„Ein Anschluß an Böhmen wäre nur sehr erwünscht,“ bemerkte Bruder Konrad, „dann könnte der Polenkönig uns wenig anhaben. Von dem deutschen Reiche steht ja doch keine Hilfe zu erwarten.“

Die Tuchmacher lachten höhnisch.

„Gebt nur acht,“ rief Glezer, „ob uns nicht der Keste mit seiner hohen Politik die Polen auf den Hals heßt. Er hat es beim Räte durchgesetzt, daß dem eingefangenen polnischen Raubritter der Prozeß gemacht worden ist. Wenn den dann seine Landsleute draußen am Rabenstein hängen sehen, wird die Rache nicht lange auf sich warten lassen.“

„Das hat der Wicker Kaiser auch gesagt“, schaltete Pappelbaum ein.

„Ihr führt ihn nur an,“ sagte der Hospitalkoch, „weil er ein neubadener Patrizier ist, der sich vom armen Krämer dazu aufgeschwungen hat.“

„Auch Januß vom Rhein war derselben Ansicht.“

„Geht mir mit dem,“ sagte Glezer barsch, „das ist der Schinder jedes armen Tuchmachers.“

„Den Jakob Wiener wirst du aber doch gelten lassen?“

„Etwa weil er mit dem Keste unter einer Decke steckt? Schweigt mir von dem ganzen patrizischen Volk.“

„Auch von Wieners Better, dem Kanonikus der Kreuzkirche?“ fragte Bruder Konrad mit listigem Augenblinzeln. „Er hat an manchen Eurer franken Genossen Samariterdienste geübt.“

„Ich mag auch von der Geistlichkeit nichts wissen,“ polterte der aufrührerische Tuchmacher, „nicht einmal von dem Kapitel-Administrator, dem Nikolaus von Banz, obgleich er dem Herzog ein guter Rat sein soll. Meinte er es wirklich gut mit der Stadt, dann würde er den beiden polenfreundlichen Legaten, die jetzt hier bei uns ihr Wesen treiben, schon längst die Tore gewiesen haben.“

Bruder Konrad stand im Begriffe, etwas zu erwidern, als vor dem Kretscham ein markerschütternder Schrei ertönte. Sämtliche Gäste sprangen von ihren Holzchemeln auf und stürmten zur Tür, die in diesem Augenblick von draußen aufgerissen wurde; der Knecht des Kretschams wankte herein, bleich und verstört. Erschöpft sank er auf der neben der Tür stehenden Bank nieder, während ihn die Anwesenden umringten.

„Was ist dir geschehen?“ fragte der Kretschmer. „Hast du einen Geist gesehen?“

Der Knecht machte eine abwehrende Bewegung. Er konnte offenbar nicht sprechen, der überstandene Schrecken schien seine Kehle ausgetrocknet zu haben. Der gutmütige Hans Scheit reichte ihm seinen Bierkrug, dem der Erschöpfte einen tüchtigen Zug entnahm.

„Wirst du nun reden?“ brauste der Kretschmer ärgerlich auf; doch erst nach einer Weile kam der Knecht dem Geheiß nach. Schauernd wandte er den Blick nach der Thür, dann raunte er den Zunächststehenden zu: „Draußen liegt ein toter Mann, über den ich gestolpert bin.“

Im Jahre 1326 waren solche Vorkommnisse nichts Seltenes; man war gewohnt, fast täglich von Raub und Mord zu hören, die sich aber zumeist auf der freien Landstraße vollzogen; denn der Burgfrieden der Stadt schützte gewaltig, noch mehr aber der geheiligte Raum eines Klosters, vor dem selbst der roheste Totschläger eine gewisse Ehrfurcht hatte. Mithin war es nicht zu verwundern, daß trotz der Gewaltthätigkeit der Zeit der kurze Bericht des Knechtes den Gästen des Kretschams Schrecken einspökte. Alle bekreuzigten sich und zeigten ängstliche Gesichter, keiner wagte sich an die offenstehende Thür, durch die der Mondschein eines schwülen Juniabends fiel.

Nur Bruder Konrad kannte keine Furcht. Die Kunde, daß ein Mensch es hatte wagen können, dicht vor der Abtei einen Mord zu begehen, erfüllte sein Herz mit Abscheu und Zorn, und mit geballten Fäusten trat er in den weiten Vorhof, an dessen Tore der leblose Körper eines Mannes lag. Mehrere Klosterbrüder waren auf den Schrei des Knechtes bereits herbeigeeilt, und mit ihrer Hilfe wurde der Erschlagene nach dem Kretscham gebracht.

„Jesus Maria,“ rief Hans Scheit und hob die Hände hoch empor, „das ist Peter Flins!“

Die übrigen Genossen traten näher, und ihre bestürzten Mienen verkündeten deutlich, daß sich der alte Tuchmacher nicht geirrt hatte.

Das Haupt des Erschlagenen zeigte zwei klaffende Wunden, die offenbar von wuchtigen Schwerthieben herrührten. Das Leben schien aus dem Körper entflohen zu sein, trotzdem entsandte Bruder Konrad den Knecht nach dem Hospital zum Heiligen Geist, das eine Stiftung des Klosters war und jenseits der Brücke auf der in den Oderstrom hineinreichenden Halbinsel außerhalb der befestigten Stadtmauer lag.

Die Frage, wer den Frevel verübt haben könne, beschäftigte alle Gemüther, und wiederum fiel gegen die Patrizier manches herbe Wort. Sie wollten die Herren sein und konnten doch die Angehörigen der Stadt nicht vor Totschlag bewahren. Mit Spannung sah man der Ankunft der Hospitalbrüder entgegen, die nach kurzer Zeit mit einer Tragbahre erschienen. Sie untersuchten den Zustand des Erschlagenen

auf das sorgfältigste, und der oberste von ihnen äußerte sich dahin, daß noch Leben im Körper vorhanden sei.

„Aber es regt sich nur schwach“, fügte er hinzu, „und kann jeden Augenblick auslöschen. Der Ärmste hat genug und wird schwerlich je wieder die heilige Messe hören.“

Hans Scheit fuhr sich über die feuchtgewordenen Augen, und auch die übrigen Genossen sahen mitleidig auf den bleichen Freund. Sie alle hatten ihn lieb gehabt, den fröhlichen Gesellen, der sie oft mit heiterer Rede in trüber Zeit aufgerichtet hatte. Nun war er durch Mörderhand zum stillen Manne geworden, und sein beredter Mund hatte sich für immer geschlossen. Doch nein, die farblosen Lippen öffneten sich, und wie ein Hauch stahl sich darüber der Name Hanko, während das Antlitz sich verzerrte.

Bewundert blickten die Anwesenden einander an; nie hatten sie diesen Namen von Peter Glins gehört, und doch mußte es der des Frevlers sein, der ihn so schwer verwundet hatte. Sie befragten den Freund, erhielten aber keine Antwort, denn schon umfing ihn eine neue schwere Ohnmacht.

„Es ist die höchste Zeit, daß er nach dem Hospital gebracht wird“, erklärte der oberste der Brüder, der inzwischen die Wunden verbunden hatte. „Auch wird es gut sein, wenn wir eine starke Begleitung erhalten, denn aus der Stadt ertönt wüstes Geschrei, und wir sind vor Überfall nicht sicher.“

Die Männer traten in den Hof und lauschten.

Der Hospitalbruder hatte wahr gesprochen; Glefer wollte sogar das Geklirr von Waffen vernehmen. Sollte zwischen den Patriziern und den Günstigen ein Kampf ausgebrochen sein?

„Dann wüßte ich, auf welche Seite ich mich schlage“, rief Pappelbaum und hob drohend die Faust.

„Tut, was Ihr wollt,“ sagte Hans Scheit, „ich eile zu der armen Hanna und bereite sie auf die traurige Nachricht vor, daß ihr Eheherr der ruchlosen Hand eines Frevlers erlegen ist.“

Die Hospitalbrüder näherten sich eben mit ihrer Bahre der Sandbrücke, als der jenseits zurückgebliebene Knecht des Kreischmers herbeigeeilt kam und unter Schreien erzählte, daß polnische Söldner in die Stadt eingebrochen seien und die Buden des Jahrmarkts sowie die angrenzenden Häuser plünderten.

„Das ist ihre Rache für den Prozeß des Raubritters,“ rief Glefer, „jetzt gilt es zu handeln!“

Damit eilte er von dannen, und Pappelbaum folgte ihm mit den Worten: „Setzt sollen die Patrizier sehen, daß unsere Fäuste nicht zu verachten sind!“

„Mein Heiland,“ seufzte Hans Scheit, „in welcher Zeit leben wir! Ich gehe zu deiner Hanna, armer Freund“, wandte er sich dem auf der Tragbahre liegenden Flink zu, dessen totenbleiches Antlitz in dem Mondenlichte noch unheimlicher erschien.

Bald nachher ertönte die Glocke des Hospitals, in dessen Pforte der Trauerzug verschwand.

Inzwischen gewannen Lärm und Geschrei in der Stadt immer mehr an Ausdehnung und setzten sich vom Neuen Markte durch die Gassen nach dem Ringplatze fort, in dessen Mitte sich das Rath- und das Kaufhaus erhoben. Reisige der Stadt warjen sich mit bewaffneten Bürgern auf die nicht unbeträchtliche Schar, die aus Polen und Knechten des Herzogs Boleslaw von Brieg bestand, des ältern Bruders Heinrichs VI. von Breslau. Er war ein wilder, rauschlustiger Fürst, dieser Boleslaw, der bis zur Mündigkeit Heinrichs im Fürstentum Breslau regiert hatte, sich aber gern den Polen anschloß, wenn es galt, Raubzüge auszuführen. Ein solcher war wiederum am heutigen Abend ins Werk gesetzt worden. Die polnischen Söldner hatten sich als Handelsleute verkleidet in die Stadt eingeschlichen und den Tag über in den Trinkstuben am Polnischen Markte (dem späteren Salzring und heutigen Blücherplatze) verborgen gehalten. Der Platz liegt an der südwestlichen Ecke des Ringes und hatte die Bestimmung, die polnischen Händler aufzunehmen, die außer anderen Erzeugnissen besonders das Salz der Wieliczkaer Bergwerke zu Markte brachten und für die Rückfracht in Breslau verschiedene Waren eintauschten. Der Salzring war durch eiserne Gittertore, die „Salzpforten“, von dem Ringe getrennt; sie wurden des Nachts geschlossen, damit keinerlei Reibungen zwischen den einander feindlich gesinnten Deutschen und Polen stattfinden konnten. Die eingeschlichenen Söldner des Königs Wladislaw hatten die Gittertore gesprengt und vereinigten sich nun mit den Knechten des Brieger Herzogs, um nach Herzenslust zu morden und zu plündern. Die Waren der fremden Händler, die den Johannismarkt bezogen hatten und in Buden feil hielten, kamen zunächst an die Reihe, und bald sahen sich die Ärmsten ihres Gutes vollständig beraubt. Als endlich Hilfe erschien, entspann sich ein heftiger Kampf, der durch den Haß der beiden Nationalitäten noch geschürt wurde. Der Gegner befand sich in der Überzahl, und bald mußten den

städtischen Reissigen die Bürger zu Hilfe eilen. Aber auch das Patriziat schloß sich nicht aus; überall, wo der Kampf tobte, sah man die jüngern Sprossen der edeln Geschlechter im Gefecht, und ihrer Unerblichkeit gelang es schließlich, die Feinde zum Weichen zu bringen.

Einer der Patriziersöhne ging in seiner Tollkühnheit so weit, daß er, nur von einem greisen Knechte begleitet, mit seinem Spieße die dichtesten Knäuel der Gegner angriff und eine große Anzahl verwundete.

Dieser jugendliche Held war Nikolaus von Reste, der Sohn des hochangesehenen Patriziers Gisko, über den kurz zuvor im Kretscham des Augustinerstiftes so harte Reden gefallen waren.

„Setzt aber rasch zurück, Junker,“ rief der an der Seite des Jünglings fechtende alte Knecht, „die polnischen Halunken bekommen durch die Brieger Verstärkung.“

„Keine Angst, Buddel,“ erwiderte Nikolaus kampfeslustig, „mein Spieß ist noch scharf genug, auch die Haut der Brieger zu fesseln. Vorwärts, Freunde,“ rief er den hinter ihm herkommenden Stadtreissigen zu, noch einmal den Räubern auf den Leib gerückt!“

Damit wollte er aufs neue vorstürmen, doch Buddel packte ihn bei der Hand und riß ihn mit den Worten zur Seite: „Bei allen Heiligen, Junker, seht Euch vor!“

Die Warnung kam zur rechten Zeit, denn schon fauste ein wuchtiger Schwerthieb durch die Luft, von einem geharnischten Polen geführt, dessen häßliches Antlitz vom Kampfeszeifer purpurrot gefärbt war. Unter dem Blick seiner tückischen Augen schien Nikolaus von Reste zu erlahmen; nur mühsam vermochte er den bisher so kräftig geführten Spieß in seiner Hand zu halten, ein heftiges Zittern ging durch seinen Körper, und mit dem Ausdruck größten Schreckens starrte er auf den polnischen Söldner.

„Hanko!“ flüsterten seine Lippen, und „Hanko!“ kam es auch aus dem Munde des alten Knechtes. „Schnell fort, Junker,“ raunte Buddel dem Jüngling zu, „laßt mich's allein ausfechten.“

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, folgte Nikolaus dem Rate des Alten, indem er sich schnell durch die Reihen der nachrückenden Stadtreissigen drängte. Dem Polen entrang sich ein Wutschrei, und grimmig drang er auf den greisen Knecht ein. Doch dieser hielt den Anprall herzhast aus.

„Verbrennt Euch die Finger nicht,“ rief ihm der Alte zu, „und laßt meinen Junker in Ruhe, oder, bei allen Heiligen, ich will Eure Haut gerben wie die eines wilden Tieres!“



■ Nikolaus von Reste im Kampf mit den Polen.

Mit dieser Drohung führte er zugleich einen so heftigen Stoß gegen den Polen, daß sich dieser nur mit Mühe aufrecht erhielt.

„Das sollst du mir büßen!“ schrie der taumelnde Pole, „und dein hoffärtiges Süngelchen dazu, das ich zu treffen und zu fangen wissen werde. Sage ihm das.“

„Nehmt dies als Antwort!“ lachte höhnisch der alte Knecht, indem er einen wohlgezielten Hieb nach der Sturmhaube des Gegners führte, dessen schützende Kopfbedeckung weithin auf den Boden rollte.

Die Polen wichen mit ihren Verbündeten immer weiter zurück, und nach Verlauf einer Stunde war die Stadt von den Unholden befreit.

Zweites Kapitel.

Traum und Wirklichkeit.

Auf der südlichen Seite des Ringes, wie der uralte Markt zu Wretslaw genannt wurde, erhob sich neben andern mehrstöckigen Steinbauten das Haus des Großkaufmanns Wicker Raife. Es machte mit den auf der Westseite stehenden Gebäuden so recht eigentlich das Patrizierviertel der aufblühenden Handelsstadt aus, während der Norden und der Osten des Ringplatzes nur hüttenähnliche Bauten aufwiesen, in denen Handwerker und Ackerbürger hausten.

Obgleich der alte Marktplatz den vornehmsten Teil von Wretslaw bildete und seine Kurien (Häuser mit großen Höfen) teilweise sogar architektonischen Geschmack verrieten, so bot er doch ebensowenig wie die auf ihn mündenden Gassen einen anziehenden Anblick dar. Bei der Erbauung der Handwerkerhäuser hatte man mehr gewerbliche Zwecke als Bequemlichkeit und Geschmack berücksichtigt, und obwohl die alten hölzernen, mit Schindeln und Strohdächern versehenen Gebäude durch zwei große Brände am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zerstört worden waren, und ein herzoglicher Befehl die Bürger verpflichtet hatte, ihre Häuser in Stein und Ziegeln aufzuführen, so gab es doch noch immer recht viele Holz- und Lehmbauten.

Gleichwohl konnte ein Fortschritt des mächtig aufblühenden Wretslaws auch in der Bauart nicht geleugnet werden. Die Schuppen, Vorkräme und Buden, die ehemals an dem Erdgeschoß der Häuser angebaut waren, sowie die Schlupfe zwischen den einzelnstehenden Gebäuden waren verschwunden; ebenso die Ställe und Scheuern hinter diesen mit dem geräumigen Rasenplatz, wo sich lustig das Vieh tummelte. Die Gassen und Plätze zeigten jetzt geschlossene Häuserreihen, deren

übereinander vorspringende Stockwerke ihnen ein ganz besonders bezeichnendes Aussehen verliehen. Es war Sitte, die Straßenwände durch Pfeiler zu stützen, und dadurch entstand im Erdgeschoß ein gedeckter Gang, die sogenannten „Lauben“, die in den Hauptstraßen und am Ringe geschützten Durchgang ermöglichten.

Die Fenster im Erdgeschoße der Patrizierhäuser waren mit eisernen Gittern versehen, denn hinter ihnen breiteten sich die Schreibstuben der „Mercatores“ mit den angrenzenden Warenräumen aus.

Das Steingebäude von Wicker Kaise zeigte eine Vorderseite von sechs derartigen Fenstern; trotzdem fanden in den saalartigen Stuben die Schreiber kaum genügenden Platz, so groß war ihre Zahl. Noch ein Jahrhundert zuvor hatten die Vorfahren des reichen Großkaufmanns zu den „armen“ Krämeru gehört, die sich von den Reichkrämeru dadurch unterschieden, daß sie keine bestimmten Verkaufsstätten hatten und mit weniger einträglichen Gegenständen handelten. Der Großvater Wicker Kaisers hatte am Ringe auf einfachen Schrägen seine Waren feilgeboten, ziemlich dem steinernen Hause gegenüber, worin jetzt der Nachkomme sein großes Geschäft betrieb. Dieses rasche Emporblühen zeugte am besten von dem rastlosen Fleiße seiner Besitzer und stellte ihnen ein ehrenvolles Zeugnis aus; dennoch vergaßen die Altpatrizier Breslaus keinen Augenblick die niedere Herkunft des Begründers. Man achtete Wicker Kaise und erinnerte sich seiner gern, wenn es galt, irgendeine Sammlung zu veranstalten, aber man wählte ihn nicht zum Ratmann. Dieses Ausschließen vom Stadtreghment zehrte am Herzen des ehrgeizigen Mannes und erfüllte ihn mit Mißtrauen, das sich stetig steigerte. Er haßte insgeheim alle bevorzugten Patrizier, ganz besonders aber das Haus von Keste, dessen Vertreter nicht nur fast beständig im Räte saßen, sondern auch die Bevorzugten des Herzogs waren und wichtigen Einfluß auf die auswärtige Politik übten.

Um so inniger schloß sich deshalb Wicker Kaise an den Patrizier an, der ihn seine niedere Herkunft nicht fühlen ließ, und dies war Januß vom Rhein, der im Anfange des Jahrhunderts von Köln nach Bretslaw übergesiedelt war.

Wicker Kaise stand ziemlich allein. Die Gattin und zwei hoffnungsvolle Söhne waren ihm gestorben, und er hatte, außer einer im Kloster der Klarissinnen verweilenden Schwester, nur noch eine Tochter, die mit einer Muhme dem Haushalt vorstand; aber das schöne, blondhaarige Mädchen war sein Stolz, und mit zärtlichem

Waterauge sah er auf ihre edle Gestalt. Sie dachte ihn wie ein guter Engel, der in seinem Heim waltete, und in der That konnte es kaum etwas Anmutigeres geben als den Anblick Elisabeths, wenn sie die Pflichten der Hauswirtschaft übte.

Am heutigen Vormittag verweilte sie mit Muhme Bechthold im Wohngemach des obern Stockwerks, da sie den Besuch des jungen Ditmar erwartete, des Sohnes von Januß vom Rhein.

Es war ein recht freundliches Zimmer, nicht allzu groß, aber um so gemüthlicher. Auch zeigte es schon den Fortschritt der neuen Zeit, einen buntfarbigen, hohen Kachelofen mit Sitzen an der Seite, mit Teppichen behängte Truhen und Kästen und reichgeschnitzte Wandgestelle, die zierlich gemaltes Geschirr von glasiertem Ton und Zinn trugen. Das breite Fenster des tiefen Erkers bestand aus bunten, in Blei gefaßten Glasrauten, die das Muster eines Teppichs vorstellten und in ihrer Mitte ein Wappenbild in schöner Ausführung enthielten.

In diesem Erker verweilte Elisabeth mit Muhme Bechthold, einer gutmütigen Matrone, deren Herzblättchen das schöne Mädchen war. Die Patrizierstochter hatte einen Theil des Fensters geöffnet und sog mit Wohlbehagen die würzige Luft des durch ein Gewitter abgekühlten Junitages ein.

Wenige Tage zuvor war der Blick Elisabeths nicht so ruhig auf dem geräumigen Platz umhergeschweift, da er von dem Überfall der polnischen Söldner und dem nächtlichen Kampfe Zeuge gewesen war, heute aber freute sie sich des sonnigen Tages und scherzte mit der Muhme, unbekümmert um die Wolken, die am Himmel der Zukunft hingen. Die Jugend genießt ja das Vorrecht der Sorglosigkeit.

„Weißt du, Muhme, warum ich heute so ausgelassen lustig bin?“ fragte Elisabeth, wobei sie das herabfallende üppige Haar vom Nacken schüttelte.

„Ich meine,“ sagte lachend die alte Frau, „du seiest es immer. Aber laß hören.“

„Ich habe einen wunderschönen Traum gehabt“, fuhr Elisabeth in ernsterem Tone fort und schaute sinnend durch das Fenster. „Es war wie im Märchen —“

„Ah so,“ unterbrach sie Muhme Bechthold, „du träumtest wieder einmal, daß du eine Prinzessin seiest.“

„Ja, Muhme.“

„Und da fehlte wohl auch der Prinz nicht, he?“

Das schöne Mädchen lachte und schüttelte den Kopf.

„Wie sah er denn aus? Wohl Ditmar ähnlich?“

„Ach nein“, antwortete Elisabeth und rückte an dem schmalen metallenen Reife auf ihrem Kopfe. „Er sah ganz anders aus, er hatte eine edle Gestalt, sein Blick war kühn und doch freundlich, seine Stimme klang kräftig und doch wieder wie Musik.“

„Nun ja,“ sagte die Muhme, „es war eben im Traum.“

Elisabeth lehnte das Haupt gegen die Wand. „So meinst du nicht, daß es in Wirklichkeit solche Männer gibt?“

„Kann ja sein — ich habe mich mein Lebtag nicht darum bekümmert, und du solltest es auch nicht tun, da Ditmar dir vom Vater bestimmt wurde. Er ist ein braver, prächtiger Junker, mit einem Gemüt so weich wie das eines Mädchens und einem Herzen so rein wie Quellwasser.“

Elisabeth erwiderte nichts. Ihr Haupt lehnte noch immer an der Wand, und ihr Blick schweifte in ungemessene Ferne. Sie gedachte des Liedes, das jüngst der fahrende Spielmann gesungen, der im Hause des Vaters eingesprochen hatte. Er sang von kühnen Rittern, von mannhaften Streitern, die um Minne warben. Mit stillem Entzücken hatte sie seinen Worten gelauscht, die so recht das Ideal ihres Herzens malten. Aber die Worte waren verklungen wie der Traum der vergangenen Nacht, und in der Thür erschien jetzt eine kleine, schwächliche Gestalt, die eine tiefe Verbeugung machte und dann auf die im Erker sitzenden Frauen zutrat.

Es war Ditmar vom Rhein. Ihm mangelten alle jene Eigenschaften, die Elisabeth so rühmend fand; aber aus seinen tiefblauen Augen sprach kein gewöhnlicher Geist. Die Züge seines Gesichts waren nicht schön, fesselten jedoch durch ihren beredten Ausdruck; sie spiegelten die Gefühle eines reinen Herzens wider, das sich ohne Hinterhalt der Welt offenbart.

„Wo bleibt mein Vater?“ redete Elisabeth den Junker an; „die Stunde der Messe naht, und er wollte uns heute nach St. Klara begleiten.“

„Er wird nicht kommen,“ erwiderte Ditmar und zog die Brauen zusammen, „Geschäfte halten ihn zurück.“

„Am heiligen Tage?“

Der Junker unterdrückte eine Bemerkung und fuhr fort: „Walter de Pomerio verweilt bei ihm mit dem päpstlichen Legaten und dessen gelehrtem Beistand, dem Magister Peter von Auvergne.“

„Der Ton, in dem Ihr dies sagt, läßt darauf schließen, daß Ihr den fremden Besuch bei meinem Vater ungern seht.“

„Ich hasse die Lüge, und darum antworte ich Euch mit einem offenen Ja.“

„Was habt Ihr gegen die Männer, die der Heilige Vater uns gesandt hat? Seid Ihr kein guter Christ?“

„Gerade weil ich das bin, eigne ich mich weder zum Lobredner für Andreas von Veroli noch für den gelehrten Magister, und ich bin überzeugt, daß auch der Heilige Vater meine Meinung teilen würde, wenn er wüßte, in welcher Art und Weise die Gesandten seinen Willen vollziehen.“

„Ja ja,“ ergriff die Muthme das Wort, „sie sollen die Annaten und die Peterspfennige mit unnachsichtlicher Härte eintreiben.“

„Sie tun noch mehr als das,“ sprach Ditmar erregt weiter; „sie verleumdten den treuesten Mann, der in unsern Stadtmauern weilt, den hochgelehrten Nikolaus von Banz, und der Zweifel an seiner Rechtllichkeit ist ein welscher Faustschlag in das Antlitz eines braven deutschen Mannes. Veroli und seinem Magister ist es ein Dorn im Auge, daß Breslaw immer deutscher und deutscher wird, daß es sich losgerungen hat von polnischer Unterjochung, trotzdem es auf keine Hilfe des deutschen Reiches rechnen durfte, und daß es auch jetzt wieder, wo feindliche Scharen die Grenzen des Fürstentums beunruhigen, treu ausharren wird auf seiner einsamen Wacht im Osten. Veroli aber schmiedet Ränke und benutzt seine Machtposition dazu, die deutschen Mitglieder aus dem Domkapitel zu verdrängen und polnische Geistliche an ihre Stelle zu setzen. Auf solche Weise glaubt er allmählich das Deutschtum in hiesiger Stadt zu unterdrücken; aber er irrt sich; dafür sorgen schon die Besten von Breslaw, dafür steht Gisko von Keste mit seinem Anhang ein!“

Ditmar hatte sich in ein bei ihm ungewohntes Feuer hineingesprochen; trotzdem bemerkte er, daß sich bei Nennung des Namens Gisko die Mienen der beiden Frauen verdüsterten.

„Verzeiht,“ sagte er in ruhigerem Tone, „daß ich der Gesinnung meines Herzens Worte verlieh und eines Mannes erwähnte, dessen Name in den Räumen dieses Hauses nur ungern gehört wird.“

„Ihr seid der Freund seines Sohnes,“ erwiderte Elisabeth, „und Euer Eifer ist entschuldbar.“

„Oh,“ rief Ditmar, „könnte ich doch nur Euer Haß gegen Gisko von Keste in Liebe verwandeln, dann würde auch mein väterlicher

Freund Wäcker Raiſe nicht mit deutſchfeindlichen Männern verkehren, wie es die fremden Geſandten und Pomerio ſind.“

„Über den Legaten und ſeinen Begleiter maße ich mir kein Urtheil an,“ bemerkte Eliſabeth, deren träumeriſches Weſen jetzt gänzlich geſchwunden war, „doch Walter de Pomerio dürft Ihr nicht ſchwähen, wenigſtens nicht in meiner Gegenwart, denn er iſt ein Freund unſeres Hauſes.“

Die Sprecherin hatte ſich von ihrem Sitz im Erker erhoben und ſtieg die Stufen zum Zimmer hinab.

Ditmar trat ehrerbietig beiseite, während die Ruhme auf ihrem Platz verblieb.

„Verzeiht,“ ſagte der Junker, „ich glaubte, Ihr wäret eine Freundin rückhaltloſer Wahrheit. Nun ſcheint Euch aber nicht bekannt zu ſein, welche zweideutige Rolle Pomerio bei der Gefangenname Heinrichs des Fünften von Breslau geſpielt hat, als dieſer in die Hände ſeines Veters von Glogau fiel und von ihm ſechs Monate lang in einen engen Holzkäfig geſperrt wurde. Pomerio war vom hieſigen Rat bevollmächtigt worden, in Glogau mit dem dortigen Herzog über die Geldſumme zur Befreiung Heinrichs zu verhandeln; er zeigte ſich dabei aber ſo engherzig, daß dadurch die Haft und die Qualen des gefangenen Gebieters nur verlängert und verſchärft wurden.“

Eliſabeth blickte den Sprecher überraiſcht an, der nach kurzer Pauſe fortfuhr:

„Das iſt jedoch nicht der einzige Makel, der an Pomerio haftet. Es iſt erwieſen, daß er der Vertreter einer böhmenfeindlichen Partei iſt, daß er mit dem Polenkönig in geheimer Verbindung ſteht und ihm wichtige Nachrichten zuträgt. Was wir aber von Polen zu erwarten haben, lehrten uns die Vorgänge der letzten Tage zur Genüge.“

Eliſabeth ſchauerte, indem ſie des nächtlichen Überfalls gedachte.

„Die ſinnloſe Wut der Polen“, berichtete Ditmar weiter, „hat ſich ſo geſteigert, daß ſie nicht einmal vor dem Allerheiligſten zurüſchreckt, ſondern den Frieden des Kloſters ſtört und frevelnd die Hand zum Mord erhebt. Einer der Tuchmacher, die für meinen Vater arbeiten, iſt ein ſolches Opfer grimmigen Parteihaffes geworden.“

„Die Polen wurden aber doch zurüſgeſchlagen“, wandte Eliſabeth ein.

„Der heiligen Jungfrau ſei Dank, und das heiße Blut der Patrizierſöhne hat nicht wenig dazu beigetragen. Mit Stolz darf ich

es sagen, daß mein Freund Nikolaus der kühnste von allen war. Befürchtet nicht, daß ich wieder auf seinen Vater zu sprechen komme," fügte Ditmar auf eine unmutige Bewegung Elisabeths rasch hinzu, „ich will nur meinen Freund rühmen, zu dem ich verehrend emporblicke."

„Ich habe ihn nie gesehen," erwiderte Elisabeth freundlicher, „und weiß deshalb auch nicht die Grenze zu ziehen, wo in Euerem Lobe die Schmeichelei beginnt."

„Diese ist mir ebenso verhaßt wie die Lüge", rief Ditmar, dessen bleiches Antlitz sich färbte; und nun entrollte er vor Elisabeth ein von Begeisterung getragenes Bild des Freundes, von dem er lange getrennt gewesen, da Nikolaus von seinem Vater auf Reisen geschickt worden war.

„Er hat Italien und Frankreich gesehen und in Paris seinen Bruder Johann besucht, der auf der dortigen hochberühmten Universität das Studium der Theologie betreibt." Nach diesen Worten atmete Ditmar tief auf.

„Ihr seufzt?" fragte Elisabeth teilnahmsvoll. „Warum seht Ihr plötzlich so betrübt aus?"

„Weil Neid in meinem Herzen aufsteigt", lautete Ditmars ehrliche Antwort. „Was gäbe ich darum, wenn ich an Johann von Nestes Stelle sein und mich den Wissenschaften widmen dürfte, während mich das Schicksal dazu zwingt, einem Stande anzugehören, für den mir das Verständnis mangelt."

„So spricht der Sohn eines Patriziers," sagte Elisabeth in tadelndem Tone, „der das weitverzweigte Geschäft seines Vaters einst erben soll! Ist es nicht ein wunderbarer Zauber, der das Leben eines echten Patriziers durchwebt, der in rascher Abwechslung seine Zeit zwischen trockenen Kaufmannsgeschäften und feierlichen Ratsitzungen, zwischen fröhlichen Trinkgelagen im Kreise der Freunde, waffenrasselnden Turnieren und ehrenvollen Sendungen an Königs- und Kaiserhöfe teilt? Welch ein Verständnis für das Kleinste und Größte, welch eine schätzenswerte Vereinigung von Bürger und Ritter, Kaufmann und Staatsmann vereint sich in ihm!"

„Eure Bewunderung ist gerecht," sagte Ditmar beistimmend, „aber ich entbehre der Kraft, der Willensstärke und des scharfen Blickes, mich zu solcher Höhe aufzuschwingen."

Das schöne Mädchen blickte den bescheidenen Jüngling mitleidig an.

„Denkt darum nicht allzu gering von mir," bat er, indem er ihr die Hand zum Abschied reichte, „es kann nicht jeder ein Adler sein. Wir können auch ohne Schwingen auf Erden Gutes verrichten."

Die Thür schloß sich hinter Ditmar. Elisabeth sah ihm lange nach, bis die Muhme an ihre Seite trat und sie aus ihren Träumen weckte.

„Er ist ein guter Mensch,“ sagte die Matrone, „den man lieben muß.“

„Gewiß, Muhme,“ erwiderte Elisabeth leise, „aber doch nur wie einen Bruder.“

„Du bist ein Märchen! Vergißt du denn, daß ihr beide von den Vätern füreinander bestimmt seid?“

„Daß das, Muhme!“ entgegnete Elisabeth erregt. „Die Stunde der Messe naht, wir wollen nach St. Klara gehen.“

„Und der Vater?“

„Ditmar sagte ja, daß er Geschäfte habe.“

„Wenn er aber etwas wünscht?“

„So bleibe du daheim, ich gehe.“

Die Matrone sagte nichts weiter. Sie kannte den unbeugsamen Sinn des Mädchens und wußte, daß die innere Beschaulichkeit, die der Kirchgang mit sich brachte, am besten die Wirren ihres Innern klären und lösen würde. —

An derselben Stelle, wo gegen Ende des zwölften Jahrhunderts auf dem linksseitigen Breslau eine neue Herzogsburg erbaut worden war, erhoben sich jetzt die Mauern des Klosters und der Kirche der Klarissinnen, die von der Gemahlin des zweiten Heinrich aus Prag berufen worden waren. Der Freigebigkeit der Herzogin Anna und deren Nachkommen hatte das Kloster reiche Schenkungen zu verdanken, so daß die Nonnen nicht um Almosen zu flehen brauchten, obwohl die Klarissinnen, deren Ordensregel der der Franziskaner gleichkam, zu den Bettelorden gehörten. Gar manche Fürstin hatte sich hinter die stillen Mauern zurückgezogen, und so war es gekommen, daß viele dem Breslauer Patriziat entstammende Jungfrauen, mit reicher Aussteuer versehen, bei St. Klara den Schleier nahmen. Die Rats- und Kaufmannsfamilien hatten Töchter, Schwestern, Nichten und Tanten dort, und die Mehrzahl der Patriziergelechter wandte dem Kloster Zinsen und Güter zu, so daß der Reichtum des Stiftes wuchs und es seinen Bewohnerinnen ermöglichte, ihr der frommen Beschaulichkeit gewidmetes Leben in behaglicher Bornehmheit zu verbringen.

Auch Wicker Rajes Schwester Hedwig lebte in diesem Kloster, und ihr wollte Elisabeth heute nach dem Gottesdienste das Herz ausschütten. Das junge Mädchen nahm sich vor, mit ganzer Seele bei der Messe zu sein; aber dennoch wollte die Andacht nicht kommen.

Die Welt mit ihren fröhlichen Bildern tauchte immer wieder vor Elisabeths geistigem Auge auf. Wiederholt erhob sie das Haupt von dem Betpult, während sie die Töne der Orgel umbrausten, und plötzlich blieb ihr Blick an einem jungen Manne haften, der in der ersten Reihe seitwärts des Altars stand. Er war von edler, ritterlicher Gestalt. Ein Paar helle Augen leuchteten in dem vornehmen Antlitz, und zu der kühn geschwungenen Nase paßte der trohige Zug um den festgeschlossenen Mund. Elisabeth wurde verwirrt vor Überraschung, denn fast genau so hatte ihr der Traum der vergangenen Nacht den Prinzen gezeigt. Wer mochte er sein? Sie hatte ihn nie zuvor in der Stadt gesehen. Sie sah ihm beim Verlassen der Kirche nach, bis er in dem dichten Knäuel der sich an den Ausgangsthüren drängenden Menge verschwand.

Doch auch der Ritter nahm das Bild des schönen Mädchens in seinem Gedächtnis mit fort, und er vergaß sie nicht, trotz der vielfachen Geschäfte, in die ihn sein Vater Gisko verwickelte; und als er sich einige Tage später in Begleitung des alten Puddel nach einem benachbarten Dorfe begab, dachte er immer von neuem darüber nach, wer sie wohl sein möge. Er überschritt mit Puddel die Fallbrücke an dem westlich liegenden Niklastore, über den Ohlegraben hinweg, der sich um den südlichen Teil der Stadt hinzog.

Es war ein wundervoller Junitag. Auf dem nordwärts vorüberflutenden Oderstrom blitzten die Brillantfunken der leuchtenden Sonne, und in ihrem sattgelben Scheine leuchteten die zinnernen Knäuse der zahlreichen Türme und Thürmchen der auf der Sand- und der Dominsel stehenden Kirchen und Gebäude. Auf den ebenfalls mit kleinen Türmen gekrönten Erfern der Stadtmauer wehten Fähnchen, von den Kaufleuten und Händlern aufgehißt, die in diesen Mauertürmen ihre Verkaufsstätten hatten. Dicht bei der Stadt ertönte das fröhliche Geklapper von Wassermühlen, während weiter zurück sich die Flügel von Windmühlen lustig drehten. Jenseits des Grabens schweifte der Blick auf einen grünen Ager hinaus, der von einem Pflanzgärtnerdorfe, dem uralten Scepin, wohin Nikolaus mit seinem Begleiter den Schritt wandte, begrenzt wurde, während sich im Süden eine weite, grüne Fläche bis zum entfernten Waldkranze ausdehnte; hinter diesem stieg in der Ferne der „Schlesische Berg“ empor, der weithin die Ebene beherrschende Zobten.

Es war ein geschichtlicher Boden, den Nikolaus von Reste überschritt, ein Boden, der so recht die Spuren der deutschen Einwande-

rung sehen ließ, die sich während der letzten drei Jahrhunderte vollzogen hatte. Genau an derselben Stelle, wo jetzt der Turnierplatz lag, hatte sich einsam zwischen Wald und Strom das Dorf der herzoglichen Falkner — Sokolnice — ausgedehnt, und weiter westwärts, dicht am Odersfluß war eine Niederlassung von Fischern gewesen — Rabinin geheißten —, die dort ihrem Schutzpatrone Nikolaus ein hölzernes Kirchlein erbaut hatten, während dicht daneben eine starke deutsche Bauernniederlassung — Stepin — entstanden war, die zumeist aus Thüringer Landleuten bestand. Der ursprüngliche Name Stepin wandelte sich sehr bald in Scepin um, die deutsche Bevölkerung vereinigte sich mit der von Rabinin und pflanzte bei St. Nikolai, angesichts der noch polnischen Landeshauptstadt, ihr Banner deutscher Bildung auf, des Augenblickes harrend, wo die deutschen Kaufherren sie herbeirufen würden, um in Breslau selbst ihren Einzug zu halten.

In weisevoller, von vaterländischen Gefühlen getragener Stimmung trat Nikolaus den Weg nach dem von Gärten umrahmten Scepin an, wobei er der mannigfachen Erzählungen von dem Ringen deutscher Kraft und deutschen Geistes gedachte, die er aus dem Munde seines Großvaters, des fünfundachtzigjährigen Greises Konrad von Roste, vernommen hatte, einem der wackersten Streiter gegen die hofhörige Polenmacht.

Der getreue Puddel mochte die Gedanken seines jungen Herrn erraten; denn indem er auf die sonnige, blühende Landschaft wies, rief er aus:

„Und dieser Schatz sollte wieder in die Hände unserer grimmigen Feinde fallen? Eher ließ ich meinen Körper in Stücke zerhacken!“

Nikolaus schaute lächelnd auf den polternden Alten. „Wenn alle so dächten wie du und ich, dann würde bald kein Pole mehr in weitem Umkreis zu finden sein. Doch unsere Stadt beherbergt viele Deutchenhasser, die nur zu schwer zu fassen sind, weil sie sich vor der Sonne scheu zurückziehen.“

„Ich wollte sie schon in ihren Schlupfwinkeln aufstöbern, wenn ich nur dürfte, wie ich wollte. Hahaha,“ lachte Puddel rauh auf, „dem Hanko hab' ich's eingetränkt, er wird die Suche nach Euch lassen, Junker!“

„Vielleicht,“ erwiderte Nikolaus mit einem halbunterdrückten Seufzer, „wenn die Macht meiner Großmutter geringer wäre.“

„Ei, Junker,“ brauste der alte Knecht auf, „beehrt Eure schlimmste Feindin doch nicht mit so traulichem Namen! Sie nennt sich eine

Edle von Rixa, aber, bei Gott, sie ist es nicht, da sie den Sohn dem Vater rauben und entfremden, ein deutsches Jünglingsherz polnisch machen will!“

Sie näherten sich jetzt Scepin. Vor dem Eingang des Dorfes lagen die Gebäude eines Landgutes, und zwischen ihnen breitete sich der übliche Hof aus. In seiner Mitte erhob sich eine riesige Linde, von deren Wurzeln eine kleine Treppe zu einem gedielten Raume in der Krone führte, der durch Biegen und Flechten junger Äste geweitet und gedacht war. Solche Waldwarten, denen der Volksmund den hübschen Namen „Vogelsang“ verliehen hatte, gab es fast auf jedem Landgute; dennoch zügelte Nikolaus den Schritt. Die Schönheit der uralten, dickstämmigen Linde zog ihn an, und indem er zur grünen Warte emporjah, gedachte er der Sage von der treuen Sigune, die in solcher Baumhütte mit ihrem einbalsamierten Geliebten gewohnt hatte.

Da drang plötzlich durch das undurchsichtige Laubdach eine weibliche Stimme, welche sang:

Ein stattlicher Ritter, ein ruhmreicher Held,
Der siegend heimkehrt vom blutigen Feld,
Des feuriges Auge Funken sprüht,
Dem heiß für das Schöne das Herz erglüht —
Auf ihn allein fällt meine Wahl;
Er sei mein Herr und Eh'gemahl!

Nikolaus hielt den Atem an, er wußte nicht, wie es kam, daß bei dem Gesang unwillkürlich die edle Mädchengestalt vor seinem geistigen Blick aufstieg, die er wenige Tage zuvor in der Kirche zu St. Klara gesehen hatte.

Buddel unterbrach seine poetische Stimmung, indem er ungeduldig ausrief: „Wollen wir hier übernachten, Junker? Es wäre nicht gut auf so feindlichem Boden.“ Da Nikolaus ihn fragend ansah, fuhr er fort: „Das Gut gehört seit kurzem dem Wicker Kaiser.“

Dem Jüngling gab es einen Stich ins Herz, denn in diesem Augenblick erschienen oben am Ausgang der Warte zwei Frauen, und in der jüngeren erkannte er die Kirchgängerin.

Nur ungern gab er der Mahnung des alten Knechtes nach. „Kennst du das Fräulein?“ fragte er im Weitergehen.

„Wie sollte ich nicht“, lautete die Antwort. „Ist es doch die Tochter des Feindes Euerz Vaters.“

Nikolaus wandte den Blick nach rückwärts. Sie stieg mit ihrer Begleiterin, einer ältlichen Frau, soeben die kleine Treppe herab.



Im Vogelsang.

„Die Tochter des Feindes Quers Vaters!“ ertönte es in seinem Herzen. Es waren harte Worte, und er warf Buddel einen finsternen Blick zu.

Wenige Minuten später erreichten beide das Dorf Scepin und betraten eine der Lehmhütten, in der Buddels Sohn mit seiner zahlreichen Familie hauste. Nikolaus suchte ihn auf, da er sich trefflich auf die Abrichtung von Falken verstand.

Der Mann war nicht daheim, sondern im nahen Walde bei seinen Vogelherden. Eine fröhliche Kinderchar begrüßte jubelnd den Großvater, der sich der mutwilligen Kleinen nicht zu erwehren vermochte, die sich auf seine Beine schlangen und bis zu den Schultern emporfletterten.

Nikolaus sah lachend auf den Alten, der wie ein vielköpfiges Ungeüm ausah und sich mühsam nach einer Bank schleppte.

„Du wirst zu tun haben,“ rief er ihm zu, „ehe du deine Freiheit wieder erlangst. Darum will ich allein nach dem Walde gehen.“

Der getreue Buddel wollte davon nichts hören, er war um des Junkers Sicherheit besorgt; die Enkel aber ließen ihn nicht los, so sehr er sich ihrer auch wehrte. Ihr Jubelgeschrei übertönte sein Zanken, unter erneutem Lachen verschwand Nikolaus aus dem niedern Zimmer.

Daß er allein gehen konnte, kam ihm nur gelegen. Vorerst aber lenkte er seine Schritte nicht dem Walde zu, sondern kehrte nach den Gutsgebäuden Wicker Rajes zurück, in der stillen Hoffnung, die Tochter des Patriziers noch einmal zu sehen. Sie war freilich die Tochter des Feindes seines Vaters, wie Buddel richtig bemerkt hatte; warum mußte sich aber die Feindschaft der Eltern auf die Kinder übertragen? Nikolaus für seinen Teil war versöhnlich gestimmt, ja er empfand für die schöne Patrizierstochter sogar das Gegenteil von Haß. Es kam nur darauf an, ob dies auch bei ihr der Fall sein würde. Der Junker wollte darauf genau die Probe machen und Elisabeth rückhaltslos sagen, wer er sei. Er mußte die günstige Gelegenheit benutzen, da eine Annäherung in der Stadt kaum möglich war. Von einer auf dem Hofe beschäftigten Magd erfuhr er aber zu seinem Leidwesen, daß die junge Herrin mit ihrer Muhme soeben nach Breslaw zurückgekehrt sei und schwerlich wiederkommen würde, da das Gut schon in den nächsten Tagen in andern Besitz übergehe.

Der ungemein rasche Wechsel, dem die Besitzungen des Breslauer

Patriziats unterlagen, war eine Folge kaufmännischer Unternehmungslust; doch beruhte diese nur zum Teil auf dem Gewinn des Wiederverkaufs. Die reichen Kaufherren brachten durch Kauf das Erbe der aussterbenden oder abgewirtschafteten alten Rittergeschlechter an sich und suchten die daniederliegende Kultur ihrer Besitzungen durch gute Bewirtschaftung zu heben, um dann die Güter an wohlhabende Landleute oder Dorfgemeinden zu veräußern. Auf diese Weise pflanzte das reiche Stadtbürgertum eine Fülle befruchtender Keime auch in den Boden des platten Landes in seiner nächsten Umgebung.

„Wer hat das Gut gekauft?“ fragte der enttäuschte Nikolaus die Magd.

„Ein Pole, Junker, den Namen aber weiß ich nicht. Wir müssen alle fort aus unserem Dienst, weil wir deutsche Schlesier sind.“

Die Magd sagte dies in wehmütigem Tone, während sie sich mit der Hand über die Augen fuhr.

Mit der poetischen Stimmung war es bei Nikolaus vorbei. „Ja ja,“ sagte er zu sich, „der Wicker Kaise ist ein versteckter Polenfreund, der zu Macht und Ansehen zu gelangen gedenkt, wenn König Wladislaw Herr in Schlesien wird. Puddel hat recht, es ziemt sich nicht für mich, auf dem Boden des Feindes meines Vaters zu verweilen.“

Er schenkte der Magd ein Geldstück und schritt durch die Gemarkung dem Walde zu.

An einzeln stehenden Pappeln, Erlen und Weiden vorüber kam er an den Saum des Waldes, der zu jener Zeit noch viel von der Art eines Urwaldes hatte. Von breitgetretenen Pfaden war noch keine Rede, und das Unterholz wucherte so üppig, daß es an solchen Stellen, wo sich Schmarogerpflanzen zu ihm empor schlängelten, geradezu undurchdringlich war. Nikolaus mußte sich deshalb zu größern Umwegen bequemen, wenn er nach jener Waldwiese gelangen wollte, auf der sich die Vogelherde befanden. Er hatte als Knabe zum öftern mit Puddel den Weg zurückgelegt und glaubte ihn deshalb auch heute wieder zu finden. Aber er verirrte sich und geriet immer tiefer in den Wald. Schließlich wurde dieser so unwegsam, daß an ein Vorwärtskommen kaum mehr zu denken war.

Es blieb Nikolaus nichts übrig als umzukehren. Eben hatte er sich feufzend dazu entschlossen, als er durch eine seltsame Erscheinung erschreckt wurde.

Aus einem der vielen Erdlöcher des moosbedeckten Waldbodens tauchte eine männliche Gestalt empor, deren zerfetzte Kleidung und

wildes Aussehen einen gefährlichen Wegelagerer erkennen ließen. Das wettergebräunte, hohlwangige Gesicht war mit einem dichten, überlangen Barte nahezu bedeckt, so daß außer der aufgestülpten Nase und den tiefliegenden, unheimlich blickenden Augen nur wenig von den Zügen zu erkennen war; auch die Stirn war nicht zu sehen, da das lange Haupthaar tief herabfiel. In seiner Rechten hielt der Fremde einen starken Knüppel, während in seiner Linken ein dolchartiges Messer funkelte. In dieser wenig vertrauenerweckenden Stellung stand er vor dem rasch zurückspringenden Nikolaus, der den Griff seines kurzen Schwertes faßte.

„Laßt das Ding in Ruhe,“ gebot der Mann, „ich tue Euch nichts, wenn Ihr vernünftig sein wollt.“

„Was heißt das bei Euch?“ fragte Nikolaus, wobei er die Hand auf dem Schwertgriff ließ, da sich der unheimliche Mensch ihm langsam näherte.

„Nach Eurer reichen Tracht zu schließen, seid Ihr ein Junker. Habt Ihr Euer Heim in Breslau?“

Nikolaus bejahte das.

Der Fremde seufzte tief auf und bedeckte mit der Hand, in der er das Messer hielt, für eine kleine Weile seine Augen.

„Es sind harte Menschen in der Stadt“, fügte er in einem Tone hinzu, der wie eine Anschuldigung und Klage klang.

„Habt Ihr Grund zu solcher Beikwerbe?“ fragte Nikolaus.

Der Mann lachte rauh auf. Nach einer Pause sagte er:

„Wer seid Ihr denn? Wohl gar einer von den reichen Patriziersöhnen?“

„Ich rühme mich solcher Herkunft“, erwiderte der Junker stolz.

„Ist kein Heldentück, hoffärtig durchs Leben zu gehen, wenn man brav Geld im Säckel hat, und das ist doch bei Euch der Fall.“ Bei diesen Worten blickte er auf das Ledertäschchen, das Nikolaus links am Gürtel trug.

„Wollt Ihr ein Almosen, so sagt's nur frei.“

„Verflucht sei das Geld,“ rief der Unhold, „das ich von einem meiner Feinde nehme!“

„Ich kenne Euch nicht,“ erwiderte Nikolaus ruhig, „kann Euch also auch nichts zuleide getan haben.“

„Aber vielleicht Euer Vater. Sagt's nur heraus, wer er ist.“

Es lag etwas Baurndes in der Stimme des Fragers, der gleichzeitig seinen Knüppel fester faßte.

Nikolaus war zu stolz, um Furcht zu zeigen, und unerschrocken antwortete er: „Der Name Gisko von Keste wird Euch nicht unbekannt sein.“

Nikolaus hatte sich auf einen Angriff des Fremden gefaßt gemacht, doch dieser blieb ruhig stehen und erwiderte:

„Die Keste sind noch die Besten von den Patriziern, sie drücken wenigstens die armen Leute nicht, wenn schon sie streng in ihrem Urtheil sind. Einem Sohne Giskos gegenüber bedarf es keiner Waffe.“ Mit diesen Worten warf er Knüttel und Messer zu Boden und trat an Nikolaus dicht heran. „Ich bin ein tief unglücklicher Mensch“, sagte er seufzend. „Nein nein, laßt stecken“, fügte er heftig hinzu, als der Junker die lederne Tasche öffnen wollte. „Mir nützt kein Silberling etwas. Der Herrgott läßt genug Beeren und Wurzeln wachsen, und da drüben im Dorfe findet sich noch immer ein Stück Brot für mich. Aber wenn Ihr wollt, so könnt Ihr mir dennoch eine Guttat erweisen.“

Nikolaus forderte ihn auf, sich rückhaltlos zu äußern.

Der Fremde schwieg eine Weile. Es schien eine heftige Bewegung in ihm vorzugehen. Endlich kam ein tiefer Atemzug über seine Lippen, und in auffallend weichem Tone sagte er: „In Breslaw lebt mir eine Schwester. Vielleicht ist der Name ihres Eheherrn Euch nicht unbekannt; er gehört zu den Tuchmachern der Neustadt.“

„Ich bin erst seit kurzem von langen Reisen zurückgekehrt“, erwiderte Nikolaus, dessen Teilnahme für den Fremden stieg, „und bin ziemlich fremd geworden in meiner Heimatstadt.“

„Dann werdet Ihr auch den Namen Flins nie gehört haben.“

„Flins sagtet Ihr? Doch — doch — dieser Name wurde in letzter Zeit mehrfach genannt. Wo war es nur gleich?“

Mit großer Spannung sah der Fremde auf den Sprecher, der nach kurzer Pause ausrief: „Ganz recht, ein Peter Flins war es, der jüngst von den heimtückischen Polen erschlagen wurde.“

„Barmherziger Himmel!“ schrie der Fremde entsetzt auf. „So steht die arme Hanna ganz verlassen da.“

Der Schmerz des seltsamen Mannes rührte Nikolaus, und er sagte rasch: „Soviel ich weiß, liegt jener Tuchmacher nur schwer krank danieder.“

„Mögen ihn Gott und alle Heiligen stärken“, antwortete der Fremde mit gebrochener Stimme, „auf daß er seinem Weibe erhalten bleibe! Ach, Junker, Ihr scheint ein Herz in Eurer Brust zu haben:

so tut mir den Gefallen und laßt Euch dazu herab, meine arme Schwester aufzusuchen und ihr zu sagen, daß ihr Bruder Klas noch lebe.“

„Das will ich gern tun“, erwiderte Nikolaus. „Aber Ihr selbst scheint der Hilfe dringend bedürftig —“

Klas winkte heftig ab.

„Wollt Ihr nicht mit mir nach Bretslaw zurückkehren?“

Ein rauhes, unheimliches Lachen war die Antwort.

„Lebt wohl, Junker, und vergeßt mich — und wenn Ihr gegen mich Warmherzigkeit üben wollt, so sagt außer meiner Schwester niemand, daß Ihr mich gesehen habt.“

Einer neuen Frage des Patrizierjohnes wich der unglückliche Mann dadurch aus, daß er rasch zurück in das Dickicht sprang und verschwand.

Fast in demselben Augenblick erklang der langgedehnte Ton eines Hifthorns. Nikolaus wußte sofort, daß das Signal von Buddel herührte, der ihn ohne Zweifel suchte. Der Junker antwortete mit demselben Zeichen, und der Klang der beiden Hörner führte bald das Paar zusammen.

Buddel wurde von seinem Sohne begleitet, der gleich ihm besorgt aussah.

„Wir haben viel Angst Cuertwegen ausgestanden, Junker“, sagte der greise Knecht, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Fürchteten wir doch, daß Euch ein Unglück zugestoßen sei.“

„Ja ja,“ fügte der Sohn hinzu, „es ist nicht geheuer hier. Man spricht von allerlei Spuk im Forste.“

Nikolaus lächelte mitleidig. Er warf noch einen Blick nach dem Dickicht, worin der unglückliche Klas verschwunden war, dann folgte er den beiden Männern.

Drittes Kapitel.

Ein armer Zünftler.

Nikolaus verweilte in Ditmars Zimmer. Das Gespräch der beiden Freunde war durchaus nicht fröhlicher Art, und der milde Schein der Augustsonne, die draußen auf den Blättern der Bäume spielte, paßte schlecht zu den ernsten Dingen, die das Gemüt der beiden Junker bedrückten.

Sie konnten es sich nicht verhehlen, daß das Fürstentum Breslau mit seinen Bewohnern einer sorgenschweren Zukunft entgegenging. Zu den innern Wirrnissen gesellten sich äußere Feinde. Durch das unglückselige Erbfolgegeßetz der Piasten war Schlesien zerplittert, und keiner seiner Fürsten besaß die nötige Macht, um den polnischen Räufen und Angriffen kräftig zu begegnen. Dazu kam noch, daß Zwiespalt im eigenen Lager herrschte. Es waren nicht nur die Zünftigen Breslaus, die mißgünstig auf die Patrizier schauten und in ihrem ohnmächtigen Groll ohne Unterlaß auf Mittel und Wege saßen, sich zu Herren der Stadt aufzuwerfen, sondern auch in dem herabgekommenen Adel des Fürstentums regte sich der Meid, geschwellt von Haß gegen die „Pfeffersäcke“ und „Safranbarone“, wie in diesen Kreisen die tätigen und klugen Kaufherren von Breslau verächtlich genannt wurden. War doch ein großer Teil dieses Fürstentumadels bereits zum Straßenräubertum herabgesunken, das mit den Polen gemeinschaftliche Sache machte, mit Vorliebe den Wagenzügen der Breslauer Kaufleute auflauerte und selbst vor Mord und Brandstiftung nicht zurückbebt. Von dem deutschen Reiche und seinem Kaiser Ludwig stand, obgleich er das Fürstentum Breslau als Reichslehen anerkannt hatte, keine Hilfe zu erwarten; dennoch war Herzog Heinrich VI. mit seinen Breslauern dem Kaiser treu geblieben, und

sie hatten auch dann nicht von ihm gelassen, als zwischen ihm und Papst Johann XXII. ein erbitterter Kampf begann. Als deshalb die dem Papste verbündeten Polen die schlesischen Grenzdistrikte aufs neue zu beunruhigen begannen, da blieb den patrizischen Kaufleuten Breslaus nichts übrig, als einen Anschluß an das mächtige Böhmen zu suchen, dessen König Johann ebenfalls zum Kaiser hielt. Die weitschauenden Kaufherren wußten nur zu genau, daß durch einen solchen Anschluß die Selbständigkeit der Stadt vor dem Schicksal bewahrt blieb, unter der schwächlichen Herrschaft eines Liegnitzer oder Oßer Fürsten zu verkümmern oder gar eine Beute Polens zu werden. Außerdem wurden sie dabei noch von dem Gedanken geleitet, daß durch ein Bündnis mit König Johann der Handel Breslaus einen mächtigen Aufschwung nehmen werde. Die Stadt war schon damals an der mittlern Oder der wichtigste Platz, wo die Erzeugnisse des slawischen Ostens, vor allem Pelzwerk, Häute und Salz, und vom Nordwesten her Tuche, Kolonialwaren, Wein, Gewürze und andere Dinge eingeführt wurden. Schon sehr früh betrieben die Breslauer Handelsherren mit Kiew und mit Krakau einen schwunghaften Handel, aber auch mit den baltischen Landschaften und mit Thorn bestanden bereits seit einem Vierteljahrhundert rege Beziehungen. Ein Bündnis mit Böhmen erschloß voraussichtlich noch andere Gebiete und Handelswege, und zwar durch die nach dem italienischen Süden, nach Venedig und nach dem deutschen Südwesten führenden Straßen.

In aller Stille war Gisko von Nette mit seinem Sohne Nikolaus nach Prag gereist, um König Johann die Wünsche der Breslauer Patrizier zu unterbreiten. Er hatte sich den Monarchen durch große Geldvorschüsse verpflichtet, und da er außerdem von ihm hochgeschätzt wurde, so hoffte er bestimmt auf das Gelingen seines Vorhabens. Aber er hatte sich getäuscht, sein Bemühen führte zu keinem Ergebnis, da sich der Böhmentönig für ein kriegerisches Abenteuer im Westen vorbereitete. Unter solchen Umständen konnte man sich nur noch von einem Bündnis mit dem Deutschen Orden in Preußen etwas versprechen, wohin sich Gisko von Nette schon begeben hatte.

Diese Tatsachen waren es, die Nikolaus seinem Freunde Ditmar heute mitteilte. Von der Bedrängnis der Stadt kam das Paar auf die persönlichen Gefährdungen zu sprechen, denen die Patrizierfamilien mehr oder minder ausgesetzt waren. Der Name jenes Polen Hantko, der sich bei dem nächtlichen Überfall so feindselig gegen Nikolaus gezeigt hatte, wurde in dem Gespräche der beiden Freunde viel genannt.

Spiele er ja doch in einer sehr traurigen Familiengeschichte des Nesteschen Hauses eine hervorragende Rolle.

Meczca, die verstorbene Gemahlin Gisko von Nestes, entstammte einer polnischen Adelsfamilie. Der vaterländische, deutsche Sinn Giskos übertrag sich allmählich auch auf die Gattin und legte den Grund zum Zermürnis mit ihrer Mutter Nixa. Der Bruch artete nach Meczcas Tode in bittersten Haß aus, und Nixa schwur in ihrer Leidenschaftlichkeit, nicht eher zu ruhen, als bis sie den Lieblingssohn ihrer verstorbenen Tochter in ihre Gewalt bekomme, um ihn als Polen zu erziehen. Zu diesem Zwecke bediente sie sich der Dienste eines ihrer Untergebenen, auf dessen Treue sie bauen konnte. Es war dies jener Hantko, der als Vogt über den polnischen Edelhof Nitropkow gesetzt war, der unweit der schlesischen Grenze lag und von Nixa fast ohne Unterbrechung bewohnt wurde. Hantko erwies sich als ein wilder, wagehalsiger Gesell, der vor keiner Gefahr zurückschreckte. Wiederholt hatte er Nikolaus nachgestellt, als dieser noch ein Knabe war, doch glücklicherweise ohne Erfolg. Der treue Buddel war immer rechtzeitig als rettender Engel erschienen, was ihm freilich die ganz besondere Feindschaft des polnischen Vogtes zuzog. Seitdem sich Nikolaus jedoch auf Reisen nach Frankreich und Deutschland begeben hatte, war Hantko von dem alten Knecht nur noch selten in Breslau gesehen worden. Allem Anschein nach verzichtete Nixa auf ihren Plan, den Enkel in ihre Gewalt zu bekommen, der sich auch schwerlich jetzt noch ihrem Willen gefügt haben würde. Bei dem nächtlichen Überfall aber war Hantko wieder aufgetaucht und hatte seine Drohung gegen Nikolaus erneut, und seltsamerweise war sein Name auch von anderer Seite mit Schrecken genannt worden, nämlich von Peter Flink, der auf seinem Siedenlager erzählte, daß der polnische Vogt es gewesen sei, der den mörderischen Schlag nach ihm geführt habe. Beide waren an jenem Abend auf der Straße zusammengestoßen, und der Tuchmacher hatte Hantko mit Vorwürfen überhäuft, weil dieser die Hauptschuld an dem harten Schicksal seines Schwähers trug, des „Verfesteten“, trug. So hieß damals ein jeder, dem wegen verübter Gewalttat durch eine richterliche Erklärung (Verfestung) das Betreten des städtischen Weichbildes untersagt war, und da sich vor dem Verfesteten gewöhnlich auch die Tore anderer Städte schlossen, so galt er als vogelfrei und mußte sich bequemen, mit den Tieren des Waldes in enger Gemeinschaft zu leben.

„Ich kann mich jetzt der Person jenes Hantko deutlich entsinnen“,

äußerte Ditmar, nachdem der Freund ihm die Aussagen des schwerwundeten Tuchmachers mitgeteilt hatte. „Er erschien eines Abends vor meinem Vater, der kurz zuvor von einem verumminten Manne überfallen worden war, und erbrachte hinlängliche Beweise dafür, daß Klas Brome den Überfall ausgeführt habe. Bei dieser Gelegenheit erkundigte er sich viel und eingehend nach dir, was dem Vater und mir auffiel. Er fragte, ob du von deinen langen Reisen noch nicht zurück seiest und wann du erwartet würdest. Auch an meine Mutter und Schwester Maria, denen er auf dem Treppensflur begegnete, richtete er ähnliche Fragen. Maria traf ihn später im Hause Pomerios wieder.“

„So hat er mit diesem Gemeinschaft?“ fragte Nikolaus aufmerksam.

„Welcher Pole käme nach Wretslaw, ohne bei Walter de Pomerio vorzusprechen? Er ist ein von ihnen begehrter Geldmann.“

„Vielleicht ist er den Feinden unseres Fürstentums noch mehr . . . Also Hanto verkehrt in seinem Hause? . . . Hm, kann ich deine Schwester sprechen?“

„Sie wird sich freuen, dich nach deiner Prager Reise wiederzusehen.“

Die beiden Freunde begaben sich nach dem im andern Flügel des Hauses liegenden Wohngemach, das all den Glanz zeigte, der durch die Handelsbeziehungen zu der Levante nach Deutschland gekommen war. Schwellende Polster und Teppiche füllten den mehrsenstrigen Raum; doch war es nicht die morgenländische Pracht, die das Staunen des auf der Türschwelle stehen bleibenden Nikolaus hervorrief — er hatte schon oft im Hause des Kölner Kaufherrn verweilt —, sein starrer Blick haftete vielmehr auf dem Besuch, den er bei der Schwester des Freundes antraf. War es ja doch Elisabeth, Wicker Kaisers Tochter, die inmitten des Gemachs stand. Auch auf ihren Zügen malte sich Überraschung, die sich steigerte, als Nikolaus ihr vorgestellt wurde. Der Ausdruck tiefen Schmerzes erschien in ihren dunkelblauen Augen, und sie wandte mit einem unterdrückten Seufzer den Blick von der ritterlichen Gestalt des Junkers Roste ab.

Während die beiden Freunde bei den Frauen im Wohngemach verweilten, fand im Komputatorium des Hausherrn eine nicht eben erfreuliche Verhandlung zwischen diesem und einem vom Siechenlager kaum erstandenen, noch recht bleich aussehenden Manne statt.

Es war Peter Flins, der, gleich vielen andern seiner neu-

städtischen Genossen, für den reichen Kölner Kaufherrn verschiedene Sorten von Tuch webte, namentlich Schöngewand, Poperisch — nach der in dem flandrischen Poperinghen üblichen Art — und Borel, wie ein gestreiftes, mit Seide quer durchwirktes Tuch genannt wurde.

Die Tuchmacher waren von den Großkaufleuten sehr abhängig und deren Willkür ziemlich preisgegeben. Schon seit Gründung der deutschen Stadt nannten die Kaufleute in dem in der Mitte des Ringes stehenden Kaufhause vierzig Tuchkammern ihr eigen, worin sie den alleinigen Tuchausschnitt betrieben. Sie zahlten dafür an den Herzog einen Erbzins, bis später das ganze Kaufhaus in ihren Besitz überging. Heinrich IV. hatte den Kaufleuten ein Privilegium zugestanden, das sie allein berechnete, Tuch im einzelnen, das heißt nach Ellen, zu verkaufen, während der Tuchausschnitt den Tuchmachern bei Strafe von einer Mark (etwa 28 unserer heutigen Mark) verboten war. Sie durften dies nur tun, wenn drei bis fünf Personen zusammen ein Stück Tuch von ihnen kauften. Durch diese Einschränkung sahen sich die Tuchmacher gezwungen, ihre Ware den Kaufleuten zu einem von diesen festgesetzten Preise zu überlassen, und dieses Abhängigkeitsverhältnis rief besonders bei den Tuchmachern der Neustadt große Verstimmung hervor, da sie das Recht des Tuchausschnittes auf Grund der Stiftungsurkunde ihres Gemeinwesens zu besitzen vermeinten, und allerdings war ihnen darin ausdrücklich das Recht des „Marktes aller verkäuflichen Dinge“ gewährleistet. Die Altstädter dagegen pochten auf ihr Meilenrecht, wonach im Umkreise einer Meile von keinem fremden Händler Waren feilgeboten werden durften, wenn er sich nicht zu einer ziemlich hohen Abgabe bequeme. Hätte die Neustadt nur zwei oder drei Meilen von Breslau entfernt gelegen, so würde nach dieser Seite hin nie eine Verwicklung entstanden sein; aber der mißliche Umstand, daß nur das schmale Bett des alten Ohlemündungsarmes und eine Mauer die beiden Stadtgemeinden voneinander trennten, rief die unleidlichsten Verhältnisse hervor. Die Tuchmacher der Neustadt sahen es gewissermaßen als Heldentat an, dem Privilegium der Kaufleute zuwiderzuhandeln und heimlich Tuch im einzelnen zu verkaufen.

Auch Peter Flins hatte sich, trotz seines rechtschaffenen Charakters, dieses Vergehens schuldig gemacht, wie Januß vom Rhein recht gut wußte. Wenn er ihn dem Räte nicht anzeigte, so tat es der reiche Handelsherr weniger aus Nachsicht als vielmehr um eine Handhabe gegen Flins und dessen Genossen zu haben und sie seinen

Wünschen und Forderungen gefügig zu machen. Wo er nur konnte, suchte er die Tuchweber in ihren Ansprüchen herunterzudrücken und sich an dem dadurch gebotenen Mehraufwand ihres Fleißes zu bereichern.

Bei dem Standpunkte, den die Gegenwart hinsichtlich der Moral einnimmt, erscheint eine derartige Handlungsweise unbedingt verwerflich; aber in dem Zeitraum, der zwischen dem Jahrhundert der Hohenstaufen und dem des ersten Bücherdrucks lag, herrschten ganz andere Ansichten. Die Selbstsucht kannte keine Grenzen, jeder strebte nach Macht und Reichthum, und der Zweck heiligte das Mittel. Der hochangesehene Patrizier drückte den Daumen auf den kleinen Zünftigen, den er um keinen Preis emportommen ließ, und der Ritter wiederum befohlene den Kaufmann. Ein jeder trachtete nach der Herrschaft, und trotz der Zersplitterungen, die diese Kämpfe hervorriefen, gingen doch die großartigsten politischen Bildungen vor sich, die Germanisirung weiter Landschaften.

Peter Flins, dessen Körper noch unter dem langen Siechtum litt, stand dem reichen Kaufherrn recht gedrückt gegenüber. Er hatte die Lieferungszeit der von ihm versprochenen Tuche nicht einhalten können, und Januß überschüttete ihn heute mit Vorwürfen. Er sprach von namenlosem Schaden, den er dadurch gehabt habe, ja er drohte dem armen Tuchmacher sogar damit, die Sache gerichtlich anhängig zu machen und von ihm Ersatz fordern zu wollen. In den Augen von Peter Flins schimmerte es feucht, während in seinem Herzen ein mächtiger Zorn aufflammte, denn er stellte im stillen Vergleiche zwischen den glänzenden Verhältnissen des Kaufherrn und seinen eigenen an. Auf Schritt und Tritt begegnete er im Hause von Januß dem größten Glanz und Reichthum, während in seiner ärmlichen Hütte Mangel am Nötigsten war. Das lange Siechtum hatte den kleinen Sparpfennig aufgezehrt, und statt schwellender Polster und kostbarer Möbel hatte er mit seiner Hanna nichts als eine elende Lagerstatt, einen wackligen Tisch und wenige wurmstichige Schemel. Und angesichts dieser bitteren Armut wagte es der reiche Mann, noch von Ersatz zu sprechen!

„Kann ich dafür,“ sagte Peter Flins mit gepreßter Stimme, „daß ich der Heimtücke eines Polen unterlag, desselben Unmenschen, der auch über meinen Schwäher das Unglück hereingebracht hat?“

„Ihr tut nicht gut, den Namen des Klas Brome in unsern Handel zu ziehen,“ erwiderte Januß heftig, „da Ihr wißt, was er gegen mich gewagt hat. Nur aus Rücksicht gegen Euch und Euer Weib

setzte ich beim Rat ein milderer Urtheil durch, sonst hätte Brome sein Leben im Turme verbringen müssen.“

„Wer weiß,“ entgegnete Flink seufzend, „ob das nicht eine mildere Strafe gewesen wäre, als ihn zu verfestigen.“

Januß erwiderte nichts. Er ließ sich vor seinem Schreibtische nieder und blätterte in den daraufliegenden Handelsbüchern.

„Wann werdet Ihr nun die Tuche liefern?“ unterbrach er plötzlich die Stille.

Flink nannte einen Zeitpunkt.

„Ich muß sie früher haben“, fuhr Januß nach kurzem Überlegen fort. Er war bei diesen Worten aufgestanden und rief in die angrenzende Schreibstube: „Wann trifft Thiedemann von Köln zur Leipziger Messe ein?“

„Zwei Tage vor dem Michaelistage,“ lautete die Antwort des unsichtbaren Schreibers; „die Warensendung soll dann gleich nach Halle gehen.“

„Recht!“ sagte der Herrscher und wandte sich hierauf Peter Flink wieder zu. „Ihr müßt also volle drei Wochen früher liefern.“

„Das ist unmöglich“, wandte dieser ein.

Januß warf ihm einen finstern, fast drohenden Blick zu.

„Ihr werdet es möglich machen, wenn Ihr keine weitem Unannehmlichkeiten haben wollt.“

„Herr, noch bin ich schwach und nicht imstande, so angestrengt zu arbeiten.“

„Euer Weib kann mithelfen.“

„Auch dann ist es mir nicht möglich, den kurzen Termin einzuhalten.“

„So gebt Euer Genossen ein gutes Wort. Ihr steht ja immer mit ihnen im Bunde, wenn es gilt, gegen uns Patrizier zu handeln.“

„Sie brauchen selbst Hilfe, da es an Arbeitskräften mangelt.“

„Das kümmert mich nicht“, antwortete Januß streng. „Ihr habt mir Schaden gebracht und könnt ihn nur dadurch einigermaßen ausweichen, daß Ihr mein Gebot erfüllt.“

Peter Flink machte eine Gebärde des Widerspruchs.

„Hütet Euch“, beehrte der Herrscher auf, „und beschwört meinen Born nicht herauf! Ihr wißt, daß ich Zeugen für Eure Unterschleife habe; wenn ich Euch beim Rat wegen verbotenen Tuchverkaufs anzeige, so werdet Ihr zu schwerer Geldbuße verurteilt, und wenn Ihr die Summe nicht zahlen könnt, so ist Euch der Turm gewiß.“

„Wollt Ihr mich und die Meinen denn ganz vernichten?“ rief Peter Flins bestürzt.

„Ich bekümmere mich wenig um Euch und Eure Sippe, sondern ich bestehe nur auf der Erfüllung Eurer Pflicht.“

Aus der Nebenstube trat ein Schreiber mit zwei Knechten, die eine Anzahl kleiner Geldsäcke trugen und sie auf einer Tafel niederlegten. Der Schreiber leerte sie aus und überzählte den Inhalt. Es war eine stattliche Summe, die das Handelshaus von einem seiner vielen Kunden erhalten hatte, und die mehr als genügt hätte, Peter Flins und sein Weib zeitlebens vor jeder Sorge zu bewahren. Und doch machte sie nur einen kleinen Teil der fast täglich anlangenden Gelder aus, die sich zu riesigen Zahlen zusammensetzten.

„Was wollt Ihr noch?“ fragte der reiche Mann den armen Tuchmacher, nachdem sich der Schreiber und die Knechte wieder entfernt hatten.

Peter Flins zögerte mit der Antwort. Er schaute wehmütig nach den Gold- und Silberstücken auf der Tafel, und nachdem er seine Klappe verlegen zwischen den Fingern gedreht hatte, kam endlich die Bitte schüchtern über seine Lippen, der reiche Herrscher möchte ihm auf die abzuliefernden Waren einen kleinen Vorchuß einräumen.

„Zeigt mir erst Euern Fleiß und guten Willen,“ lautete der Bescheid, „dann kommt mit Euerm Gesuch wieder.“

„Herr,“ meinte Peter Flins, „bei mir daheim ist Schmalhans Küchenmeister, wir haben kaum das liebe Brot; die lange Krankheit hat alles aufgezehrt, und an meine Freunde und Bekannten kann ich mich nicht mehr wenden, da sie mich schon nach Möglichkeit unterstützen haben.“

Tanuß gab keine Antwort.

„Ich verlange ja nicht viel, Herr“, sprach Flins weiter. „Wenn es ein paar Bierdungen sind, so bin ich schon zufrieden.“

„Weht fleißig daheim,“ kam es eifrigst über die Lippen des Handelsherrn, „dann wird Euch das Geld nicht fehlen. Lohn vor der Arbeit ist ein Unding.“

Damit wandte er dem Bittenden den Rücken. Er sah es nicht, wie Peter Flins die Hände ballte und flammende Blicke auf ihn richtete, und er hörte auch nicht die Verwünschung, die der arme Tuchmacher vor sich hinhurmelte.

Bornbebenden Herzens verließ Flins das Haus, aus dem fast gleichzeitig mit ihm die Tochter Wicker Kaisers trat. Auch sie gehörte

den reichen Geschlechtern der Stadt zu, und Peter Fhins warf neidische Blicke auf ihre kostbaren, goldgestickten Gewänder und das funkelnde Geschmeide in ihrem Haar.

„So sind sie alle,“ flüsterte er bebend, „sie prahlen mit ihrem Reichtum und sind hart gegen ihre armen Nebenmenschen. Wahrlich, sie tun, als ob es ein Verbrechen sei, in Niedrigkeit das Licht der Welt erblickt zu haben, und wer keinen Besitz hat, der ist in ihren Augen ein Brack auf dem Meere des Lebens, allen Stürmen des Schicksals preisgegeben.“

Tief erbittert eilte er durch die Gassen dem Neuen Markte zu, um nach der Neustadt zu gelangen. Aber er sah sich von Hans Scheidt aufgehalten, dem er sein Mißgeschick erzählte.

„Ei, Bruderherz,“ rief der freundliche Genosse, „wir werden dich und die Hanna nicht im Stiche lassen, darum wirf jede Sorge von dir. Komm mit nach dem Sand hinüber, der Kretschmer sticht ein neues Faß Schöps an.“

„Es wäre Sünde von mir, meine letzten Heller zu vertrinken.“

„Du bist mein Gast, Peter, darum komm nur mit.“

Die Freundlichkeit des wohlhabenden Tuchmachers tat Peter Fhins wohl, und so ging er in seiner Gesellschaft nach dem Kretscham, wo die übrigen Bekannten schon beim schäumenden Krüge saßen und fröhlich zechten.

Die raue Behandlung, die Peters Fhins durch Januß zuteil geworden war, rief in den Gemütern der Anwesenden einen wahren Sturm hervor. Drohende Reden der schlimmsten Art wurden laut, und alle einigten sich in dem Entschlusse, gegen die Patrizier offen aufzutreten.

„Wir wollen zum Herzog gehen und unsere Klagen anbringen“, riet Hans Scheidt.

„Das wird uns wenig nützen,“ widersprach Gleser, „dem Herzog sind die Hände gebunden, da er tief in der Schuld der Patrizier steht. Es wäre töricht von ihm, sich nicht auf ihre Seite zu schlagen.“

„Wir dürfen nicht allein zu ihm kommen,“ ergriff Bappelbaum das Wort, „sondern müssen uns mit andern Bünstlern verbünden.“

„Die Neustädter werden immer im Nachteil bleiben,“ meinte Scheidt kopfschüttelnd.

„Deshalb müssen wir Genossen aus der Altstadt werben“, fuhr Bappelbaum fort. „Glaubt doch nur ja, daß man auch dort des Patrizierregiments müde ist.“

„Und wenn wir trotz alledem nichts durchsetzen können?“ rief Glefer. „Was soll dann geschehen?“

Keiner hatte eine Antwort.

„So will ich es euch sagen“, sprach Glefer weiter und nötigte durch einen Wink die Genossen zum Näherrücken. „Wir schließen uns den Polen an.“

Diese leise gesprochenen Worte hatten nicht die von Glefer beabsichtigte Wirkung. Man sah ziemlich enttäuscht einander an, und Scheidt äußerte:

„Das nenne ich vom Regen in die Traufe kommen.“

„Du irrst“, widersprach Glefer. „Wenn die Polen auf unsern Anschluß mit Sicherheit rechnen können, so werden sie sich auch zu Privilegien verstehen, und, weiß Gott, lieber polnisch sein und behaglich leben können, als hungernd das Joch übermütiger Patrizier ertragen!“

„Ich weiß doch nicht“, meinte Peter Flins, „ob ich Euch da recht geben kann. Das Gefühl, ein Deutscher zu sein und zu Kaiser und Reich zu gehören, ist doch auch etwas wert.“

„Hahaha!“ lachte Glefer höhniisch, „Kaiser und Reich kümmern sich viel um uns. Wer mir brav Brot gibt, dessen Lied singe ich, gleichviel ob es ein Pole oder ein Deutscher ist.“

„Euch kommt das freilich leichter an“, meinte Flins erregt, „da Ihr weder zu dem einen noch zu dem andern Stamme gehört.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Daß Ihr von Wallonen abstammt.“

„Oho, das ist bei uns allen der Fall!“ rief Pappelbaum.

„Ich nehme mich davon aus“, widersprach Flins, „denn meine Eltern waren deutlich von Haus aus, und auch ich bin es mit Leib und Seele, und mögen die Patrizier noch so streng und hart an uns handeln, so würde ich doch jeden einen Verräter nennen, der mit Polen gegen sie im Bunde stünde.“

Glefer schlug mit der Faust dröhnend auf den Tisch. „Ihr wagt es“, rief er zornig, „derart Eure Genossen zu schmähcn, die Euch in schwerer Drangsal redlich beigestanden haben? Ist das der Dank?“

„Ihr könnt eben nicht deutsch denken und fühlen“, erwiderte Peter Flins, „darum versteht Ihr mich auch nicht.“

„Na“, äußerte Pappelbaum ebenfalls in erregtem Tone, „ich dächte, wir hätten uns bisher immer gut verstanden, aber wenn Ihr Euch auf die Seite der Patrizier schlägt, dann freilich —“

„Ihr schüttelt Wahrheit und Irrthum durcheinander,“ unterbrach ihn Glins ärgerlich, „und außerdem tut Ihr unrecht, wenn Ihr alle Patrizier mit einem Maße messet. Es gibt vortreffliche Männer unter ihnen, denen das Wohl der Stadt und des ganzen Fürstentums wahrlich noch mehr am Herzen liegt als uns allen.“

„Nun gut,“ rief Glejer, „so seht zu, ob sie für Euch sorgen und gegen die Übergriffe des Januß schützen.“

„Samohl,“ stimmte Pappelbaum bei, „geht Ihr Euers Weges, und laßt uns den unsrigen ziehen!“

„Nicht doch,“ ergriß Scheidt als Vermittler das Wort, „laßt keinen Bruch zwischen uns aufkommen. Sei geachtet, Peter, und nimm deine tränkenden Worte zurück.“

„Wenn ich das täte,“ entgegnete dieser, „so würde ich damit nur zugeben, daß ich die Unwahrheit gesprochen habe. Ich bin gut deutsch und ein Feind der Polen, und wenn Ihr Euch mit diesen verbünden wollt, so gehen allerdings fortan unsere Wege auseinander.“

Der friedlich gesinnte Hans Scheidt gab sich alle Mühe, den Streit zu schlichten, aber er goß nur Öl ins Feuer, und zuletzt hatte er beide Parteien gegen sich.

„I, so macht, was Ihr wollt!“ polterte der gutmütige Mann, „mich seht Ihr hier sobald nicht wieder.“ Er trank den Rest im Krüge aus, drückte seine Kappe auf den Kopf und verließ den Kretscham.

Peter Glins folgte ihm bald nach, da die Reden der anderen gegen ihn immer drohender wurden, und mit großer Bekümmernis trat er den Weg nach Hause an.

Er hätte seinem Weibe so gern gute Nachricht gebracht, und nun mußte er ihre Sorgen noch vermehren. Er war mit den Genossen zerfallen, und was er von Januß zu erwarten hatte, wußte er nur zu gut.

Die beiden Ehegatten saßen am nächsten Morgen traurig bei ihrer gemeinsamen Arbeit. Der letzte Heller war ausgegeben, und keinerlei Hilfe in Aussicht. Hätte Hanna den treuen Glauben an ihren Gott nicht gehabt, sie wäre verzweifelt. Sie war von jeher die Trösterin ihres Gatten gewesen und hatte ihn in den schwersten Stunden aufzurichten vermocht. Das versuchte sie auch heute wieder, obgleich sie selbst des Zuspruchs bedurfte; und um den zaghaften Peter zu zerstreuen, lenkte sie das Gespräch auf den freundlichen Junfer Nikolaus, der ihnen die Grüße von Klas persönlich aus-

gerichtet hatte. Hanna baute im stillen auf sein Wohlwollen und verlieh dieser Hoffnung Worte, indem sie Peter zu bedenken gab, ob es nicht das beste sei, ihre gegenwärtige schlimme Lage dem Junfer Neste zu offenbaren. Doch davon wollte Peter nichts hören. Es bäumte sich in ihm der Stolz des Zünftlers auf, der keinem Patrizier ein gutes Wort gab, mochte er auch mit dessen politischen Bestrebungen einverstanden sein. Der Meinungsverschiedenheit der beiden Gatten wurde jedoch durch das unerwartete Erscheinen des jungen Neste ein rasches Ziel gesetzt.

Nikolaus sah so heiter aus wie der sonnige Herbsttag, der draußen über Gassen und Plätzen lagerte.

„Nicht wahr,“ rief der Junfer dem sich verneigenden Ehepaare zu, „ich habe lange auf mich warten lassen? Ich weiß wohl, es war nicht recht von mir, jedoch die Verhältnisse hielten mich von der Erfüllung meines Versprechens ab. Heute aber ziehe ich mit Bündel zu fröhlichem Pirschgang aus, und da mich der Weg durch den Wald bei Scepin führt, so will ich den armen KLAS aufsuchen. Was soll ich ihm von Euch bringen?“

Die Gatten seufzten.

„Er hätte gar vieles nötig,“ äußerte Hanna, „besonders jetzt, wo die Mächte kühler werden, und die Natur keine Gaben mehr beut. Aber —“

Sie vollendete ihre Rede nicht; um so beredter sprachen die Tränen, die über ihre bleichen Wangen rannen.

„Sagt es nur rund heraus,“ meinte Nikolaus, „Ihr entbehrt selbst des Nötigsten. Ja ja, ich weiß es,“ fügte er auf eine Bewegung Peters hinzu, „der alte Schreiber von Januß hat mir so manches erzählt. Er ist gar rauh, der Kölner Handelsherr, und hat Euch wehgetan, darum ist es doppelte Pflicht, die Unfreundlichkeit wieder gut zu machen. Nehmt dies zum Andenken.“

Er überreichte dem staunenden Peter einen gefüllten Lederbeutel.

„Nicht doch, Herr,“ stotterte der Tuchmacher, „das ist zu viel.“

„Dünkt es Euch so,“ sagte Nikolaus lachend, „so gebt den Über-schuß Eurer braven Hausfrau, sie wird ihn nicht verschmähen.“

Hanna eilte auf den Junfer zu und wollte ihm in ihrer überströmenden Dankbarkeit die Hand küssen, aber er wehrte es ihr mit den Worten:

„Nicht so, gute Frau, könntet Ihr doch meine Mutter sein. Was KLAS Brome betrifft,“ fuhr er in munterem Tone fort, „so wollet

Ihr mir die Sorge um sein Wohl überlassen. Vielleicht kann ich später einmal, wenn die Zeiten ruhiger geworden sind, noch mehr für ihn tun.“

Hanna hatte nur Tränen als Antwort, und auch Peter war so gerührt, daß er blaß hervorstottern konnte:

„Wodurch haben wir soviel Güte verdient?“

„Durch Euer ehrliches Wesen“, erwiderte Nikolaus, „und durch das gemeinsame Schicksal, das Gott über uns beide verhängt hat. Ich habe die Tücke des Polen Hanko zu fürchten, und Ihr nicht minder. Noch bin ich ihr entronnen, während Ihr sie schon schwer empfunden habt. Wer weiß, was die Zukunft bringt, und es ist gut, wenn deutsche Männer einmütig zusammenhalten gegenüber polnischer Hinterlist. Glaubt mir, es wäre gerade in jetziger Zeit zu wünschen, daß die Günstigen ihren alten Haß gegen uns Patrizier fahren ließen und treu zur Stadt hielten, denn unsere Feinde spinnen schlimme Ränke.“

Peter litt unter einem schweren Kampfe in seiner Brust. War es nicht seine Pflicht, den Junker, der so edelmütig an ihm gehandelt hatte, vor den schlimmen Absichten seiner Genossen zu warnen? Aber mit gleicher Eindringlichkeit rief ihm eine innere Stimme zu, daß es eine Schmach sei, an den eigenen Kameraden zum Verräter zu werden, an den Männern, die ihn während seiner Krankheit so treu unterstützt hatten. Seine Lippen blieben deshalb stumm, und er begnügte sich damit, die wohlthätige Hand des Junkers innig zu drücken, als dieser bald nachher die ärmliche Hütte verließ.

Viertes Kapitel.

Santo.

In einem gepolsterten Lehnstuhl saß Konrad von Reste, eingehüllt in ein langes, mit weißem Pelz verbrämtes, dunkelfarbenes Gewand.

Das Antlitz des fünfundachtzigjährigen Greises war rosig angehaucht und umgeben von dicht herabwallendem weißem Haare, das bis zur Schulter reichte. In den männlich schönen Gesichtszügen paarte sich freundliche Milde mit entschiedener Willenskraft, und derselbe trotzigkühne Ausdruck um den festgeschlossenen Mund, wie er bei Nikolaus zu finden war, zeigte sich auch beim Großvater; wie denn überhaupt der Enkel diesem auffallend glich. Die hohe Zahl von Jahren hatte den Rücken Konrad von Restes nicht zu beugen vermocht, und mit voller patrizischer Würde schritt er hochauferichtet durch die weiten Räume des Hauses, indem er nur selten von dem Krückstock in seiner Rechten Gebrauch machte.

Die Leute sagten in ihrer Bewunderung, daß ein Feldherr an ihm verloren gegangen sei, und wenn auch dahingestellt bleiben muß, ob sie darin recht hatten, so blieb es doch eine unumstößliche Wahrheit, daß der alte Herr zu einer sehr kriegerischen Stunde das Licht der Welt erblickt hatte. In einer unheimlichen Aprilmacht, wo die wilden Horden des Mongolenheeres gleich einer vom Sturme gepeitschten Wetterwolke herangefaut kamen und Breslaw zu vernichten drohten, war Konrad zur Welt gekommen, und mit ganz besonderer Vorliebe schilderte er die Schrecken jener Nacht und den Heldentod Herzog Heinrichs des Zweiten in dem blutigen Treffen von Wahlstatt, wie er es einst von seinem Vater vernommen hatte.

Auch heute kam er wieder darauf zu sprechen, und der ihm

gegenüberstehende Buddel hörte andächtig zu, als ob er die Erzählung zum ersten Male vernähme. Von Zeit zu Zeit reichte er seinem alten Herrn einen auf dem Tisch stehenden silbernen Becher hin, und der edle Rheinwein tat das Seinige, die Lebhaftigkeit der Schilderung zu erhöhen.

„Es war eine gar düstere Leidenszeit,“ fuhr Konrad von Roste im Erzählen fort, „in der die Bewohner unserer Stadt damals lebten. Die Stadt mußte aufgegeben werden, und alles zog sich nach der Dom- und Sandinsel zurück, die nur eine schwache Besatzung hatte, während Herzog Heinrich seine eilig zusammengerafften Streitkräfte hinter die festen Mauern des Liegnitzer Schlosses führte, um dort den günstigen Augenblick zur Feldschlacht abzuwarten. Bretslaw füllte sich mit Flüchtlingen, die entsetzliche Dinge von der Mordlust der Mongolen berichteten, und als der erste Ostertag dämmerte und die Übersiedelung nach den beiden Inseln unter dem Jammer der Weiber und Kinder erfolgt war, da ging die verlassene Stadt in Flammen auf, damit die nahenden Barbaren kein Obdach finden sollten. Statt der Weihrauchwolken wirbelte der Morgenwind den Rauch der brennenden Häuser und Hütten in die Luft, und riesenhoch erhoben sich über ihnen die auflodernden Flammen, die alles mit ihren feurigen Armen umfaßten und verzehrten. Nichts ragte aus den rauchenden Trümmern hervor als das steinerne Kaufhaus der Deutschen, eine stolze Säule inmitten der umgebenden Schrecken — eine Verheißung neuen Werdens und neuen Lebens! Und als die kurzhalssigen, häßlichen Mongolen in unübersehbarem Gewimmel erschienen, da brachen sie in einen Schrei der Wut aus; sie hatten gehofft, eine blühende Hauptstadt auszurauben und zerstören zu können, und fanden nur eine qualmende Brandstätte. In ihrem ohnmächtigen Zorn sandten sie einen Eisenhagel von Pfeilen über die Mauern und Verhaue nach den Oderinseln hinüber, deren sie sich nicht zu bemächtigen vermochten, und bald genug zogen sie dem Heere Herzog Heinrichs nach Liegnitz nach. Wie einst die Helden der Thermopylen dem gewaltigen Perserheere des Xerxes, so trat der mutige Herzog mit seiner kleinen Schar den Mongolen entgegen. Es war ein heißes, entsetzliches Ringen, und die kleine Streitmacht des Pfaffen schmolz wie Wachs unter der Sonne; nur ein winziger Rest kämpfte weiter, sich um seinen Herzog sammelnd. Mit wenig Reitern bahnte sich Heinrich einen Weg durch die Feinde, bis ein Lanzenstich seinem löwenartigen Ringen ein Ziel setzte. Die Barbaren hieben sein edles Haupt vom Rumpfe und steckten es als blutiges Sieges-

zeichen auf eine Lanze. Aber sie wagten keine zweite Schlacht, so erschreckt waren sie von der heldenmütigen Kampfweise Herzog Heinrichs und seiner Scharen, und wenig Wochen später waren die wilden Horden vom Boden Schlesiens verschwunden. Deutschland blieb vor einem Einbruch der Barbaren verschont, und das hatte es nur der treuen Wacht der Dismark zu danken, die vergebens auf des Reiches Hilfe gehofft hatte. Und so wie damals“, schloß der Greis, indem er den silbernen Becher erhob, „wollen wir auch jetzt auf unserem vereinsamten Posten ausharren und die Feinde abwehren, mögen sie sich nun Mongolen oder Polen nennen!“

„Herr,“ rief der durch die Erzählung begeisterte Buddel aus, „wir wollen sie hauen, daß die Stücke fliegen! Aber freilich“, fügte er nach kurzem Überlegen hinzu, „zunächst sollte wohl in der Stadt selbst der Anfang gemacht werden, die von Polen wimmelt wie ein Ameisenhaufen von seinen Bewohnern.“

Nochte Buddel auch übertreiben, so hatte es doch seine Richtigkeit, daß der polnische Einfluß in der Stadt nicht nur durch den teilweise noch polnischen Hofadel und den regen Verkehr der Breslauer Kaufleute mit den polnischen Händlern unterhalten wurde, sondern auch durch slawische Diensthofen, Arbeiter und Handwerker Förderung fand.

„Wir sind umgeben von Spionen,“ fuhr Buddel eifrig fort, „und das sind schlimmere Feinde als die in offener Feldschlacht. Auch unserer Aninka traue ich nicht; sie spürt im Hause umher und hat das Ohr an jeder Thür.“

„Du siehst zu schwarz, Alter“, erwiderte Konrad.

„Laß mich die Probe machen, Herr“, bat Buddel, der schon vorher den Ton seiner Rede gedämpft hatte, mit leiser Stimme.

Er schlich nach der Thür und stieß sie kräftig zurück.

Draußen ertlang der Bebruch einer Frauenstimme. Es war in der That die polnische Magd Aninka, die Buddel unsanft getroffen hatte.

Der Alte freute sich des Gelingens seiner List, Konrad von Neße dagegen blieb ernst. Der an und für sich unbedeutende Vorfall hatte ihm zu denken gegeben.

„Wäre nur erst Gisko aus Preußen wieder zurück,“ sagte er halblaut vor sich hin, „und brächte er uns gute Kunde.“

Das Erscheinen des Entels heiterte die umwölkten Stirn des Greises auf. Sein Antlitz verklärte sich bei dem Anblick seines

verjüngten Ebenbildes, des mutig frischen Nikolaus, dessen Augen so fest in die Welt schauten, als ob sie jeglichen Feind zu bannen imstande seien.

Er küßte dem Großvater die Hand und rief dann Buddel zu: „Ei, Alter, was stehst du so träge da, weißt du denn nicht, daß wir heute pirschen wollen? Ist mein Jagdkleid in Ordnung, der Ledertragen rein, und sind die Waffen geschärft?“

Buddel zog ein verlegenes Gesicht und verschwand eiligst aus dem Zimmer.

„Du nimmst außer dem Alten doch noch einige Knechte mit?“ fragte Konrad.

„Wozu, Großvater?“ gab Nikolaus zurück. „Bin ich nicht Mannes genug, um mit scheuem Wilde fertig zu werden?“

„Ich fürchte nicht die Tiere des Waldes,“ entgegnete der Greis, „wohl aber die Heimtücke der Menschen. Die Unsicherheit auf den Landstraßen nimmt in erschreckender Weise zu, auch sind es nicht nur Begelegerer, die im Walde den Wanderer überfallen und ausplündern, sondern auch politische Feinde unserer Stadt.“

„Sei meinetwegen unbesorgt“, erwiderte Nikolaus mit heiterem Lächeln, der dem Gespräche dadurch ein rasches Ende machte, daß er nach dem Vorraum eilte, wo Buddel mit dem Putzen der Waffen beschäftigt war.

„Alter,“ redete er ihn an, „wir werden uns heute tüchtig mit Speise und Trank versorgen.“

„Wollt Ihr so lange ausbleiben, Junker?“ fragte der Knecht.

Nikolaus gab eine ausweichende Antwort.

Als er bald nachher im grünen Jagdkleid erschien, die lederne, mit einer Reiherfeder geschmückte Kappe auf dem Kopfe, mußte ihm Buddel nach der geräumigen Vorratskammer folgen, wo er ihn derart mit Lebensmitteln bepakte, daß der Alte wie ein wandelnder Kramladen aus sah.

Die Schaffnerin des Kestischen Hauses, eine in ihren Wirtschaftsdingen sehr genaue Frau, schüttelte ob der unverhofften Plünderung der Vorratskammer mißbilligend das Haupt und war sehr geneigt, ihren Ärger an einer der Mägde auszulassen. Sie erkor sich dazu Aninta aus, weil diese auf ihr wiederholtes Rufen nicht erschien. Es stellte sich heraus, daß das Mädchen gar nicht im Hause verweilte, sondern es ohne Erlaubnis verlassen hatte.

„Sie wird der Strafpredigt der Schaffnerin nicht entgehen,“ sagte

Puddel mit Lachen, als er hinter dem Junker die Straße betrat, „und das gönne ich dem heimtückischen Geschöpf. Aber sagt mir, Junker, warum ich das viele Zeug da mitschleppen muß. Es gehört ja schon mehr als ein Wolfs- oder Bärenhunger dazu, um nur die Hälfte aufzuessen.“

„Ich habe das alles für einen armen Mann bestimmt“, antwortete Nikolaus, schenkte aber den weiteren neugierigen Fragen Puddels kein Gehör mehr.

Ziemlich verdrossen trottete der Alte neben dem Junker dahin, den Blick auf den Boden gerichtet, bis der Graben vor dem Nikolaitore überschritten war, und die Schindeldächer von Scepin in der Ferne auftauchten. Der Anblick des Dorfes tat dem Alten immer wohl, denn er rief ihm seine Enkel ins Gedächtnis, die er, trotz seines scheinbar barschen Wesens, mit voller Großvaterzärtlichkeit liebte. Aber seine sich aufklärenden Mienen machten bald großer Enttäuschung Platz, da Nikolaus die nach Scepin führende Straße verließ und sich über die Wiesen geradeswegs dem Walde zuwandte. Inzwischen hatte Puddel gehofft, daß die Familie seines Sohnes von den mitgeschleppten Vorräten etwas abbekommen werde; nun er sich enttäuscht sah, wurde ihm die Last doppelt schwer. Er ächzte und stöhnte, bis er plötzlich, sein Leid vergessend, ausrief:

„Holla, Junker, schaut hinter Euch!“

Dabei deutete er nach den sich dicht vor Scepin erhebenden Gutsgebäuden.

Nikolaus erblickte einige polnische Reiter, die von dorthier querselbein kamen. Ihre Absicht, auf den Junker und seinen Begleiter zu stoßen, war nicht zu verkennen.

„Die Burschen haben offenbar nichts Gutes vor“, äußerte Puddel. „Laßt uns eilen, Junker, damit wir den schützenden Wald gewinnen.“

Der Alte schien in seiner Besorgnis die Last seines Gepäcks gänzlich vergessen zu haben, so schnell trabte er vorwärts.

Die polnischen Reiter hatten sich inzwischen so weit genähert, daß des Junkers scharfer Blick ihre Gesichter erkennen konnte. Er stieß einen halbunterdrückten Schrei aus und blieb, den Jagdspeer mit beiden Händen umklammernd, wie festgebannt stehen.

„Schnell, Junker,“ rief ihm der vorausgeeilte Puddel zu, „es ist die höchste Zeit, die Kerle haben es unfehlbar auf uns abgesehen.“

Aber Nikolaus antwortete nicht und rührte sich auch nicht vom Platze.

Kopfschüttelnd und brummend kehrte Buddel wieder um.

„Was habt Ihr denn, Junker?“ rief er, „Ihr erbleicht ja.“

„Erkennst du ihn nicht?“ flüsterte Nikolaus, wobei er auf den mittlern der heransprengenden Reiter deutete.

„Heilige Jungfrau!“ rief Buddel entsetzt. „Es ist Hanko, wie er leibt und lebt! Jetzt gilt es mannhaft kämpfen!“

„Bis auf das Blut!“ murmelte Nikolaus.

Als die Polen sahen, daß die von ihnen Verfolgten sie festen Fußes erwarteten und sich kampfbereit machten, zügelten sie ihre Rosse. Einer von ihnen zog eine kleine Pfeife hervor und ließ einen schrillen Pfiff ertönen. Eine Minute später tauchten zwischen den Gebäuden des Gutes neue Reiter auf.

„Sie wollen uns fangen, Junker,“ rief Buddel, „verlaßt Euch darauf.“

„Lebendig sollen sie mich nicht in ihre Hände bekommen,“ entgegnete Nikolaus, „und wenn es dennoch geschehen sollte, dann fordere ich von dir, Alter, einen Liebesdienst.“

„Was ist es, spricht!“

„Wenn ich den Schurken lebend in die Hände falle, so gibst du mir mit deinem treuen Schwert den Gnadenstoß. Willst du mir dies geloben?“

„Junker,“ antwortete Buddel in gepreßtem Tone und mit geballten Händen, „Ihr setzt meine Liebe auf eine gar harte Probe — und dennoch — wahrhaftig — ich täte es, denn der Gedanke, Euch im Joche unserer Feinde zu wissen, wäre schrecklicher als die Kunde von Euerem Tode. Noch aber ist es nicht so weit, Junker, darum laßt uns auf unsere Rettung denken.“

„Fliehen?“ entgegnete Nikolaus verächtlich, während er des Knechtes Arm erfaßte.

„Was hilft aller Heldenmut,“ gab der Alte zurück, „wenn der Gegner uns überlegen ist?“

„Ich weiche nicht von der Stelle!“ rief Nikolaus trotzig.

„Himmel und Hölle, so bedenkt doch nur, daß, wenn Ihr jetzt Euer Blut verspricht, es nicht zum Wohle des Vaterlandes geschieht. Darum spart es für bessere Zwecke auf. Unsere Stadt kann Euern starken Arm noch nötig brauchen.“

Nikolaus konnte sich solchen vernünftigen Vorstellungen nicht

verschließen, und so eilte er denn — wenn schon mit großem Widerstreben und aufbäumendem Zorn im Herzen — dem nahen Walde zu.

Inzwischen hatten jene Reiter, die zuerst aufgetaucht waren, eine äußerst gewandte Umgehung ausgeführt, so daß es für Nikolaus und seinen Begleiter unmöglich wurde, vor ihren Verfolgern den Waldessaum zu erreichen. Die Absicht des Polen ging offenbar dahin, die beiden Männer von vorn und im Rücken zu bedrohen und dadurch mit Leichtigkeit in seine Gewalt zu bekommen.

„Setzt schütze Euch Gott, Junker!“ rief Buddel in schmerzlicher Bewegung.

„Wegen meiner sei unbesorgt,“ erwiderte Nikolaus, „unsere Gegner werden mein Leben schonen, das ist sicherlich Nikas Befehl — aber um dich, mein treuer Alter, bangt mir. Wirf das lästige Gepäck von dir, damit du dich leichter schützen kannst.“

„Der arme Mann, für den Ihr es bestimmt habt, soll nicht hungern. Ich will mich schon wacker verteidigen.“

Es kam so, wie vorauszusehen war: Als nur noch wenig Schritte zwischen den Flüchtigen und dem Walde lagen, erreichten die drei Reiter schon den Saum und verlegten ihnen den Weg.

„Ergebt Euch, Nikolaus von Reste!“ rief der Verwegenste von ihnen, in dem der Junker bereits Hanko erkannt hatte. „Ich schwöre Euch, daß Euch kein Haar gekrümmt werden soll.“

„Wollen sehen, ob der Eid eines Polen etwas gilt!“ erwiderte Nikolaus zornfunkelnden Auges, indem er zugleich mit dem Speer auf seinen Gegner eindrang.

Dieser wehrte mit seinem Schwert die gefährlichen Stöße ab, während die andern beiden Reiter Buddel zu Leibe rückten. Sie setzten ihm scharf zu, denn es lag ihnen daran, den Junker seines Beistandes zu berauben; als Nikolaus deshalb sah, in welcher Gefahr der treue Genosse schwebte, ließ er von seinem Angriff gegen Hanko ab und verwundete einen der beiden Reiter am rechten Arm so, daß dem Betroffenen das Schwert entfiel.

„Reizt meinen Grimm nicht, Junker!“ schrie Hanko. „Ergebt Euch! Jeder Widerstand ist unnütz.“

Nikolaus würdigte den Sprecher keiner Antwort; er drang auf den dritten Reiter ein, während der wieder freigewordene Buddel dessen verwundeten Genossen zusetzte.

Da jagten die anderen Polen auf ihren kleinen Rossen heran.

Eine längere Verteidigung war unmöglich. Zugleich fühlte sich Nikolaus hinterrücks gepackt; Hanko hatte den günstigen Augenblick, wo er ihm den Rücken wandte, benutzt — doch mit herkulischer Kraft riß sich der Jüngling los, sprang ein paar Schritte zurück, so daß er die Flanken-
seite von Hankos Pferd gewann, und warf seinen Speer so geschickt, daß die Spitze tief in das Fleisch des Tieres drang und dieses mit lautem Gestöhn zusammenbrach.

Die dadurch entstehende Verwirrung benutzend, riß Nikolaus den treuen Buddel an sich, und wenig Sekunden später befanden sich beide im Walde. Doch leider hatten sie nur einen kleinen Vorsprung vor ihren Verfolgern voraus. Diese waren, mit Ausnahme ihres verwundeten Gefährten, der zur Bewachung der Pferde zurückblieb, von ihren Rossen herabgesprungen und eilten den Flüchtigen nach. Immer geringer wurde die Entfernung zwischen beiden Parteien; die Polen waren insofern im Vorteil, als sie den Pfad nicht zu suchen brauchten, während Nikolaus mit Buddel bald nach rechts, bald nach links ausweichen oder sich zu kleinen Umwegen bequemen mußte, da das Dickicht in diesem Teile des Waldes oft große Hindernisse darbot.

Gleichwohl schien Nikolaus einem bestimmten Ziele zuzusteuern.

„Funker, ich kann nicht mehr,“ ächzte der neben ihm herlaufende Buddel, „der Atem geht aus, und die Beine dazu.“

„Mut, Alter!“ erwiderte Nikolaus in beschwörendem Tone, „nur noch eine kurze Strecke, und ich hoffe, daß wir dann außer Gefahr sind.“

„Unmöglich, Funker,“ jammerte der Alte, „unsere Verfolger sind uns hart auf den Fersen.“

Buddel hatte leider recht. Kaum hundert Schritt hinterher stürmte Hanko mit seinem Trosse ihnen nach, ein Entrinnen schien unmöglich. Mit wilder Verzweiflung und dem Aufgebot all seiner Kräfte riß Nikolaus den ermatteten Alten mit sich fort, der gleich nachher mit dem Schreckensrufe: „Alle guten Geister!“ in seine Knie sank. Der starre Blick seiner Augen haftete auf einer Erscheinung, die gleich einem Geiste über dem undurchdringlichen Dickicht schwebte, das sie jetzt erreichten. In seiner abergläubischen Furcht wollte es Buddel dünken, als ob in dem hohlwangigen Gesicht, das er dicht vor sich erblickte, Hunderte von Augen leuchteten und es ein ganzer Wald von Haaren umgäbe. Aber er kam nicht zur Besinnung, denn schon fühlte er sich von Nikolaus emporgerissen, und gleich nachher erfaßten ihn zwei



Alle guten Geister!

kalte, abgemagerte Hände. Er schrie auf und verschwand — der Junfer folgte ihm.

Nur wenig Sekunden, und die Verfolger hatten die undurchdringliche Wand des Dickichts erreicht. Vergebens suchten sie nach einem Ausweg, die Flüchtigen waren nicht mehr zu sehen, und aus Hankos Munde drangen wilde Flüche. Da erblickte er seitwärts eine seltsame Gestalt, die stöhnend am Boden lag. Es war ein abgemagerter Mann mit langen Haupt- und Barthaaren.

Hanko eilte mit seinen Begleitern auf ihn zu.

„Helft mir Armißten auf, wenn Ihr ein Herz im Leibe habt!“ flehte der wunderliche Waldbewohner. „Zwei schlimme Gesellen haben mich niedergerannt —“

„Wo sind sie?“ unterbrach ihn Hanko stürmisch. „Sprich rasch, du sollst eine gute Belohnung haben.“

Der Langhaarige hustete und drückte die Hand auf die Brust, dann streckte er die dürre Rechte aus und deutete auf einen schmalen Saumpfad, der den Polen bisher entgangen war.

„Haben sie diese Richtung eingeschlagen?“ rief Hanko.

Der Gefragte nickte und hielt, wie zum Empfange der Belohnung, die knöcherne Hand hin.

Doch der rohe Pole schlug mit der Faust darauf und eilte mit seinem Troß von dannen, indem er immer dem schmalen Pfade folgte und sich durch das dichte Geäst des Unterholzes zwängte.

So sehr sich die Verfolger aber auch beeilten, von den Flüchtigen zeigte sich keine Spur, sie blieben wie vom Boden verschwunden. Immer stärker begann Hanko zu fluchen, und immer gräßlicher wurden seine Verwünschungen. Er war seiner Sache so sicher gewesen und hätte einen Eid darauf abgelegt, diesmal den Junfer in seine Gewalt zu bekommen — und nun war er ihm doch wieder entwischt. Er fürchtete die Ungnade seiner strengen Herrin, und in wilder Verzweiflung rannte er immer tiefer in den Wald, bis die überhandnehmende Dunkelheit seinem Suchen ein Ziel setzte.

Ermattet warf er sich mit seinen Genossen auf den weichen Waldboden nieder, aber die Befürchtung, sich nicht wieder zurückzufinden und die Nacht im Freien verbringen zu müssen, ließ ihn nicht lange ruhen. Der schmale Pfad war jetzt nicht mehr zu erkennen, und nur zu bald kamen die Polen vom rechten Wege ab. Alles Schelten und Fluchen nützte nichts, eine Stunde verging nach der andern, die Nacht

senkte sich herab, und in die Finsternis des Waldes blinkte nur hin und wieder ein Stern.

Die Polen waren schon lange umhergeirrt, als sie endlich aus weiter Ferne den Klang von Hifthörnern vernahmen. Das ihnen bekannte Signal kam von den sie suchenden Freunden, und indem sie dem Schall folgten, näherten sie sich endlich einer Dichtung des Waldes. Es stellte sich jetzt heraus, daß sie einen weiten Bogen zurückgelegt hatten und die vor ihnen auftauchenden Gebäude zu dem im Süden von der Stadt gelegenen Kreuzhofe der Johanniter gehörten. Die Kommende, welche die Ritter dieses Ordens in unbekannter Zeit hier gegründet, wurde gemieden, weil sie viele mit ansteckenden Krankheiten behaftete Pilger barg, deren Sammelpunkt die daneben sich erhebende Kirche zum heiligen Leichnam war.

Hanko und seinen Gefährten blieb jedoch kein anderer Ausweg, und sich bekreuzigend schritten sie zwischen den Gebäuden hindurch.

Aus einem derselben traten soeben mehrere mit brennenden Fackeln versehene Knechte; sie bildeten ein Spalier und verneigten sich ehrfurchtsvoll vor einem geistlichen, mit einem violetten Talar bekleideten Herrn, neben dem der Komtur der Kommende einherging.

„Die Gelder sollen pünktlich gezahlt werden“, äußerte der Vorsteher in kühl-höflichem Tone.

„So will ich mich noch eine kurze Zeit gedulden“, erwiderte der geistliche Würdenträger, dessen Äußeres den Italiener verriet. „Aber bedenkt wohl, daß, wenn ich das nächste Mal wiederkomme und Ihr die Gelder nicht bereit haltet, Euch und die Kommende schwere Strafen treffen.“

„Ich weiß es“, versetzte der Komtur, ein alter, würdiger Mann. „Hätten wir nicht so viele Kranke, so würden wir die Summe wohl früher zusammengebracht haben.“

Nach diesen Worten verneigte er sich vor dem sich verabschiedenden Legaten, der von Hanko und seinen Begleitern bereits erkannt worden war. Sie verneigten sich vor ihm, und Andreas von Veroli sprach sie freundlich an.

„Wie kommt Ihr hierher?“ fragte er mit schnarrender Stimme. „Als ich mich von unseren Freunden fortbegab, wurdet Ihr schon von Euerm Zuge zurück erwartet. Habt Ihr Erfolg gehabt?“

„Leider nein“, erwiderte Hanko dumpf.

In diesem Augenblick erklangen neue Signale, die von den Begleitern des Legaten erwidert wurden. Wenige Minuten später geschah

die Vereinigung mit den suchenden Genossen, und während des Heimwegs nach dem vor Scepin liegenden Gute erstattete Hanko von seinem mißlungenen Zuge Bericht.

„Eile mit Weile,“ äußerte Beroli und strich über die Mähne seines schwarzen Rosses, das er am Ausgang der Kommende bestiegen hatte, „wir werden schon obsiegen.“

„Aber meine Herrin,“ flugte Hanko, „was wird sie sagen?“

„Ich werde ihren Zorn gegen Euch dämpfen,“ erwiderte lächelnd der Legat, „denn ich gedenke schon in nächster Zeit auf Nitropkow einzutreffen.“

Hanko beugte sich dankend zu dem Sprecher hinüber, auf dessen dunkelfarbiges Gesicht der Schein der Fackeln fiel, die von den zu beiden Seiten des Zuges gehenden Knechten getragen wurden.

Fünftes Kapitel.

Die Männer der deutschen Ostwacht*).

Das alte Schlesien mit seiner Menge kleiner Fürstentümer und seinen zahlreichen geistlichen Besitzungen, deren Vorstände ebenfalls Herrschergewalt ausübten, gemahnte an die Buntscheckigkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation — und dennoch ging das Land, trotz dieser Zersplitterung, aus den Kämpfen gegen äußere wie innere Feinde immer siegreich hervor. Vor allem hatte es dies seinen Herzögen aus dem Hause der Piasten**) zu danken, die durch Geist und Tatkraft glänzten, und auf die jedes Volk der Welt stolz sein konnte.

Die eigentliche Geschichte Schlesiens als die eines selbständigen Landes begann erst mit dem Jahre 1163, wo Kaiser Friedrich Barbarossa für zwei Söhne eines vertriebenen und in deutschem Exil gestorbenen Polenfürsten — Wladislaw II. — durch machtvolles Dazwischentreten bei dem polnischen Großfürsten Boleslaw IV. die Abtretung zweier Herzogtümer auswirkte, aus denen sich nachmals Schlesien zusammensetzte. Im Verhältniß zu dem in jener Zeit so ungeheuern Polenreich erschienen diese Landesteile klein, und doch sollten sie binnen wenig Jahrzehnten zu einer ungeahnten Macht erstarken.

Der älteste Sohn des verstorbenen Wladislaiden erhielt den größten

*) Nach Grünhagen, „Geschichte Schlesiens“ und Weiß, „Chronik der Stadt Breslau“.

**) Der Stammvater des polnischen Königsgeschlechts war ein armer Bauer — Pajt oder Pjast mit Namen —, der bei Gnesen lebte und um das Jahr 840 zum Herzog gewählt wurde.

Teil des Landes und schlug seinen Sitz in der Burg der Breslauer Dominfel auf, jener ältesten Niederlassung, die schon bestand, ehe der erste Lichtstrahl der Geschichte auf diesen Fleck Erde fiel, und die zuerst von einem böhmischen oder polnischen Fürsten Bratislaw beherrscht wurde, dem sie und die nachherige Stadt Wretslaw auch ihren Namen verdankte, welcher sich allmählich in Breslau verwandelte. Eine feste Burg, die den Paß über den Strom verteidigte, und ein hölzernes Kirchlein mit dem bescheidenen Bischofsitz bildeten die Ortschaft, die bald als Tauschhandelsplatz größere Bedeutung erhielt. Auf dem benachbarten Stromeland, dem „Sande“, ließ sich ebenfalls eine Gemeinde nieder, die sowohl nach der Dominfel wie nach dem rechten und dem linken Ufer der Oder Brücken schlug, denn auch dort siedelten sich Menschen an. Jedoch waren es nicht nur Slawen, sondern auch Deutsche. Seit in dem ersten Kreuzzuge der alte Wandertrieb im germanischen Volke wieder erwacht war, zogen Tausende auf den Landstraßen weit hinaus über die Grenzen des Reichs — Mönche, Handwerker, lateinische Schüler, Bergleute, Ritter und Kaufleute. So schoß seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts zwischen den Riesengebirgen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oberlandes mit überraschender Schnelligkeit ein deutscher Stamm auf. Bald genug erkannte die slawische Bevölkerung den großen Unterschied zwischen ihrer daniederliegenden Kultur und der aufstrebenden der deutschen Einwanderer. Die Mönche brachten geistige Bildung mit, der Landmann den noch unbekannten Pflug, der den Erdboden fruchttragender machte als der bisher übliche Radlo (Hacke). Die polnischen Grundherren stellten mit Vorliebe deutsche Arbeiter in ihren Dienst und verzichteten auf den größten Teil ihrer Ansprüche, die sie nach einheimischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten, denn sie waren zu der Erkenntnis gelangt, daß die Arbeit der „Freien“ der der „Hörigen“ vorzuziehen sei, weil durch sie der Wohlstand des Landes gehoben wurde. Aber auch die Fürsten blieben nicht zurück; sie verliehen den Eingewanderten das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen. Außer den germanischen Elementen wanderten namentlich noch wallonische Handwerker, Gärtner und Ackerbauer in Schlesiens ein und gründeten im Südosten von Wretslaw eine eigene Niederlassung, den Flecken von St. Mauritius, der sich allmählich bis zu der von den beiden Ohlearmen gebildeten Insel ausdehnte, wo später die von den Tuchwebern bevölkerte Neustadt entstand.

Der Beginn einer neuen Zeit machte sich aber erst vom Jahre 1163 an bemerklich, als Boleslaw, der älteste Sohn des in der Verbannung verstorbenen Wladislaiden, seine Residenz in der alten Burg aufschlug. Siebzehn Jahre hatte er in Deutschland gelebt und durch den Einfluß seiner Mutter Agnes von Österreich ein verständnisinniges Interesse für deutsches Wesen und deutsche Gesittung gewonnen. Als Herzog Boleslaw im Jahre 1201 starb, war die Germanisierung seines Landes im vollsten Gange, und sein Sohn Heinrich I., der Bärtige, machte es zur wichtigsten Aufgabe seiner Regierung, das begonnene Werk des Vaters fortzusetzen. Es konnte nicht fehlen, daß die Polen mißgünstig auf diese Neuerungen sahen und sich schließlich zu einem entscheidenden Schlage zusammenrotteten. Bei Rothfisch, unweit Liegnitz, warf Heinrich I. in hartem Kampfe die Polen zurück, und dieser Sieg besiegelte für immer den deutschen Charakter des schlesischen Herrscherhauses. Neben dem blonden Polenherzoge mit dem deutschen Herzen stand würdig seine Gattin Hedwig, eine edle Fürstin, mit allen Tugenden geziert und erfüllt von solcher christlichen Liebe und wahrhafter Frömmigkeit, daß sie schon bei Lebzeiten als Heilige verehrt wurde. Auch sie war auf die Förderung deutscher Kolonisation bedacht und brachte, außer dem Gartenbau, ihrer neuen Heimath zuerst den Weinstock.

Schon ging Herzog Heinrich mit dem Gedanken um, sich die Königskrone auf das Haupt zu setzen, als der Tod seinem rastlosen Streben und Ringen ein Ziel setzte. Im März des Jahres 1238 bestieg sein Sohn, Heinrich II., in einem Alter von siebenundvierzig Jahren den verwaisten Thron. Er hatte sich schon seit vielen Jahren neben seinem Vater in würdigster Weise als deutscher Fürst bewährt. Auch er war tapfer und staatsmännisch beanlagt, edel und fromm wie seine Mutter und somit wahrhaft berufen für die hohe Aufgabe, die er als Nachfolger seines Vaters zu erfüllen hatte. Aber dem mutigen Herrscher erstand ein Feind, der mit unerhörten Schrecknissen die ganze abendländische Christenheit bedrohte. Ein Nachfolger des großen Mongolenbeherrschers Dschingis Khan warf sich mit den Myriaden seines Reitervolkes auf Rußland, schmetterte dessen Teilfürsten zu Boden und drang unter entsetzlichen Verwüstungen in Polen ein. Bei der Größe der Mongolenheere konnten nur die vereinten Kräfte der bedrohten abendländischen Fürsten ein Heer schaffen, das dem furchtbaren Feinde in offener Feldschlacht die Stirn zu bieten imstande war; Herzog Heinrich strebte eine solche Vereinigung an, allein vergebens — Kaiser Friedrich II. weilte in Belschland, und im deutschen Reiche

lähmte der Zwist zwischen geistlicher und weltlicher Obergewalt alle Kräfte. So sah sich denn der schlesische Herzog auf seine geringen Streitkräfte angewiesen, mit denen er den eindringenden Mongolen entgegenzog. Er fiel als ein echter Held auf der blutigen Walfstatt, und seinem Angedenken bleibt der ungeschmälerte Ruhm, durch seine Unererschrockenheit und Aufopferung das Abendland vor dem Hereinbrechen asiatischer Barbarei bewahrt zu haben. Die St. Vinzenz-irche birgt unter kostbarem Denkstein seine Gebeine.

Es war ein harter Schlag für die Germanisation des Ostens, daß der so vielversprechende Herrscher in der Blüte seiner Jahre den Tod fand. Er hinterließ leider nur unmündige Söhne, unter denen nur zu bald Zwistigkeiten ausbrachen; an diesen trug die gewaltsame und kopflose Art des ältesten, Boleslaw, die Hauptschuld.

Die deutsche Besiedelung der durch die entsetzlichen Verwüstungen der Mongolen zur Einöde gewordenen schlesischen Gefilde gedieh zwar jetzt doppelt, und die deutsche Einwanderung faßte vielfach da Fuß, wo bisher polnische Ortschaften gewesen waren; auch die schlesischen Städte kamen als deutsche Gemeinwesen zu einer günstigen Entwicklung, besonders Breslau; dort gaben die deutschen Kaufleute, die durch ihre größere Wohlhabenheit den Polen überlegen waren, die Anregung zu einer Erweiterung der durch den Mongolensturm verwüsteten Stadt, und an der neuen Schöpfung nahm auch die Mehrzahl der Bewohner der deutschen Bauernkolonie Scepín teil, während nur der geringere Teil der thüringischen Bewohner zurückblieb und das ebenfalls in Flammen aufgegangene Dorf wieder aufbaute. Außerdem zeigte sich auch der neue Herzog Heinrich III., dem bei der Länderteilung unter die Söhne des zweiten Heinrich Breslau zugefallen war, eifrig bemüht, mit häuslicherischem Sinn die Ordnung wiederherzustellen — dennoch schien die Zeit, wo Breslau als Mittelpunkt eines stattlichen, für den Osten hochbedeutungsvollen Reiches gegläntzt hatte, für immer verschwunden zu sein.

Aber noch einmal sollte Groß-Schlesien in stolzer Weise aufleben, und zwar unter des Herzogs Sohne, der als Heinrich IV. die Regierung des Landes übernahm. Mit fester Hand vereinte er den bei weitem größten Teil von Mittelschlesien; aus der Erbschaft seines Oheims, des Böhmenkönigs, dem er in der verhängnisvollen Schlacht auf dem Marchfelde, die Ottofar Reich und Leben kostete, tapfer zur Seite gestanden hatte, gewann er die Grafschaft Glatz, und dazu kam bald nachher noch das Krossener Land sowie

ein Stück von Großpolen. Die Mehrzahl seiner Vettern, die schlesischen Teilsfürsten, bewog er dazu, ihm für seine ferneren Kriege die Lehensfolge zu versprechen, und eine gleichbeherrschende Stellung suchte er sich auch den polnischen Herzögen gegenüber zu erringen, indem er die Ansprüche seiner Vorfahren auf Krakau wieder erneuerte. Dort stellten die Deutschen noch immer eine Macht dar; sie waren im ausschließlichen Besitze des Handels, und ihre Verbindungen mit Breslau ließen in Herzog Heinrich den Wunsch entstehen, die polnische Königstadt zu einer neuen deutschen Ostmark an der obern Weichsel zu machen. Breslaus Bürger waren bereit, mit Gut und Blut ihren Herzog zu unterstützen, als dieser beim Tode des kinderlosen Krakauer Herzogs seine Erbansprüche geltend machte. Seinem Heere öffneten die Deutschen die Tore Krakaus; aber diesem rasch errungenen Triumphe folgte gar schnell das blutige Unheil — das in Polen zurückgelassene schlesische Heer wurde von den Polen überrascht und erlitt eine furchtbare Niederlage. Eine von Heinrich schnell aufgeraffte Truppenmacht wurde ebenfalls geschlagen, und die polnischen Kriegsvölker ergoßen sich raubend und sengend über das schlesische Gebiet. Heinrich lag in seinem Schlosse krank danieder, aber er ließ den Mut nicht sinken, denn er sah sich von seinen Bundesgenossen nicht verlassen.

Den herrlichsten Beweis von Opfermut aber lieferten Breslaus Bürger; sie rüsteten mit Ausbietung aller ihrer Kräfte ein neues, drittes Heer. Heinrichs Vetter, der Herzog von Liegnitz, führte die Truppen, erfocht über die Polen einen vollkommenen Sieg und eroberte Krakau aufs neue, das nunmehr Heinrich IV. huldigte. Aber es war ihm und seinem Volke leider nicht vergönnt, die Früchte dieses Sieges zu genießen, da er zehn Monate später im blühenden Alter von siebenunddreißig Jahren in der Burg seiner Väter auf der Dominsel starb. Ein bedeutender Regent war mit ihm dahingegangen, ein edler Charakter und ein poesievoller Herz. Heinrich hinterließ keine Leibeserben, und so übernahm sein Vetter, der die Streitkräfte siegreich nach Krakau geführt hatte, als Heinrich V. die Regierung. Er war ein rechtschaffener, bürgerfreundlicher und trotz der von ihm errungenen Vorbeeren friedliebender Fürst, aber es mangelten ihm die glänzenden Herrschertalente seiner Vorfahren. Schlesien sank von der Höhe der Macht herab, die Bruderkämpfe und Länderteilungen begannen aufs neue, und die Polen bedrohten das Land, als Heinrich am 26. Februar 1296 starb, nachdem er zuvor seinen Bruder Bolko

um Übernahme der Vormundschaft über seine drei unmündigen Söhne gebeten hatte.

Herzog Bolko, der den breiten, bergigen Landstrich von der Lausitz bis zur Neiße beherrschte, war ein tapferer Kriegsheld, dabei aber klug berechnend. Mit eiserner Strenge hielt er die Herrschaft des Gesetzes in seinem Lande aufrecht, galt aber im übrigen als ein Freund der Städte; er zeigte Sinn für die Wohlfahrt der Bürger, und wenn er ein strenges Abgabensystem einführte, so geschah es nur zum Besten des Landes, dessen Kultur und Wehrhaftmachung er mit Hilfe der vermehrten Einkünfte hob. Überall, wo es ihm nützlich erschien, ließ er feste Burgen anlegen, und sein großes Interesse für eine ausreichende Verteidigung des Landes läßt auch die Nachricht glaubhaft erscheinen, die ihn als den Urheber der öffentlichen Wertschießen mit der Armbrust nach einem hölzernen Vogel bezeichnet.*) Leider war es Herzog Bolko, in dessen Wille die Ritterzeit für Schlesien romantisch ausklang, nicht vergönnt, sein Werk — die festere Gestaltung des von ihm beherrschten Landgebietes — zu Ende zu führen, denn er starb nach kaum fünfjähriger Regierung am 9. November 1301, viel zu früh für seine eigenen Söhne wie für seine Neffen.

Mit republikanischem Selbstgefühl erörterte der Rat von Breslau die Frage, wer nunmehr über Stadt und Fürstentum herrschen solle. Die Söhne Heinrichs V. standen noch im Knabenalter, und so riet ein großer Teil des Patriziats zum Anschluß an den wieder mächtig gewordenen böhmischen Staat. Dort herrschte jetzt Wenzel II., der sich nach langen Kämpfen die polnische Königskrone errungen hatte, während sein blutjunger gleichnamiger Sohn von den Ungarn auf den Thron gehoben worden war.

In der Zeit zwischen dem Todestage Bolkos und dem Aachernmittwoch des Jahres 1302 fanden im Räte von Breslau stürmische Verhandlungen über den Anschluß an Böhmen statt. Zu den heftigsten Gegnern dieses Gedankens gehörte der polenfreundliche Walter de Pomerio, der schon bei der Befreiung Herzog Heinrichs V. eine zweideutige Rolle gespielt hatte. Er drohte den Ratsherren, ihnen die Beine entzwei zu schlagen, wenn sie an den König von Böhmen schrieben. Jedoch kümmerten sich die Patrizier wenig um die ur-

*) Die Schützengilde von Schweidnitz, das sich als die Hauptstadt seiner Lande betrachten durfte, gedenkt bei ihrem alljährlichen Schützenfest noch heutzutage des Herzogs Bolko, indem sie dessen angebliches Schwert von einem gewappneten Ritter im Festzuge vorantragen läßt.

wüchfige Aeußerung des mächtigen Geldmannes; sie setzten es durch, daß der älteste Sohn Heinrichs V., der elfjährige Prinz Boleslaw, mit seiner Mutter nach Prag reiste, um König Wenzel um Übernahme der Vormundschaft zu bitten, und indem der König diesem Gesuch willfahrte, übernahm er auch die tatsächliche Herrschaft über Breslau, das ihm fortan Steuern zahlte. Es gewann den Anschein, als würde sich der Anschluß des Fürstentums Breslau an die Krone Böhmen schon in allernächster Zukunft vollziehen; da aber suchte Schlag für Schlag das Haus des Königs heim. Der deutsche König Albrecht erklärte wegen der ungarischen Erbschaft Wenzel den Krieg, und seine Heere drangen in Böhmen ein. Bald nachher starb Wenzel, und sein siebzehnjähriger Sohn, mit dem zu Nürnberg Frieden geschlossen wurde, sah sich genötigt, Ungarn aufzugeben, um die Länder des Vaters gegen die Anschläge des „ellenlangen“ (Lofjetet) Polenherzogs Wladislaw zu schützen; er schickte sich eben an, mit einem Heere dorthin aufzubrechen, als ihn der Dolch eines Mörders traf. Krakau fiel nunmehr in die Hand des Deutschenhassers Wladislaw, in Böhmen erhob sich der tschechische Adel gegen die deutschen Städte, und zwischen den Thronbewerbern tobte der Krieg. Die Hoffnungen der Breslauer Patrizier waren vernichtet, und in den Kreisen, denen die siegreich fortschreitende Germanisierung Schlesiens ein Greuel war, regte es sich mächtig.

Es war ein sehr junger Herzog, der jetzt in Breslau zu regieren begann, nämlich der vierzehnjährige Boleslaw. Das Patriziat verstand es, die Jugend des Herzogs und die Geldbedürftigkeit seiner Kasse für Gunstbezeugungen aller Art auszunützen und die eigene Macht mehr und mehr zu entfalten. Schon seit lange strebten die Patrizier dahin, eine ausschließliche Herrschaft der Geschlechter, eine festgeschlossene Stadtaristokratie zu begründen und den Zünften keinen weitem Zutritt mehr in die Rats- und Schöffentkollegien zu gewähren. Die Zünftler begehrten dagegen natürlich auf, und zu den daraus entstehenden Unruhen gesellten sich noch kirchliche Wirren zugunsten des polnischen Einflusses. Schlimme Jahre kamen über Stadt und Land, die mehr als einmal Gefahr ließen, von Polen unterdrückt zu werden; daß es nicht dazu kam, war fast allein das Verdienst der Patrizier, die mit politischer Klugheit und Vorsicht ihr Deutschtum wahrten.

Endlich erschien die Zeit, wo die jüngeren Brüder von Boleslaw — Heinrich und Wladislaw — ihre Mündigkeit erlangten. Nun kam es, nach dem bedenklichen Herkommen der Piasten, zu einer Teilung des

Herzogtums. Es wurden drei Teile gebildet: Breslau, Liegnitz und Brieg. Heinrich erhielt, als der Sechste seines Namens, das Fürstentum Breslau, Wladislaw das von Liegnitz, und Boleslaw entschloß sich zur Übernahme von Brieg, obschon es das kleinste war; er tat dies, um eine namhafte Geldentschädigung zu erhalten, die testamentarisch dem neuen Herrn von Brieg zugesichert war. Für das Breslauer Land belief sie sich allein auf die bedeutende Summe von 18000 Mark Silber (über eine halbe Million Reichsmark), doch brachten die Bewohner das ihnen auferlegte Opfer gern, da sie froh waren, den kostspieligen und fehdelustigen Boleslaw auf diese Weise loszuwerden.

Durch die Zersplitterung Schlesiens in kleine Teilsürstentümer erlahmte die Kraft des Landes immer mehr; das Schlimmste aber war, daß Boleslaw in das Lager der Polen überging.

Die Deutschen in Krakau hielten noch immer treu zu ihren schlesischen Brüdern und empörten sich gegen den ihnen feindlich gesinnten Wladislaw Lotjetek. Es gelang ihnen, diesen zu vertreiben. Um aber ihr Werk zu vollenden, riefen sie Herzog Boleslaw zum Schutz herbei. Der schlesische Herzog wurde in Krakau jubelnd empfangen; als er aber vernahm, daß die dortigen Kaufleute eine böhmische Schutzherrschaft anstrebten, verriet er die Stadt und lieferte sie wieder Wladislaw in die Hände. Die Häupter des Aufstandes wurden hingerichtet, und die deutsche Herrschaft in Krakau war für immer gebrochen.

Wladislaw Lotjetek richtete seinen begehrliehen Blick nunmehr auf Schlesien, das schutz- und hilflos dastand. Auf Böhmen konnte es nicht rechnen, denn dort regierte der noch sehr jugendliche Sohn des verstorbenen deutschen Kaisers Heinrichs VII., König Johann, der sich nur durch Zugeständnisse an den tschechischen Adel zu behaupten vermochte, und von Deutschland stand ebensowenig Hilfe zu erwarten, da dort die beiden Gegenkönige Ludwig der Bayer und Friedrich von Österreich miteinander rangen.

So galt es denn auch jetzt wieder für das Breslauer Patriziat, die Waffen diplomatischer Klugheit zu führen, und dies fiel der Stadtaristokratie um so leichter, als sie in ihrem friedliebenden und wohlwollenden jungen Herzog Heinrich einen treuen Partner fand, der seine Räte und Hofbeamten fast nur dem städtischen Patriziat entnahm. Vor allem war es der Domherr Nikolaus von Banz, der als erster Minister des Herzogs eine hervorragende und entscheidende Rolle spielte. Durch ihn wurde Heinrich darauf hingelenkt, auch für die künftige

politische Bedeutung Breslaus als Mittelpunkt von Schlesiens zu wirken. Die Stadt hatte durch Herzog Heinrich III. im Dezember 1261 das Magdeburger Stadtrecht*) und dadurch zugleich die Befugnis erhalten, aus dem Kreise der Bürgerschaft Ratmannen oder Konsuln auf die Dauer eines Jahres zu wählen. Nach Ablauf des Jahres durften diese Ratmannen selbst ihre Nachfolger bestimmen, und dieser Wahltag fand, ebenfalls nach Magdeburger Brauch, stets am Aschermittwoch oder „Aschtag“ statt, dessen ernste Bedeutung zu gewissenhafter Selbstprüfung und Einklehr aufforderte. Herzog Heinrich suchte nun für Breslau eine ähnliche Stellung zu den schlesischen Städten zu erringen, wie sie Magdeburg den deutschen gegenüber hatte. Er strebte also ein „Breslauer Recht“ an und kam dadurch nur den Bestrebungen seiner Patrizier entgegen, denn gerade um das Wachsen des Rechtes war es ihnen zu tun, weil sie darin die besten Schutzmauern gegen das rohe Faustrecht und die Anmaßungen des Rittertums sahen, und in der Schaffung dieses Gemeinwesens haben sich die Bürger Breslaus ein unsterbliches Verdienst erworben. Heinrich bezeichnete das von ihm geliebte Breslau als die Hauptstadt Schlesiens, von der „gleich einem Urquell den übrigen Städten die Gerechtigkeit entfließen sollte“.

Wittererweise hatte sich der Polenherzog Wladislaw in der Kathedrale zu Krakau zum König krönen lassen und die Wiedergewinnung Schlesiens ernstlich in Aussicht genommen. Ludwig der Bayer war durch den Sieg in der heißen Schlacht bei Mühldorf deutscher Kaiser geworden, und an diesen wandte sich der bedrängte Breslauer Herzog. Die deutsche Majestät erkannte zwar das Fürstentum als Reichslehen an, tat aber im übrigen nichts für Heinrich, und so scheiterte denn dieser letzte Versuch, das Schicksal Breslaus fest an das deutsche Reich zu knüpfen. Trotz dieses Mißerfolges ließen sich aber die Patrizier nicht abhalten, mannhaft als östlicher Vorposten die Sache Deutschlands zu vertreten.

Im Jahre 1324 entbrannte der erbitterte Kampf zwischen Kaiser Ludwig und Papst Johann XXII. Die Breslauer blieben ihrem Kaiser getreu, mit dem es auch König Johann von Böhmen hielt, der endlich Herr in seinem Lande geworden war. Der Polenkönig Wladislaw unternahm einen gewaltsamen Vorstoß gegen das dem

*) Dieses war die bevorzugteste Form des deutschen Stadtrechts. Der Schöffenstuhl von Magdeburg galt in Deutschland und in den von Deutschen besiedelten Ländern bis ins sechzehnte Jahrhundert als eine Art von Oberhof, an den sich die Städte in schwierigen Fragen um Rechtsmitteilungen wandten.

Hause Wittelsbach (Bayern) zugefallene Brandenburg. Bei dieser Gelegenheit überschritten die Polen auch die schlesische Grenze und fielen verwüstend in das Breslauer Gebiet ein, unterstützt von Herzog Boleslaw von Brieg, der mit ihnen Kirchen und Klöster brandschatzte.

Die Breslauer hatten sich schwer zu wehren, denn sie waren weit abgetommen von dem glorreichen kriegerischen Anlauf, den sie unter Heinrich IV. genommen hatten. Die Verteidigung der Stadt beruhte auf der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die jeden Bürger zur Anschaffung einer Balliste (Armbrust) verpflichtete; der Wachtdienst auf den Wällen und Tortürmen fand regelmäßig statt, aber doch war es unmöglich, gegen einen stärkeren Feind mit Erfolg zu kämpfen. Man mußte sich nach einem Bundesgenossen umsehen, und so richteten die Patrizier von neuem ihren Blick auf Böhmen. Gisko von Keste war dazu ausersehen worden, den ihm wohlwollenden König Johann zu einem Anschluß zu bewegen. Aber seine Prager Reise war ohne Erfolg geblieben, und so durfte man nur noch auf eine Unterstützung vom Deutschen Orden rechnen. Der Großmeister hatte Gisko für den Fall der Not Hilfe in Aussicht gestellt, und mit diesem günstigen Bescheid war er nach Breslau wieder zurückgekehrt.

Die Mitteilung von der Gefahr, in der sein Sohn Nikolaus geschweht hatte, verdüsterte sein von Sorgen um das Wohl des Vaterlandes bedrücktes Gemüt nur noch mehr, und schweren Herzens begab er sich nach der im Norden der Altstadt liegenden herzoglichen Kurie, deren Ausgänge von einer Unmenge Zunftgenossen belagert wurden. Die Handwerker standen in Gruppen umher und steckten die Köpfe zusammen, wobei sie nicht eben freundlich auf den an ihnen vorübergehenden Patrizier sahen. Nur wenige grüßten den hohen, stattlichen Mann mit dem scharfgeschnittenen Kopfe. Sein Adlerblick streifte gar manchen der unhöflichen Zünftler, und die fest geschlossenen Lippen des bartlosen Mundes verkündeten den Zorn seines Herzens. Seine Gestalt hob sich noch höher, und Pappelbaum, der neben Gleser und noch einigen andern Tuchmachern stand, traf den Nagel auf den Kopf, als er hinter ihm her leise äußerte:

„Sieht der Gisko nicht heute aus, als wenn er Purpur und Hermelin trüge?“

Noch hatte Gisko von Keste die zum Hauptportal der herzoglichen Kurie emporführende Treppe nicht erstiegen, als er sich von einem Hospitalbruder der Augustiner-Chorherren ehrfurchtsvoll begrüßt sah.

Es war Konrad von Teslau.

„Erlaubt mir, Herr Konsul, Euch vor einer Magd zu warnen, die in Euerm Hause dient.“

Gisko blieb stehen und schaute den Sprecher erwartungsvoll an, der fortfuhr:

„Seit einiger Zeit verkehrt im Kretscham unsers Klosters ein Mann, der seine polnische Abkunft nicht verleugnen kann, trotzdem er vorgibt, ein Deutscher zu sein. Er hat sich zu einem Beschützer der Neustädter Tuchweber aufgeworfen, von denen ein großer Teil alltäglich im Kretscham zu finden ist. Ich traute dem Fremden von allem Anfang nicht und beobachtete scharf sein Tun. Infolgedessen entdeckte ich, daß er von Zeit zu Zeit in der Nähe unsers Klosters mit einer Magd zusammentrifft, die ihm allerlei Mitteilungen zuträgt. Gestern geschah dies wieder, und als sich die Magd entfernte, ging ich ihr nach. Sie verschwand in Euerm Hause, Herr Konsul, und auf weitere Erkundigungen erfuhr ich, daß sie Aninka heißt und eine Polin ist. Bei den jetzigen Zeitläuften wäre es vielleicht gut, wenn Ihr ein wachsameres Auge auf sie hättet.“

„Nehmt warmen Dank für Eure Warnung“, erwiderte Gisko. „Könnst Ihr mir den Fremden, mit dem Aninka so geheimnisvoll verkehrt, nicht näher beschreiben?“

„Er ist ein Ausbund von Höflichkeit“, entgegnete Bruder Konrad, „mit zwei so tückischen Augen im Kopfe, daß man ihren Blick nicht wieder vergißt.“

Die Mienen Giskos verfinsterten sich. „Ist der untere Teil seiner Wange nicht durch eine garstige Narbe entstellt?“

Der Hospitalbruder bejahte das. Es entging ihm nicht, daß die Rippen des Konsuls leicht bebten, und ein ängstlicher Ausdruck über seine Züge huschte.

Der Patrizier dankte noch einmal flüchtig und verschwand gleich nachher im herzoglichen Palast.

Herzog Heinrich wartete seiner schon im Beratungszimmer.

Dem in jugendkräftigem Mannesalter stehenden Herrscher war die piastische Herkunft nicht anzusehen. Sein Gesicht zeigte echt germanischen Schnitt, die blauen Augen blickten träumerisch und paßten zu dem herabwallenden blonden Lockenhaar und dem gleichfarbigen kurzen Vollbarte, der sich unterhalb des Kinns zuspitzte. Den schlanken Körper umhüllte eine lange goldgelbe Tunika, an die sich

oben am Halse ein reichgefälteltes, mit zierlicher Krause versehenes Hemd anschloß.

In des Herzogs Gesellschaft verweilten die Besten der Breslauer Patrizier. Die beiden Männer, die Gisko entgegenkamen und ihm herzlich die Hand schüttelten, waren sein Bruder Johannes, der ihm an Gestalt und Gesichtszügen glich, und Jakob Wiener, der nicht nur wegen seines Reichthums, sondern auch wegen seines vaterländischen Opfermuthes bei dem Kaufmannsstande der Stadt und bei Hofe in großem Ansehen stand. Sein Bruder Johann, der Kanonikus der Kreuzkirche, war ebenfalls anwesend, denn Herzog Heinrich zog den gelehrten, mit tiefem politischen Blick begabten Theologen gern zu seinem Ratskollegium. Neben dem Kanonikus stand der hochbedeutende und vielseitig gebildete Kapiteladministrator, Hofrichter und erster Minister des Herzogs, Nikolaus von Banz. Er war eine reichbegabte, staatsmännisch beanlagte und zugleich von versöhnlichem Geiste erfüllte Persönlichkeit, die es bisher trefflich verstanden hatte, das Staatsschiff durch die brandenden Wogen der schwierigsten Verhältnisse und politischen Verwicklungen mit sicherer Hand zu lotsen. Die geistige Verklärung seiner Gesichtszüge spiegelte die Schärfe seines Verstandes wider. Er war von hoch aristokratischem Wesen und ganz geeignet dazu, den Fürstenmantel zu tragen. Wenn schon sein Amtsbruder Johann von Mollensdorf, der ebenfalls der heutigen Versammlung beiwohnte, sich nicht mit ihm messen konnte, so gehörte doch auch dieser zweite Minister Herzog Heinrichs zu den Rittern vom Geiste, mit denen sich Breslaus Fürst umgeben hatte, und deren Rat er nicht entbehren mochte.

Zunächst berichtete Gisko von NESTE über seine Reise nach Preußen und händigte zugleich dem Herzog ein Schreiben vom Hochmeister ein, der den Breslauern darin seine Hilfe versprach.

„Es wäre besser gewesen,“ ergriff Nikolaus von Banz das Wort, „er hätte sein Versprechen gleich zur That gemacht, da wir jeden Tag einen feindlichen Angriff der mit Herzog Boleslaw verbündeten Polen zu gewärtigen haben.“

„Das platte Land ist freilich vor dem Feinde nicht geschützt,“ pflichtete Gisko ihm bei, „jedoch glaube ich, daß unsere städtische Wehrkraft selbst einen stärkeren Angriff zurückzuweisen imstande sein wird. Der Ohlegraben ist tief, und Mauern und Thürme sind fest.“

„Euer Wort in Ehren,“ entgegnete Mollensdorf, „dennoch fürchte ich, daß uns die Befestigungen wenig nützen werden, da der Feinde

in der Stadt zu viele sind. Möget Ihr mich allzu großer Ängstlichkeit zeihen, allein es liegt etwas in der Luft, das nach Verrat aussieht.“

„Worauf gründet sich Euer Verdacht?“ fragte der Herzog.

„Es sind mir von mehreren Seiten Mitteilungen zugegangen, die alle darauf hinausgehen, daß sich die in unserer Stadt lebenden Polen in auffälliger Weise den Zünstlern nähern, besonders den Tuchwebern der Neustadt. Hier und da wird sogar behauptet, daß eine heimliche Waffenzufuhr geplant sei, und man nur auf eine günstige Gelegenheit lauwere, sie in die Stadt zu schmuggeln.“

„Davon habe ich auch vernommen“, erklärte Jakob Wiener. „Es geht außerdem noch das Gerücht, daß die Waffen in der Nähe von Scepin versteckt gehalten werden.“

„Vergönnt mir das Wort“, bat Gisko, der nachsinnend dagestanden hatte, bei den letzten Worten Wieners aber aufgefahren war. „Durch meinen Sohn Nikolaus erfuhr ich, daß die polnischen Reiter, die ihn und den Knecht verfolgt haben, aus dem Gehöft gekommen seien, das bis vor kurzem Wicker Rasse gehörte. Ein Pole soll den Hof gekauft haben; ich fürchte, daß sich hinter dem Käufer der Bogt von Nitroptow verbirgt, der grimmige Feind meines Hauses. Es ist ja möglich, daß die Mitteilungen wegen einer heimlichen Waffenzufuhr auf Erfindung beruhen, trotzdem halte ich es für geboten, auf das genannte Gehöft ein wachsames Auge zu haben. Bei dieser Gelegenheit wollen Ew. Herzogliche Gnaden mir erlauben, eine Fürbitte auszusprechen.“

Auf einen freundlichen Wink des Fürsten fuhr der Patrizier fort:

„Mein Sohn würde mit seinem Knechte in des polnischen Bogtes Gewalt gefallen sein, wäre er nicht rechtzeitig von einem Manne geborgen worden, der als Verstoßener im Walde von Scepin haust. Ich weiß wohl, daß er die Verfestigung, die die Ratsmitglieder über ihn verhängt haben, verdient hat, aber doch lege ich für Alas Brome ein gutes Wort ein und empfehle ihn der Gnade meines hochverehrten Herzogs.“

„Vertaget dieses fürsprechende Wort auf spätere Zeiten, Freund Reste“, fiel Nikolaus von Banz rasch ein. „Die Milde unseres gnädigen Herzogs würde jetzt nur unangenehme Folgen nach sich ziehen. Wir dürfen in gegenwärtiger Zeit keinerlei Nachsicht üben, sondern müssen der Strenge des Gesetzes ihren Lauf lassen, denn nur so können wir unser Ansehen gegen den gärenden Unmut der Zünstler wahren.“

„Was Brome hätte unserer Sache aber nützen und uns wichtige Dienste als Kundschafter leisten können“, hielt Gisko dem entgegen.

„Es ist wohl besser“, meinte Herzog Heinrich, „wenn wir zunächst uns auf uns selbst verlassen. Wicker Kaiser war der Verkäufer des Gutes bei Scepín? Sagtet Ihr nicht so, Herr Konsul von Keste?“

Auf die bejahende Antwort fuhr der Herrscher fort:

„Ich habe von mehreren Seiten vernommen, daß der reiche Handelsherr mit den beiden Legaten viel verkehrt, daß sie mit Pomerio fast täglich die Gäste seines Hauses sind. Es läßt dies auf eine polenfreundliche Gesinnung Wicker Kaisers schließen. Was ist Eure Ansicht?“

Gisko zuckte die Achseln. „Herzogliche Gnaden wollen mir die Antwort auf diese Frage erlassen. Kaiser ist meinem Hause feindlich gesinnt, obwohl ich ihm dazu nie Grund gegeben habe — ich will auch jetzt jeden Anschein gehässiger Gegnerschaft meiden und mit meiner Meinung über Kaisers politische Richtung zurückhalten.“

„Eure Worte befunden genug“, erwiderte Herzog Heinrich lächelnd, dann wandte er sich Nikolaus von Banz mit den Worten zu: „Wir wollen auf den Mann ein wachames Auge haben.“

„Wollen Herzogliche Gnaden jetzt auch mir erlauben, meine Ansicht zu äußern“, ergriff Kanonikus Wiener das Wort. „Wir haben mannigfache Verräter in unserer Stadt, doch halte ich Wicker Kaiser für den gefährlichsten, weil er einen Freundschaftsbund mit welchen Fremden geschlossen hat, die die Vernichtung des Deutschtums zu ihrer Aufgabe erhoben haben.“

„Es ist mir erwünscht“, unterbrach Nikolaus von Banz den Sprecher, „daß Ihr auf Andreas von Veroli und seinen Magister zu sprechen kommt. Dem Legaten hat es beliebt, in einer gestern abend auf dem Dome abgehaltenen Synode anzuordnen, daß man in den Schulen die polnische Sprache einführe.“

Diese Mitteilung rief allgemeinen Unwillen hervor, und Herzog Heinrich zeigte sich entschlossen, den gewalttätigen Italiener zur Verantwortung zu ziehen.

Nikolaus von Banz riet davon aber dringend ab.

„Wir werden uns an sein Gebot nicht halten“, äußerte er, „damit schläft die Sache ein. Außerdem wächst die Erbitterung gegen Veroli mit jedem Tage mehr, seitdem die Bevölkerung unserer Stadt weiß,

daß sich der Gesandte, trotz seiner reichen Präbenden und hohen Tagesgelder, zu Erpressungen hinreißen läßt.“

„Unsere Kreuzkirche kann davon ein Lied singen“, seufzte der Kanonikus.

„Veroli wird sich kaum noch lange in Breslaw halten können“, meinte Jakob Wiener. „Seine Feinde mehren sich, und der hochwürdige Herr fürchtet mit Recht für seine Sicherheit.“

„Wer weiß,“ gab Gisko zu bedenken, „ob die Zahl seiner Freunde nicht größer und mächtiger ist und ihn zu schützen vermag.“

„Ich kann Euch nur versichern,“ erwiderte Jakob Wiener, „daß er schon demnächst die Stadt zu verlassen gedenkt, um sich nach Krakau zu begeben. Unterwegs wird er jedoch Nitropkow seinen Besuch abstaten.“

Gisko trat, die Hand auf die Brust legend, in heftiger Bewegung einen Schritt zurück. „So unterhält er auch mit Nixa Verbindungen?“ rief er erregt. „Dann sehe ich der Wirren kein Ende, denn Meczczas Mutter benützt ihren Reichtum zu deutschfeindlichen Zwecken, ja ich halte sie für fähig, ihn gänzlich zu opfern, wenn sie dadurch Schlesien für Polen gewinnen kann. Es ist jetzt kaum ein Zweifel mehr, daß ihr Vogt Hanko mit Veroli im Bunde steht, und daß das von Wicker Raife verkaufte Gut dazu dient, um —“

„Horch, was ist das?“ unterbrach ihn Herzog Heinrich, indem er sich von seinem Sessel erhob.

Ein wie Brausen ertönendes Stimmengewirr drang von dem Platze vor der Kurie her.

Der Herzog eilte mit seinen Räten an das Fenster. Unten wimmelte es von Zünstlern, deren stürmische Gebärden und gerötete Gesichter nur zu deutlich den übermäßigen Genuß geistiger Getränke bekundeten. Sie warfen ihre Mützen in die Höhe und ließen den drohenden Ruf erschallen: „Nieder mit den Patriziern!“

Noch stand Herzog Heinrich unter dem Eindrucke der ersten Überraschung, als ein Kämmerer meldete, daß der Vogt der Neustadt mit einigen Tuchmachern Audienz begehre.

„Vogt Hartmann hat sich den Zünstlern angeschlossen“, rief der Herzog erstaunt. „Bei Gott, ihr Herren, dann ist die Sache ernst.“

Im Gegensatz zu der durch das geldmächtige Patriziat beherrschten Altstadt wurde die Neustadt, als eine echte Handwerkerdemokratie, von einem Vogte und der Gemeinde regiert, die ebenso fest zusammenhielt



Die Neustädter vor dem Herzog.

wie die Ratsmänner der Altstadt, die in ihrer Zusammengehörigkeit in Wahrheit einen „goldenen Ring“ bildeten.

Herzog Heinrich hatte dem Kämmerer Befehl erteilt, den Vogt mit seinen Begleitern einzulassen.

Diese überschritten ziemlich stürmisch die Schwelle; doch die stolze Haltung der anwesenden Patrizier schüchterte sie unwillkürlich ein.

„Was habt Ihr mir zu sagen, Herr Vogt,“ begann Herzog Heinrich, „und was soll der Lärm draußen vor der Kurie?“

„Ich komme,“ lautete der Bescheid, „Herzogliche Gnaden zu bitten, die begründeten Klagen meiner Neustädter Untertanen anhören und ihnen Abhilfe schaffen zu wollen.“

Gleichzeitig gab er den beiden zu Sprechern erkorenen Tuchmachern einen Wink, vor des Herzogs Stuhl zu treten.

Gleiser und Pappelbaum kamen der Aufforderung nach. Es waren die alten Klagen, die sie gegen das Patriziat vorbrachten, aber zu ihnen gesellten sich noch neue, schwere Beschuldigungen.

„Die Herren vom goldenen Ring“, äußerte Gleiser mit troziger Miene, „bürden uns immer schwerere Abgaben auf, von denen aber der Bürgerschaft nichts zugute kommt, weil sie zum Besten der hohen Vettern und Ruhmen Verwendung finden.“

Jakob Wiener wollte heftig erwidern, doch der ruhig überlegende Gisko hielt ihn zurück.

„Sie drücken uns Zünftler, wo sie nur können,“ fügte Pappelbaum hinzu, „indem sie die Preise des von uns gelieferten Tuches herabsetzen. Damit ist ihnen aber noch nicht gedient, sie treiben außerdem Wucher mit dem Tuche, obwohl er schwer verboten ist. Solche Willkürherrschaft muß ein Ende nehmen, und das kann nur geschehen, wenn wir den patrizischen Kaufleuten gleichgestellt werden. Wir fordern deswegen das Recht des Tuchausschneidens in eigenen Kammern.“

„Ihr häuft Anschuldigung auf Anschuldigung,“ erwiderte zornig der Herzog, „Ihr schmähet Ehrenmänner in strafbarster Weise, ohne daß Ihr Beweise zu erbringen vermögt.“

„Das können wir, Herzogliche Gnaden!“ schrien die erregten Tuchmacher, und Gleiser fügte hinzu:

„Januß vom Rhein, Pomerio und einige Konsuln, mit deren Namen ich noch zurückhalten will, haben erst jüngst dem Räte Tuche zu einem Preise geliefert, in dem der hohe Zins bereits steckt. So umgehen die hohen Herren das kanonische Verbot des Wuchers, die

große Familie des verschwägerten Patriziats heimst den Gewinn ein, und die Bürgerschaft zahlt Kapital und Zinsen.“

„Das lügt ihr!“ rief der seiner nicht mehr mächtige Jakob Wiener. „Ihr seid in euerm Untertanenverstande zu beschränkt, die Opfer zu begreifen, die wir Patrizier aus Liebe zu unserer Stadt und zur deutschen Sache bringen — jeden Gewinn neidet ihr uns, nicht bedenkend, daß ohne ihn unsere Opferwilligkeit unmöglich wäre. Ihr seid so recht die Feinde Bretslaws, und euer loses Mundwerk verdient —“

„Halt!“ gebot der Herzog, da die Mienen der Tuchmacher immer drohender wurden, und der Lärm auf dem Platze mehr und mehr anschwell.

„Kommt zur Besinnung“, gemahnte Nikolaus von Banz, während Gisko den Freund umschlang und zur Seite führte.

„Ihr fordert Gleichberechtigung“, wandte sich Herzog Heinrich abermals an die Neustädter Abgesandten. „Könnt ihr für eure vermeintlichen Rechte irgendwelche Gründe anführen — könnt ihr sie mit Pergamenten erweisen?“

Gleser warf seinen Genossen einen flammenden Blick zu, und diese schlugen, wie auf Verabredung, auf ihre Messer, die sie an der Seite trugen, und riefen:

„Das ist unser Beweis!“

Der Herzog und seine Räte waren auf eine so verwegne Antwort nicht gefaßt. Gleser ließ ihnen keine Zeit zum Überlegen, sondern rief Wiener und Roste zu:

„Ihr pocht auf eure Privilegien — wenn wir die Macht hätten, so wollten auch wir Siegel stechen und Briefe schreiben lassen nach unserem Belieben. Waren denn wir Tuchmacher dabei, als euch Kaufleuten eure Privilegien gegeben wurden?“

„Mäßigt eure freche Sprache,“ fuhr Herzog Heinrich zornig auf, „oder, bei Gott, ich lasse euch dingfest machen!“

Damit schritt er zur Thür, die Tuchmacher aber rotteten sich zusammen und riefen in wildem Durcheinander:

„Wir fürchten uns nicht! . . . Wir haben neunhundert Mann mit Panzern und Pickelhauben gegen den Rat in Bereitschaft stehen; und unsere Gefellen sind bereit, für Gut und Blut ihrer Meister einzutreten!“

„Wir wollen sehen, ob ihr die Wahrheit sprecht“, erwiderte hoch-

aufgerichtet der Herzog, und indem er die Thür heftig aufstieß, rief er in den Vorraum nach der Wache.

Sofort erschien eine Anzahl von Trabanten, die sich der erschreckten Tuchmacher bemächtigten. Nur Bogt Hartmann durfte frei abziehen, nachdem er vom Herzog eine ernstliche Verwarnung erhalten hatte.

Mit großer Erwartung richteten sich die Blicke der Anwesenden nunmehr der Volksmenge auf dem Platze zu. Der aus der herzoglichen Kurie tretende Bogt wurde umringt, und die Nachricht von der Gefangennahme der Tuchmacher ging wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Empörer. Wilde Rufe ertönten, und drohende Fäuste streckten sich nach den Fenstern der Kurie aus. Gleich nachher aber wich die brüllende Volksmenge erschreckt zurück, denn eine größere Abtheilung herzoglicher Hellebardiere und Condottiere — wie die bezahlten Berufssoldaten genannt wurden — erschien und drang, ihre Weilspieße senkend, auf die Empörer ein.

Wenig Minuten später lag der Platz menschenleer da.

Oben im herzoglichen Ratskollegium atmete man erleichtert auf. Die augenblickliche Gefahr war vorüber, dennoch konnte sich niemand verhehlen, daß man am Vorabend wichtiger Ereignisse stand.

An Waffen fehlte es der Stadt nicht, aber die militärische Verfassung lag im argen. Die Breslauer waren von dem glorreichen Anlauf, den sie unter Heinrich IV. genommen hatten, gänzlich abgekommen, die Stadt zeigte wenig Neigung, für ihren mittelloßen Herzog eine Streitmacht zu bezahlen, deren Bildung allerdings große Opfer erheischte. Aber doch verhieß Gisko von Nette in der nächsten Ratsitzung nach dieser Seite hin ein gewichtiges Wort zu sprechen und war erbötig, selbst ein großes Opfer zu bringen. Auch Jakob Wiener stand im Begriff, sich dem Freunde anzuschließen, doch wurde er durch eine schriftliche Mitteilung, die einer seiner Untergebenen an den Kämmerer als dringlich abgegeben hatte, von seinem Vorsatze wieder abgebracht. Das aus Krakau von einem Geschäftsfreunde angelangte Schreiben enthielt am Schlusse die Nachricht von einer so feindseligen Spannung zwischen Böhmen und Polen, daß der Ausbruch eines Krieges nahe zu erwarten stand.

„Möge es immer geschehen,“ rief Gisko in freudiger Bewegung, „wir wissen dann, auf welcher Seite wir stehen!“

Herzog Heinrich faltete die Stirn. Die Anstrengung eines festen Bündnisses mit Böhmen war nicht nach seinem Sinne, weil seine

Hoheitsrechte darunter leiden mußten. Als jedoch jetzt auch Nikolaus von Banz und Mollensdorf zu einem unbedingten Anschluß rieten, in dem sie den einzigen Ausweg aus den drohenden Gefahren sahen, da fügte sich der Letzte der Pfaffen, denn das Wohl seines Fürstentums ging ihm über sein eigenes, und Gisko von Reste erhielt von ihm Befehl, bei König Johann vertraulich anzufragen, ob sich die Krafauer Nachricht bestätige.

Als Gisko mit seinem Freunde Wiener die herzogliche Kurie verließ, herrschte in den Straßen der Stadt tiefe Ruhe. Nur hin und wieder sah man Gruppen flüsternder Handwerker, die vor den an ihnen vorüberkommenden Patriziern ehrerbietig ihre Rappen lüfteten.

Ehe sich Gisko von Reste in sein Komputatorium zurückzog, entließ er die heimtückische Magd Aninka ihres Dienstes. Unter Heulen und Drohungen verließ sie das Haus.

Als der Abend nahte, ging die gedrückte Stimmung der Zünftler in helle Freude über, denn der Herzog hatte gegen Glezer und dessen Genossen Gnade geübt und sie wieder auf freien Fuß gesetzt.

Vorerst dachte diese Partei an keine neue Empörung.

Sechstes Kapitel.

Ein neuer Bundesgenosse.

In der Stadt Leipzig war die Michaelismesse in vollem Gange.

Freilich entbehrte sie noch jenes regen Verkehrs und jener Theiligung der gesamten Welt, die sie später so berühmt gemacht hat; aber die Stadt erfreute sich doch schon einer recht ansehnlichen Zahl fremder Handelsleute, die ihre Waren auf dem Marktplatze und den angrenzenden Straßen feilboten.

In kleinerem Umfange, und zwar als Jahrmärkte, bestanden die Leipziger Messen schon seit dem Jahre 1170, in größerem dagegen erst seit 1268, zu welcher Zeit der sächsische Markgraf Dietrich eine Urkunde erließ, in der er allen fremden Kaufleuten, die zu Ostern und zu Michaelis mit ihren Waren nach Leipzig kommen wollten, Schutz verhiess, sogar solchen, mit deren Landesfürsten er im Kriege stand. Von dieser Zeit an nahm der Verkehr fremder Händler in Leipzig stetig zu, und die Stadt wurde so recht zu einem Mittelpunkte der aus Westen und Osten, aus Norden und Süden hier zusammenlaufenden Handelsstraßen.

Es war am letzten Meßtage. In dem Gasthaus zum Rosenkranz, das zwei Jahrhunderte später die Wittenberger Herberge hieß, weil Luther bei seiner Durchreise nach Worms daselbst Quartier nahm, saßen in dem niedrigen, von einem mächtigen Steinpfeiler gestützten Wirtszimmer zwei Fremde in angelegentlichem Gespräch.

„Ich kann nicht länger bleiben“, sagte der eine von ihnen, ein angehender Dreißiger mit aristokratischen Manieren. „Mein Freund Steen erwartet mich in Lübeck; wir wollen sofort in See stechen, damit

wir an Ort und Stelle antommen, noch ehe uns die Novemberstürme schädlich werden können.“

„Es kann sich aber doch nur um einen oder höchstens um zwei Tage handeln, bester Thiedemann,“ entgegnete der andere Gast, „die Tuche müssen antommen.“

Thiedemann, der junge Handelsherr aus Köln, zuckte die Achseln. „Die Wege nach der Lausitz und nach Schlesien hinüber sollen jetzt höchst unsicher sein,“ äußerte er, „viel schlechtes Gefindel soll dort hausen, nicht nur ritterliche Schnapphähne, die beladene Wagenzüge aufhalten und ausplündern, sondern auch allerlei fahrendes Volk. Ich meine, wenn Eure Knechte auf kein Hindernis gestoßen wären, so müßten sie mit den Waren schon längst hier sein.“

„Ihr macht mich ängstlich —“

„Das liegt nicht in meiner Absicht, Freund Januß, wohl aber fühle ich mich verpflichtet, Euch meine Bedenken offen mitzutheilen.“

„Tut mir wenigstens den Gefallen, Thiedemann, und bleibt noch morgen in Leipzig. Ich bin überzeugt, daß wir innerhalb der nächsten zwölf Stunden Nachricht erhalten. Mein Sohn Ditmar eignet sich zwar nicht sonderlich für Handelsgeschäfte, aber doch bin ich fest überzeugt, daß er seine Pflicht nicht versäumt und die Waren rechtzeitig fortgeschickt hat.“

Der Freund gab nach und plauderte mit Januß vom Rhein weiter, der zum ersten Male die Leipziger Messe besuchte und mit der Absicht umging, in der sächsischen Stadt neue Handelsverbindungen zu schließen, da der Verkehr mit Krakau immer schwieriger und unsicherer wurde. Die polnischen Kaufleute hielten es gewissermaßen für eine verdienstliche Handlung, ihre Breslauer Kollegen zu übervorteilen und zu betrügen.

Eben stand Herr Thiedemann im Begriff aufzubrechen, als Januß durch den Wirt die Kunde erhielt, daß ihn ein Breslauer Knecht zu sprechen wünsche.

„Seht Ihr wohl,“ rief der Handelsherr seinem Freunde zu, „daß ich mich nicht getäuscht habe, die Tuche sind angelangt, und morgen in aller Frühe soll es aus Auspacken gehen. Ihr werdet Eure Freude an dem saubern Gewebe haben.“

In freudiger Erregung folgte er dem vorangehenden Wirte nach der steingepflasterten Hausflur, wo der Breslauer Knecht seiner harrete. Er gehörte wirklich zu seinen Leuten, und so galt des

Handelsherrn erste Frage den Tuchen und dem Orte, wo sie ausgeladen worden seien.

„Herr,“ erwiderte der Knecht, während er aus seinem Wams ein Schreiben zog, „ich bin nur mit geringer Fracht angelangt —“

„Seid Ihr unterwegs überfallen worden?“ unterbrach ihn Januß erschreckt.

„Nein, wir entgingen glücklich den Wegelagerern. Aber lest das Schreiben, Herr, es kommt vom Junker Ditmar.“

Hastig ergriff Januß das ihm dargereichte Blatt. Sein Bangen ging rasch in hellen Zorn über, denn der Sohn teilte ihm mit, daß er die Tuche nicht vollzählig senden könne, da Peter Flins den ihm gestellten Termin der Ablieferung nicht eingehalten habe, von den andern Tuchmachern aber die Erklärung abgegeben worden sei, daß sie überhaupt nicht mehr für Januß zu arbeiten gedächten, wenn er sich nicht entschlösse, die Preise bedeutend zu erhöhen.

Der Handelsherr zernitterte das Schreiben, dann zerriß er es in kleine Stücke.

„Steht es so?“ rief er bebend vor Wut. „Man will mich zwingen — man wagt es, sich gegen mich aufzulehnen? Oh, diese Zwerge von Zünftlern sollen bald erkennen, daß sie einen Riesen beleidigt haben. Du begibst dich noch diese Nacht auf den Rückweg,“ befahl er dem Knechte, „nach einer Stunde komme wieder und hole dir das Schreiben, das für meinen Sohn bestimmt ist. Oho, sie sollen den Januß vom Rhein kennen lernen!“

Der hocherregte Handelsherr war nicht zu beschwichtigen, auch von Freund Thiedemann nicht, der, nachdem er den Sachverhalt erfahren hatte, alles aufbot, eine ruhige Stimmung der Überlegung herbeizuführen. Januß wollte von nichts hören, ihn bewegte nur der eine Gedanke, sowohl Peter Flins als auch dessen Genossen seine Macht und Strenge fühlen zu lassen.

Am liebsten hätte er Leipzig sofort verlassen, allein die angebahnten Geschäftsverbindungen hielten ihn zurück, und so mußte Ditmar zum Vollstrecker seines Willens werden. Der gutmütige Sohn tat dies nur ungern, da der Vater nichts Geringeres forderte, als Peter Flins und einige seiner Genossen beim Rat wegen heimlichen Tuchverkaufs im einzelnen zur Anzeige zu bringen.

Die Strafen, die auf diesem Vergehen standen, waren nicht gering, denn jeder Schuldige wurde mit zwei Mark (56 Reichsmark) Geldbuße belegt, und wer der Übertretung mehr als dreimal zu überführen war,

fiel der Gnade oder Ungnade des Herzogs anheim. Dieser aber pflegte solche Vergehen streng zu ahnden.

Peter Flins war der unberechtigte Tuchverkauf leider mehr als dreimal nachzuweisen und seine Strafe somit gewiß, wenn dem Räte und dem Herzog Anzeige erstattet wurde. Trotzdem mußte Ditmar als gehorsamer Sohn den Willen des Vaters erfüllen.

Schweren Herzens begab er sich nach dem Rathhaus zu dem Stadtschreiber, der sofort das Anklageprotokoll aufnahm.

„Ein schwerer Fall“, sagte hierauf der Beamte.

Ditmar seufzte. „Glaubt mir, Herr Notarius Nikolaus, daß ich die Anzeige nur höchst ungern gemacht habe.“

„Bin es überzeugt,“ entgegnete der Stadtschreiber, „zumal da der Peter Flins ein braver Mann ist, der treu zu Stadt und Land hält und sich des sträflichen Tuchverkaufs sicher nicht schuldig gemacht hätte, wäre ihm nicht das Elend an Hals und Kragen gegangen.“

„So steht auch wohl zu hoffen,“ meinte Ditmar, „daß der Herzog gegen ihn Gnade üben wird.“

Der Stadtschreiber zog die Brauen in die Höhe und schüttelte sein kahles Haupt.

„Ich glaub's nicht. Der Herzog ist auf die Tuchmacher der Neustadt seit dem jüngsten Aufstande nicht gut zu sprechen und hat gegen Reste und Wiener geäußert, daß er diesen Ruhestörern nichts mehr durchgehen lassen werde.“

„Flins gehört ja aber doch nicht zu dieser letzten Sorte“, wandte Ditmar ein.

„Danach fragt der Herzog nicht“, widersprach der Stadtschreiber. „Der Flins zählt zu den Neustädtern — das ist genügend. Wahrlich, es tut mir leid um den wackern Mann. Die Bekanntschaft des Turmes macht er jedenfalls.“

Ditmar verließ das Ratszimmer mit noch schwererem Herzen, als er es betreten hatte. Der Zufall wollte, daß er in geringer Entfernung Peter Flins sah, der offenbar die Absicht hatte, ihn anzusprechen, denn er steuerte gerade auf den Junter los. Wahrscheinlich wollte er ihm über den Fortschritt seiner Arbeit berichten, aber Ditmar fühlte sich außerstande, dem armen Manne, dem so Schlimmes bevorstand, ins Angesicht zu sehen, und verschwand rasch in Wickers Haies Haus.

Der Handelsherr war nicht daheim. Er verkehrte seit letzter Zeit überhaupt viel auswärts. So suchte Ditmar Elisabeth auf, die mit

der Muhme soeben ein sehr wichtiges Gespräch geführt hatte, das sich in der Hauptsache um Nikolaus von Nette drehte.

Die Muhme stellte ihr vor, daß an Verheirathung mit Nikolaus von Nette bei der obwaltenden Feindschaft beider Familien nicht zu denken sei. Elisabeth mußte ihr recht geben, dennoch peinigte sie der Gedanke, daß sie Ditmar dereinst zum Traualtar folgen müsse. Mehr und mehr reifte in ihr der Entschluß, den Schleier zu nehmen und in das St. Klara-Kloster einzutreten, wenn der Vater auf der Verbindung mit Ditmar bestünde. Aber sie ließ gegen Muhme Bechthold nichts merken. Ihr Haupt war langsam auf die Brust hinabgesunken, als Ditmar erschien. Er hatte seit dem Tage, wo Nikolaus den Nachstellungen des Vogtes von Nitropkow glücklich entgangen war, Elisabeth viel von dem Freunde erzählen müssen. Es freute ihn, daß sich das schöne Mädchen für das Schicksal Junker Nettes interessierte, und daß sie dadurch seinem Wunsche, zwischen den beiden feindlichen Häusern einen versöhnenden Ausgleich herbeizuführen, auf halbem Wege entgegenkam. Er erschien deshalb häufig bei Elisabeth, um ihr alles Wissenswürdige aus dem Leben von Nikolaus mitzuteilen. Sogar sein Reisetagebuch vertraute er ihr für kurze Zeit an, und als es ihm Elisabeth heute zurückgab, spendete sie dem Schreiber volles Lob.

„Ihr werdet aber noch ganz anders von ihm sprechen,“ rief der begeisterte, treue Freund, „wenn Ihr mit ihm erst persönlich verkehrt — und schon deshalb müßt Ihr Euch mit mir dahin vereinen, Euern Vater gegen das Haus der Nette versöhnlicher zu stimmen.“

Es war gut, daß Muhme Bechthold durch häusliche Geschäfte abgerufen worden war und diese Worte nicht hörte. Sie würde ihnen schwerlich ihren Beifall geschenkt haben.

Von dieser Stunde ab war Elisabeth bemüht, den Vater für die Nettes günstig zu stimmen, und die Lage der Dinge kam ihr dabei zustatten.

Es konnte nicht fehlen, daß die Überhebung der Zünftigen auch Wider Rasse erbitterte. Eine nicht unbedeutende Zahl von Neustädter Tuchmachern arbeitete für ihn und hatte ihn ebenso im Stich gelassen wie den ihm eng befreundeten Januß vom Rhein. Der Schaden für ihn war zwar weniger groß, um so heftiger aber sein Zorn; er fühlte sich in seiner Kaufmannswürde gekränkt und kam zu dem Schluß, daß alle bessern Elemente Breslaus gegen die übermütigen Zünftler einmütig zusammenstehen und jeglichen Parteihader fallen lassen müßten. Wenn in früherer Zeit Ditmar einmal die Rede auf Gisko von Nette

gebracht hatte, so war Wicker Kaise unmutig aufgestanden, und wenn es der Junker gar gewagt hatte, von Versöhnung zu sprechen, da flammte der Kaufherr in hellem Zorn auf. Jetzt hörte er ruhig die Mittheilungen der Tochter über das Haus der Keste an, ja hin und wieder begleitete er ihre Lobeserhebungen sogar mit einem zustimmenden Kopfnicken.

„Es ist ein willenskräftiges Geschlecht,“ hatte er erst vor wenig Tagen geäußert, „dem kein Opfer zu groß erscheint, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt.“

Und heute kam es noch besser.

Ditmar verweilte wiederum bei Elisabeth, als Wicker Kaise ins Zimmer trat. Sein Gesicht war freudig erregt, und nachdem er dem Besuch die Hand geschüttelt hatte, sagte er: „Der Gisko von Keste ist ein Ehrenmann, der treueste Freund der Stadt.“

Überrascht sahen Elisabeth und der Junker den Sprecher an.

„Wißt ihr, was er getan hat?“ fuhr er in warmem Tone fort. „Er stellte der Stadt vierhundert Mark (zehntausend achthundert Reichsmark) zur Verfügung zur Anwerbung von kriegstüchtigen Mannschaften. Sein Beispiel fand rasch Nachahmung, Jakob Wiener zeichnete ebenfalls einen bedeutenden Betrag, ebenso Konrad von Zindel, Peter Ruthenus und Bertold von Münsterberg. Auch die übrigen Ratsmänner bleiben nicht zurück. Jetzt sollen die Zünftler nur kommen und Unruhe stiften, die Condottiere werden sie zu Paaren treiben! Das aber haben wir Gisko von Keste zu verdanken, und ihm gebührt der Händedruck jedes wackern, ehrlichen Mannes.“

„So werdet auch Ihr ihm freundlich entgegenkommen?“ fragte Ditmar bewegt.

„Ich biete ihm Versöhnung an,“ erwiderte Wicker Kaise in herzlichem Tone, „vorausgesetzt, daß Ihr das Amt des Vermittlers übernehmen wollt.“

„Was könnte mich wohl glücklicher machen?“ rief Ditmar. „Wird dadurch ja doch mein sehnlichster Wunsch erfüllt. Oh, Ihr werdet nicht nur Gisko von Keste lieb gewinnen, sondern auch seinen ritterlichen Sohn — meinen lieben, theuern Freund!“

Ditmar sah ganz verklärt aus, als er dies sagte; auch litt es ihn nicht länger in der Stube, es zog ihn nach des Konsuls Haus, um diesem Wicker Kaisers Sinnesänderung zu verkünden. Eilig überschritt er den Ring und wandte sich dem steinernen Prachtbau der Keste zu.



Der verwünschte Knopf will nicht blank werden ...

An dem Effenster des geräumigen Hausflurs stand Buddel mit dem Putzen von Waffen beschäftigt. Er tat dies mit solchem Eifer, daß man glauben konnte, er befände sich mitten in einem Kampfe gegen wütende Feinde. Seine Augen leuchteten, und seinen Lippen entströmte eine wahre Flut von Verwünschungen und Flüchen, die alle dem Gegenstande galten, den er gerade kunstgerecht putzte.

„Ist dein Herr zu sprechen?“ redete ihn Ditmar an.

„Nein,“ lautete Buddels Bescheid, „das heißt ja. Der verwünschte Knopf will nicht blank werden. Der Ruckuck soll ihn holen!“

„Mensch,“ rief Ditmar lachend, „ich frage nicht nach einem Knopf, sondern nach deinem Herrn.“

„Junfer,“ beteuerte der wunderliche Rauz, „glaubt mir, auch so ein lumpiger Knopf hat seinen Eigensinn. Aber, wie gesagt, er ist gar nicht daheim.“

„Wer? Der Knopf?“

„Nein, mein Herr.“

„Meine Frage gilt nicht Nikolaus,“ erwiderte Ditmar ungeduldig, „sondern dem Konsul.“

Buddel sah empor und schmunzelte. „Jetzt ist er blank wie Karfunkel. Nun noch die beiden Armschienen, dann bin ich fertig.“

„Und ich,“ rief Ditmar ärgerlich, „werde es gleich mit meiner Geduld sein. Wirßt du mir endlich sagen, ob Konsul Roste zu Hause ist?“

Der Alte wischte sich den Schweiß von der Stirn und entgegnete: „Nein, Junfer, zu Hause ist er nicht, weil er nach Prag gereist ist.“

„Nach Prag?“

„Hm“, nickte Buddel und schnitt ein verschmitztes Gesicht. „Wir verweilen wieder einmal bei der böhmischen Majestät, von wegen der . . . aber das ist Geheimnis.“

„So so“, sagte Ditmar lächelnd, wenn schon es ihm leid tat, den Hausherrn nicht anzutreffen. „Und mein Freund Nikolaus?“

Buddel hatte seinen Putzkampf bereits wieder begonnen, und erst nach wiederholten Fragen erfuhr Ditmar, daß der Junfer im Komputatorium verweile. Dorthin begab sich nunmehr der Besuch.

Nikolaus kam ihm entgegen und schüttelte herzlich des Freundes Hand.

„Dein Vater weilt in Prag?“ fragte Ditmar, der mit Nikolaus ans Fenster trat.

„Ja,“ erwiderte der Gefragte, „und ich hoffe, daß er diesmal mit guten Nachrichten heimkehrt.“

„Ist mit Böhmen etwas im Werke?“

Nikolaus bejahte.

„Darf ich es nicht auch erfahren?“

„Wem würde ich darüber lieber Mitteilung machen als dir, dem Freunde . . . allein —“

„Nun?“ kam es verwundert über Ditmars Lippen.

Nikolaus sah den Freund bewegt an, dann ergriff er seine Hand und fuhr fort: „Ich kann es dir nicht sagen, weil du mit einem Mann verkehrst, vor dem wir uns hüten müssen.“

„Wenn du Wicker Raife meinst,“ fiel ihm Ditmar lebhaft in das Wort, „so bist du in einem großen Irrtum. Es hat sich in ihm eine Wandlung vollzogen, und er ist zum begeisterten Verehrer deines Vaters geworden.“

Nikolaus warf dem Sprecher einen ungläubigen Blick zu.

Ditmar erzählte nun alles und sprach sein Bedauern darüber aus, daß er Konsul Rette nicht sofort von der freundschaftlichen Gesinnung Wicker Raifes benachrichtigen könne.

Seltamerweise schien Nikolaus die Ansichten und Gefühle des Freundes nicht zu teilen. Er zeigte sich zu Ditmars großer Verwunderung sogar zurückhaltend; alle Bemühungen, ihn zu offenermütiger Rede zu bringen, blieben erfolglos, aber um so beredter war sein Blick, als er endlich sagte:

„Ich würde es mit Freuden begrüßen, wenn du deine Beziehungen zu dem Hause Wicker Raifes abbrächest.“

Ditmar war vor Ersiaunen sprachlos. Er erkannte den Freund kaum wieder, der nie ein Geheimnis vor ihm gehabt hatte, und der sich jetzt in ein so rätselhaftes Schweigen hüllte. Welche Gründe konnten ihn dazu vermögen? Gewichtig mußten sie jedenfalls sein. Ditmar wollte sich dem Freunde nähern, den Arm um seinen Nacken legen und ihn freundlich bitten, sich rückhaltlos zu äußern. Doch in demselben Augenblick ging draußen dicht vor dem Fenster Peter Flins vorüber, und Ditmar schreckte vor dem wilden Ausdruck seiner Mienen zurück.

Es war dies kein Wunder, da der Tuchmacher die Folgen der gegen ihn geführten Anklage bereits fühlte. Er war zu schwerer Geldbuße verurteilt worden und sollte die für ihn unerschwingbare Summe binnen kurzer Frist erlegen oder ins Gefängnis wandern. Das Urteil des Herzogs aber stand noch aus, doch konnte Flins stündlich die Knechte des Lochmeisters*) erwarten mit dem Befehle, ihn nach

*) Das Wort Loch kommt von dem altdeutschen „linche“ (ich schließe) her und bedeutete im Mittelalter soviel als Verschuß, Clausura.

dem Turme zu bringen. Gefängnisgebäude gab es damals noch nicht, sondern man benutzte die zur Verteidigung bestimmten Türme, um Leute in Haft zu halten, weshalb man denn auch das Einsperren mit dem Ausdruck „Turnen“ bezeichnete. Jedermann fürchtete sich vor dem Turme, dessen Einrichtung, in Übereinstimmung mit der Behandlung der Gefangenen, von grausenerregender Beschaffenheit war. Die Zellen entbehrten nicht nur der Fensteröffnung, sondern auch der Thür; an der Decke war ein Loch angebracht, durch das sowohl der Gefangene selbst als auch Speise und Trank für ihn an einem Seile hinuntergelassen wurden. Der Unglückliche wurde an Ketten geschlossen, auf Stroh gelagert und in den sogenannten Stock gelegt, das heißt, seine Füße wurden in ein Holz eingeklemmt. Häufig genug erhielten die Gefangenen Handschuhe aus eisernen Ringen, damit sie sich selbst nicht Schaden zufügen konnten.

Peter Flins schauerte bei dem Gedanken, daß er in einen solchen Käfig kommen sollte. Er konnte vor ängstlicher Erregung nicht mehr schlafen, und auch seine sonst so mutige Hanna hatte alle Fassung verloren. Er irrte in den Straßen ruhelos umher, wobei er scheuen Blicks nach den gefürchteten Stocknechten auspähte und in furchtbarem Schreck zusammenfuhr, wenn er seinen Namen rufen hörte.

Dies geschah auch jetzt, und als er sein bleiches Antlitz wandte, erblickte er Pappelbaum, der auf ihn zugeeilt kam.

„Du hast dich zwar von uns losgesagt“, redete ihn der Genosse an, „und schlimme Worte gegen uns gebraucht, dennoch rührt uns die Kunde von deinem Unglück, und wir bieten dir die Hand zur Besserung. Sage selbst, Peter, haben wir nicht recht mit unsern Klagen gegen die Patrizier?“

Flins senkte den Kopf.

„Sogar der von dir so hochgerühmte Gisko von Nette ist um kein Haar besser als die andern. Weißt du schon, daß er in der letzten Ratsitzung eine donnernde Rede gegen uns Zünftler gehalten hat, und daß von ihm der Antrag ausging, über alle die Privilegien der Patrizier umgehenden Tuchweber die schärfsten Strafen zu verhängen?“

„Ich weiß es“, erwiderte Peter Flins leise und mit einem tiefen Atemzug. Auf den Junfer Nette hatte er seine letzte Hoffnung gebaut und sich entschlossen, ihn um ein Wort der Fürsprache anzusprechen, aber er war nicht vorgelassen worden, und auch Hanna sah sich zurückgewiesen. Es tat den beiden Gatten doppelt weh, daß sich gerade Niko-

laus, der sich ihnen so wohlwollend und hilfsbereit gezeigt hatte, wie ein Geränkter von ihnen zurückzog.

Ängstlich und scheu folgte Peter Fliß dem neben ihm hergehenden Pappelbaum nach dem Kretscham auf dem Sande. Die Schenke war heute mit Neustädter Tuchwebern dicht besetzt, und auch Hans Scheidt war unter ihnen, der sofort dem anlangenden Paare entgegenging und Peter Fliß in alter Freundschaft die Hand bot.

„Es ist recht, daß Ihr zu uns zurückkehrt“, redete er ihn an. „Die Genossen meinen es am Ende doch besser mit Euch als die Herren Patrizier.“

„Es ist Euch nicht wohl zumute, he?“ rief Gleiser vom Tische her und hielt Peter gleichzeitig den gefüllten Krug entgegen. „Da stärkt Euch, und dann erzählt.“

„Was soll ich erzählen?“ erwiderte Fliß traurig, indem er sich neben Scheidt und Pappelbaum niederließ. „Ihr wißt ja doch, was gegen mich im Werke ist.“

„Nun, und wie steht's daheim?“ fragte Scheidt teilnahmvoll.

Peter lachte bitter. „Da hockt das Elend in allen Ecken. Meine Schulden habe ich freilich zum größten Teile tilgen können, da ich von Junker Rüste eine namhafte Geldunterstützung erhielt. Aber um einen Gesellen anzunehmen und satt zu machen, dazu reichte es doch nicht aus. Ich und mein Weib haben uns die Hände blutig gewebt, vom ersten Hahnschrei an saßen wir bei unserer Arbeit bis zur sinkenden Nacht, und doch konnte ich meiner Verpflichtung gegen den harten Januß nicht nachkommen. Da hat er mich angezeigt, und ich soll sechs Mark Buße zahlen, ein halbes Vermögen für mich, während ich in Wahrheit kaum das Salz zum Brote habe.“

„Ja ja,“ kam es aus Gleisers Munde, „die guten, edelmütigen Patrizier!“

„Na,“ rief einer der anwesenden Genossen, „vielleicht erbarmt sich Herr Januß vom Rhein, wenn Fliß hingehet und vor ihm einen Fußfall tut.“

Die Gäste schlugen eine höhnische Lache auf. Fliß ballte die Rechte, in seiner Brust erwachte eine namenlose Wut, und mit funkelnden Augen rief er:

„Ghe ich das tue, will ich lieber alle Qualen der Stocknechte erdulden!“

Er sah den fremden Mann nicht, der sich jetzt auf der Türschwelle

zeigte. Mehrere der anwesenden Gäste wollten in freudige Rufe ausbrechen, doch der Betreffende winkte ihnen ab und zog sich zurück. Wenig Minuten später erschien Bruder Konrad, der Hospitalkoch, im Kretscham, der sich still in einen Winkel zurückzog und leise mit dem Kretschmer sprach.

„Was willst du aber tun?“ äußerte Pappelbaum zu Fliß, der mit unheimlich leuchtenden Augen vor sich hinstarrte.

„Ich weiß es nicht“, gab er dumpf zurück. „Sorge und Angst haben mir mein Gehirn ausgebrannt, kein Gedanke will darin aufkommen.“

„Wenn wir Euch achten sollen,“ hub Gleser an, „so dürft Ihr die Niedertracht des Januß vom Rhein nicht ruhig über Euch ergehen lassen.“

„Vermag ich etwas über den reichen, mächtigen Mann,“ rief der vor Wut knirschende Peter, „wenn ich im Turme schmachte?“

„Dazu soll es nicht kommen!“ beteuerte Scheidt. „Alle Genossen sind bereit, für Euch einzustehen und das Sühnegeld zu erlegen. Kommen einmal bessere Zeiten für Euch, so könnt Ihr das Darlehn uns ja zurückzahlen.“

Fliß erhob das Haupt und schaute im Kreise umher. Seine Augen wurden feucht, und indem er die Arme auf der Brust kreuzte, begann er zu zittern. Alle Blicke waren theilnahmvoll auf ihn gerichtet.

„Ist es wahr,“ begann er mit gebrochener Stimme, „ihr wollt mir helfen, Freunde, ihr wollt mich vor der Schande und der Qual schützen, in den Turm gesperrt zu werden?“

„Verlaßt Euch auf unser Wort,“ gab Gleser zurück, „saget, daß Ihr wieder der Unsrige sein wollt, und wir hinterlegen noch heute das Geld beim Rat.“

Fliß schrie freudig auf, doch gleich nachher glitt der Ausdruck der Sorge von neuem über sein Gesicht, und er fragte verzagt: „Aber der Herzog — wird sein Urtheil mich nicht verdammen?“

Das war nun freilich ein gewichtiger Einwurf, auf den die Genossen die Antwort schuldig bleiben mußten. Peter Fliß hatte sich mehr als dreimal des verbotenen Tuchverkaufs schuldig gemacht und fiel dadurch der Gnade und Ungnade des Herzogs anheim. So hoher Entscheidung gegenüber standen die Zünftler machtlos da, und einer sah fragend auf den andern.

Endlich ergriff Gleser das Wort und sagte: „Vielleicht gibt es da auch noch Rat und Hilfe.“ Er wandte den Kopf der Ecke zu, wo Bruder Konrad saß. Dieser plauderte nach wie vor mit dem Kretschmer; Gleser nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und fuhr, seine Stimme

dämpfend, sodann fort: „Ihr müßt wissen, Flink, daß sich während der Zeit, wo Ihr nicht mit uns verkehrtet, mancherlei in unserer Genossenschaft verändert hat. Die Niederlage, die wir vor dem Herzog erlitten haben, zeigte uns so recht unsere Ohnmacht, und wir kamen zu der traurigen Einsicht, daß wir gegen den Hochmut und die Herrschsucht der Patrizier nichts ausrichten können. Trotzdem drängte es uns, die lästigen Fesseln abzuschütteln, und so haben wir uns denn“ — hier dämpfte der Sprecher seine Stimme noch mehr — „nach geeigneten Bundesgenossen umgesehen. Ich weiß wohl,“ fügte er schnell hinzu, da Flink Miene machte, ihm ins Wort zu fallen, „unsere Meinungen gehen in diesem Falle wiederum schnurstracks auseinander. Darum sollt Ihr in der Sache gegen die Patrizier auch gänzlich aus dem Spiele bleiben; wir verlangen von Euch weiter nichts, als daß Ihr über alles, was Ihr in unserem Kreise seht und hört, das tiefste Stillschweigen gelobt. Wollt Ihr auf diese billige Bedingung eingehen?“

„Ich muß ja wohl,“ erwiderte Flink, „da ich Euch zu Dank verpflichtet bin.“

„So ist's recht!“ rief Pappelbaum und legte seine Hand wohlwollend auf Peters Arm.

Abermals sah Gleser nach dem Hospitalkoch hinüber.

„Wir werden von heute an“, wandte er sich sodann Flink wieder zu, „nur noch selten hier verkehren. Drüben in der Neustadt hat sich ein neuer Kretscham aufgetan, dort wollen wir fortan zusammenkommen. Um aber in meiner Auseinandersetzung weiter fortzufahren, so möget Ihr wissen, daß wir einen vielvermögenden Beschützer gefunden haben, dessen Einfluß sogar bis zur herzoglichen Kurie reicht. Ich bin überzeugt, daß durch ihn für Euch bei dem Herzog Gnade zu erwirken ist.“

Flink atmete erleichtert auf, und in stummer Rührung drückte er die Hand des Sprechers.

„Aber trotz alledem,“ fügte Gleser hinzu, „dürft Ihr Eurer Gutmütigkeit nicht die Zügel schießen lassen und Januß als ein guter Christ vergeben.“

„Da kennt Ihr mich schlecht,“ rief Flink aufwallend, „ich will's dem schlimmen Mann gedenken bis an mein seliges Ende! Er hat alles Weh und Unglück über mich gebracht, und wenn ich mich seiner erinnere, so beseelt mich nur das eine Gefühl, mich an ihm und seiner Sippe zu rächen.“

„Dazu kann Rat werden“, ertönte eine fremde Stimme neben dem erschreckt auffahrenden Sprecher, der gleich nachher einen Schrei aus-



Hanko wird von Peter Flins erkannt.

stieß, denn der Fremde, der sich unbemerkt durch die Thür geschlichen hatte und jetzt, in einen weiten Mantel gehüllt, neben ihm stand, war Hanko, der Bogt von Nitropkow.

Peter Flins schnellte vom Sitz empor; er glaubte sich von den Genossen verraten und sah in wilder Verzweiflung bald auf sie, bald auf den Polen.

„Was hast du?“ fragte Pappelbaum, „das ist ja Szaślaw, unser Bundesgenosse und mächtiger Beschützer.“

Peters Brust hob und senkte sich rasch, er fuhr mit den Händen in der Luft herum, bis es ihm endlich gelang, die Worte hervorzu stoßen: „So war die Versicherung Eurer Freundschaft eitel Lug und Trug, da Ihr mit dem Glenden, der mich morden wollte, ein Bündnis schloßt!“

Diesen Worten folgte eine allgemeine Erregung. Die Tuchmacher fuhren von ihren Plätzen empor, und auch Bruder Konrad kam mit dem Kreischmer herbeigeeilt.

„Jawohl, mit meinem Mörder“, wiederholte Flins, da die ihn umgebenden Genossen ungläubige Mienen zeigten. „Es ist Hanko, derselbe, der mich zum Johanimarkt verfolgte und mit seiner Mordwaffe hier im Banne des Klosters niederschlug!“

Die Blicke waren jetzt auf den Angeeschuldigten gerichtet, der jedoch seine Fassung nicht verlor.

„Es ist wahr,“ sagte er, indem er die Arme verschränkte und die polnische Mütze tiefer in die Stirn drückte, „ich geriet damals mit Flins in Streit. Er griff mich an, und ich wehrte mich.“

„Das ist gelogen!“ unterbrach ihn Peter heftig.

„In des Teufels Namen schweigt!“ raunte ihm Hanko zu und begleitete seine Worte mit einem so bözartigen Blick, daß der arme Tuchweber erschreckt zurückwich. „Wenn ich ihn bei der Gegenwehr verwundete, so tat es mir aufrichtig leid. Ihn aber morden zu wollen, lag nicht in meiner Absicht.“

„Gleichviel,“ mischte sich jetzt Bruder Konrad in das erregte Gespräch, „Ihr verleztet durch Eure unselige That den Frieden des Klosters und werdet dafür büßen. Auf, Freunde, legt Hand an den Polen!“

Wider Erwarten kam keiner der Gäste dieser Aufforderung nach.

„Steht es so?“ sprach Bruder Konrad nach kurzer Pause im Tone gesteigerten Zornes weiter. „Laßt ihr einen schuldbeladenen Feind unseres Landes frei ausgehen? Ihr wißt wohl nicht, wer er ist?“ Er sah im Kreise umher, doch da alles ruhig blieb, fuhr er fort: „Nun

denn, so will ich es euch sagen. Dieser Pole hat sich in unsere Stadt unter falschem Namen eingeschlichen, um desto sicherer seine verräterischen Pläne weiter spinnen zu können — er ist derselbe, der Nikolaus von Keste wiederholt bedrohte und die Gelegenheit dazu durch die Magd des Hauses auskundschaften ließ.“

„Ha,“ rief Hanto unter grimmigem Lachen, „so hat es Nunka dem hochwürdigen Bruder zu verdanken, daß sie aus dem Hause gejagt wurde? Empfanget meinen Dank für Eure Offenheit und seid gewiß, daß ich Euch dafür erkenntlich sein werde.“

Bruder Konrad beachtete diese Drohung nicht, sondern begann von neuem: „Wenn nur ein Fünkchen von Liebe für unsere Stadt in eurer Brust sich regt, so laßt ihr den Verräter nicht entweichen, sondern macht ihn dingfest. Noch einmal, Freunde, leget Hand an ihn!“

Ein mißfälliges Murren der anwesenden Gäste war die Antwort.

„Nun wohl,“ rief Bruder Konrad unbeirrt, „so werde ich allein meine Pflicht erfüllen.“

Damit eilte er auf den Polen zu, um sich seiner zu bemächtigen, doch dieser riß einen Dolch aus dem Gürtel, zückte ihn auf den Hospitalbruder und stieß die Drohung aus:

„Weicht auf der Stelle zurück, oder Ihr seid ein toter Mann!“

Nach gefaßt wandte sich der Mönch der Thür zu, und gleich nachher ertönte die auf dem Hofe befindliche Alarmglocke des Klosters.

„Rettet Euch!“ schrien die Tuchmacher dem Polen zu. „Morgen das weitere!“

Ehe sich jedoch Hanto auf die Flucht begab, packte er Flink beim Arme und raunte ihm zu: „Seid kein Tor und kommt mit mir — ich meine es jetzt ehrlich mit Euch und kann Euch von großem Nutzen sein. Bei allen Heiligen, ich will Euch die Gnade des Herzogs erwirken und Euch behilflich sein, an Euerm Feinde Januß Rache zu üben!“

Flink zögerte; halb unentschlossen, halb furchtsam schaute er in das häßliche Antlitz des Polen.

„Geht mit ihm!“ rief Gleser in einem Tone, der nahezu wie ein Befehl klang. „Das Geld wird für Euch sofort hinterlegt. Zögert Ihr aber noch einen Augenblick, so ist unser Genosse uns verloren und der Turm Euch gewiß!“

Flink schreckte zusammen, und fast willenlos ließ er sich von Hanto mit fortreißen.

Es war die höchste Zeit, denn schon füllte sich der Klosterhof

mit Mönchen, die Bruder Konrad schnell von dem Vorfall in Kenntniß setzte. Nur mit Mühe konnten die den Polen begleitenden Tuchmacher ihm freie Bahn schaffen, da jetzt auch eine Anzahl von Klosterknechten erschien. In stürmischer Eile drängte sich Hanko, den Arm von Peter Flins nicht lassend, durch die Pforte, während die Tuchmacher diese besetzt hielten und den nacheilenden Mönchen und Knechten den Weg versperreten. Erst als der Pole jenseits der Brücke verschwunden war, gaben sie nach und entfernten sich unter höhnischem Lachen.

Das Notsignal des Klosterwächters verhallte, und als nach geraumer Zeit eine Abtheilung von Kondottieren erschien, hatten sich die Tuchweber längst zerstreut.

Siebentes Kapitel.

Nächtliche Zusammenkünfte.

Finster und stürmisch war der Abend.

Der Wanderer, der, vom polnischen Markte herkommend, das Neufische Thor durchschritt und den Weg über den Wiesengrund nach Scepin einschlug, hüllte sich fester in seinen weiten, im Novembersturme flatternden Mantel. Draußen vor der Stadt lagerte undurchdringliche Finsternis; nur in der Ferne schimmerte Licht, und auf dieses steuerte der Mann im Mantel zu.

Es kam aus den Fenstern des Herrengebäudes, das zu dem vor Scepin liegenden Gute gehörte. Bald hatte der einsame Wanderer den Hof erreicht und ging an der alten Linde vorüber, deren entlaubte, von dem Sturme hin und her gerüttelte Äste stöhnten und ächzten. Trotz der rauhen Jahreszeit war die des Blätter Schmuck beraubte Waldwarte nicht vereinsamt. Ein Mann mit langem, zottigem Haupt- und Barthaar lag dort auf der Lauer und spähte mit seinen eingefallenen Augen nach den gegenüberliegenden Fenstern. Der Lichtschein, der aus ihnen fiel, beleuchtete die Gestalt des anlangenden Wanderers, und als er jetzt, an die verschlossene Haustür pochend, den emporgezogenen Mantel auf die Schultern hinabfallen ließ, flüsterten die Lippen des Lauscher's auf der Waldwarte den Namen Hanko.

Eine unsichtbare Hand öffnete dem Polen die Thür, und er stieg zum oberen Stockwerk empor. Dort trat er in ein saalartiges Gemach, das, außer einer langen Tafel und einer Reihe von Stühlen, nur noch einen mächtigen Kachelofen enthielt, worin ein loderndes Feuer prasselte. Auf der Tafel standen Armlenlechter, in deren Licht-

schein sich mehrere Männer bewegten. Sie schienen den Ankömmling mit Ungeduld erwartet zu haben, denn einer von ihnen, ein ziemlich wild aussehender Mann mit dunkelbraunem Vollbart, rief ihm ungnädig zu:

„Glaubt Ihr, Herr Vogt, daß wir unsere Zeit gestohlen haben?“

„Nichts für ungut, Herr Bartusch von Wiesenburg,“ lautete die Entschuldigung, „die Verhandlungen dauerten lange, und der Weg vom Kreischam der Neustadt bis hierher ist weit.“

„Bringt Ihr wenigstens gute Botschaft mit?“ fragte ein anderer, in dessen Gesichtszügen sich ebenfalls eine kühne Verwegenheit ausdrückte.

„Ihr werdet zufrieden sein, Herr Heinrich von Haugwitz“, antwortete der Pole. „Weit über vierhundert Tuchweber sind dem Bunde beigetreten, auch wollen sie uns am Tage des Losschlagens ihr Aemerkirchlein zu einer letzten Verabredung einräumen. Sie hoffen noch ein paar hundert Genossen zu werben.“

Diese Mittheilungen wurden von den beiden Männern mit großer Befriedigung aufgenommen. Wenn schon die vornehme Kleidung des Paares sein ritterliches Herkommen andeutete und die Waffen einen reichen Wappenschmuck zeigten, so bekundeten doch die rohen Gesichtszüge, daß den beiden Männern die edeln Gesinnungen ihrer abligen Vorfahren vollständig abhanden gekommen waren; und in der That zählten die beiden zu den gefährlichsten Raubrittern des Breslauer Fürstentums, die mit besonderer Verwegenheit den Wagenzügen der Breslauer Kaufleute auflauerten. Bartusch von Wiesenburg hieß allgemein „der Schälke Prinzipal“, er war der Anführer der ritterlichen Schnapphähne und der grimmigste Feind der Patrizier, denen er es nicht verzeihen konnte, daß sie durch Fleiß und rastloses Streben zu Macht und Reichthum gelangt waren.

„Wie steht es mit der dummen Geschichte des Januß vom Rhein?“ fragte Bartusch.

Hanto zuckte die Achseln. „Da ist nichts mehr zu machen.“

„Habt Ihr es gehört?“ wandte sich der Raubritter an einen seitwärts stehenden kleinen, hagern Mann, der mit einem andern plauderte und den Kasten der polnischen Kaufleute trug; der Ungeredete nickte mürrisch, worauf der Sprecher fortfuhr:

„Ihr werdet also gut tun, vorerst Breslaw nicht wieder zu betreten. Wahrhaftig, Mistud, Ihr konntet keine größere Gejelei bezgehen, als die Namensunterschrift des Januß zu fälschen.“

„Was tut's,“ brummte der polnische Kaufmann, „hab' ich doch dadurch eine große Ladung von Tuch in meine Hände gebracht.“

Der Betrüger hatte durch Kundschafter erfahren, daß die von Januß für die Leipziger Messe bestimmt gewesenen Tuche nicht rechtzeitig abgeliefert worden waren; er wußte ferner, daß sich der noch immer in Leipzig verweilende Handelsherr zu einem höheren Arbeitslohn entschlossen und einer größern Anzahl von Tuchwebern der Altstadt die Bestellungen überwiesen hatte. Die Ware war von diesen pünktlich abgeliefert worden, und Mistud war vor Ditmar mit einem gefälschten Briefe seines Vaters erschienen, worin er den Sohn bevollmächtigte, die Waren nicht nach Leipzig abgehen zu lassen, sondern Mistud zu übergeben, der sie schon bei seiner Anwesenheit in der sächsischen Handelsstadt bar bezahlt habe. Die Namensunterschrift war täuschend nachgeahmt, und da der polnische Kaufmann seit Jahren mit Januß in Geschäftsverbindung stand, so hatte Ditmar keinerlei Arg gehabt und Mistud sämtliche Tuche ausgeliefert. Der Schaden, den Januß dadurch erlitten hatte, belief sich auf nahezu fünfhundert Mark, und es war vor auszusehen, daß der betrogene Handelsherr alles aufbieten würde, um Mistud in seine Gewalt zu bekommen. Bei der gegenwärtigen politischen Lage fiel ihm dies freilich schwer, da die polnischen Gerichte zu Krakau keine Anklagen gegen einen ihrer Landsleute berücksichtigten. Trotzdem hatte Hanko versucht, durch seine Helfershelfer einen versöhnenden Ausgleich herbeizuführen. Er war aber kurzerhand zurückgewiesen und Ditmar von seinem Vater beauftragt worden, auf den betrügerischen Mistud jahnden zu lassen.

„Wie gesagt,“ rief Bartusch dem polnischen Händler zu, „Ihr habt eine große Torheit begangen; aber daran ist nur Euer Geiz schuld. Hättet Ihr Euch mit uns verbündet, wie es Gethko getan“ — er deutete dabei auf den andern polnischen Kaufmann, der höchst vergnügt schmunzelte —, „so würden Euch Eure Geschäftsverbindungen mit Breslaw nicht für alle ewigen Zeiten verloren gegangen sein.“

„Ich soll ja noch hören,“ ergriff Hanko das Wort, „was da geschehen ist!“

„Hahaha!“ lachte der Raubritter, „es war ein gar zu lustiges Stücklein, das uns allen die Säckel füllte. Ihr wißt ja, wieviel sich Wicker Raife auf seine Klugheit zugute tut. Er hatte vor, den Markt von Krakau mit einer Anzahl der verschiedensten Waren zu überschwemmen und um die hochbeladenen Frachtfuhrwerke sicher nach Oppeln zu

bringen, ließ er aussprengen, daß nach Schweidnitz zu ein großer Warenzug unterwegs sei. Er nahm dazu Gethkos Hilfe in Anspruch. Auf diese Weise glaubte er vor einem Überfall durch uns sicher zu sein. Doch wir gingen nicht auf den Leim, ließen uns nicht nach Schweidnitz hinlocken, sondern besetzten mit unsern Knechten die Straße von Oppeln.“

„Achtung vor Eurer feinen Nase!“ schaltete Hanko ein.

„Sie hatte wenig dabei zu tun,“ erwiderte Bartusch grob, „da Gethko unser Vertrauter war und uns den Plan Wicker Kaisers verriet. Vor einer Woche nun langten die Breslauer Warenzüge in der Nähe von Oppeln an, und wir fingen sie ab. So machten wir eine Beute im Werte von weit über zweitausend Mark, und Gethko hat seinen schönen Anteil davon abbekommen. Na, Geizhals Mistud, seht Ihr jetzt ein, was für ein Esel Ihr wart?“

Von einem der Fenster her kamen jetzt mehrere Männer, die bisher dort in heimlichem Gespräch verweilt hatten. Der eine war der Legat Veroli, der andere, ein großer, breitschultriger Mann, der Magister Peter von Auvergne, und der dritte endlich, ein stattlicher Sechziger mit eisgrauem Haar, Walter de Pomerio.

Der Legat, von Hanko ehrerbietig begrüßt, näherte sich den beiden polnischen Kaufleuten und handigte Gethko ein versiegeltes Schreiben ein.

„Dies überbringt Ihr der Herrin von Nitropkow“, sagte er mit seiner schnarrenden Stimme. „Wann gedenkt Ihr aufzubrechen?“

„Noch diese Nacht, wenn es Euch genehm ist.“

„Habt Ihr sichere Begleitung? Es wäre mir nicht lieb, wenn der Brief in feindliche Hände käme.“

„Wir schließen uns den beiden an“, sagte Bartusch, wobei er auf sich und Haugwitz deutete.

„In diesem Falle“, ergriff Pomerio das Wort, „fände ich es für gut, wenn Ihr nicht länger hier verweiltet. Wir erwarten Besuch.“

„Ei,“ rief Bartusch ärgerlich, „verdienen wir es, daß Ihr Geheimnisse vor uns habt?“

„Euer Argwohn ist unbegründet“, gab Pomerio zurück. „Es ist Wicker Kaiser, den wir erwarten.“

„Das ist allerdings ein ander Ding“, lachte der Raubritter. „Mit ihm möchte ich gerade jetzt nicht zusammentreffen, auch könnte es unserer gemeinschaftlichen Sache schaden, wenn er mich und Haugwitz hier anträfe. So lebt denn wohl, und, wie gesagt, wir sind Euers Rufes gewärtig.“

Nachdem er sich mit Haugwitz und den beiden polnischen Kaufleuten entfernt hatte, äußerte Veroli, daß ihm die Bundesgenossenschaft der beiden Ritter unangenehm sei. „Sie hängen den Mantel nach dem Winde“, fügte er hinzu, „und sind heute Freund und morgen Feind.“

„Es ist allerdings kein Verlaß auf sie,“ pflichtete dem der Magister bei, „da sie für keine nationale Sache kämpfen, sondern nur um ihr elendes Dasein zu fristen.“

„Dennoch können wir ihrer nicht entbehren“, stellte Pomerio vor. „Sie führen uns einen ansehnlichen Trupp von Leuten zu.“

„Darf ich fragen,“ mischte sich Hantko ins Gespräch, „wie es zu Nitropkow aussieht, und was mir meine gnädige Herrin sagen läßt?“

Diese Frage war an Veroli gerichtet, der soeben von einem längeren Besuch auf dem polnischen Edelsitze zurückgekehrt war.

„Ich habe Euch mit Rixa versöhnt,“ erwiderte der Legat, „wenn schon es Mühe kostete. Aber sie erwartet von Euch bestimmt ein baldiges, rasches Handeln.“

„Ich glaube jetzt meines Zieles sicher zu sein,“ entgegnete Hantko mit unheimlich leuchtendem Blicke, „wenn schon ich es auf einem Umwege erreichen werde.“

„Das will ich Eurer Gebieterin verkünden.“

„Begeht Ihr Euch wieder nach Nitropkow?“

„Binnen jetzt und einer Woche. Ich habe nur noch wenig zu ordnen, das mich dann nicht eher wiedersehen wird, als bis es Polen zurückgegeben ist.“

„Ich war schon längst um Eure Sicherheit besorgt, da nicht nur die deutsche Geistlichkeit und die Patrizier es sind, die Euch übel wollen, sondern weil man auch im Volke gegen Euch Feindschaft hegt.“

„Ihr kündet mir da nichts Neues“, sagte Veroli mit einem verächtlichen Lächeln. „Sedoch es wird mit dem Deutschtum bald zu Ende sein. Es dürfte Euch freuen, zu erfahren, daß ich Herzog Boleslaw auf Nitropkow traf.“

In den Mienen Hantos malte sich große Überraschung.

„Er kam von Krakau“, fuhr Veroli fort, „mit wichtiger Botschaft von König Wladislaw. Er ist zum Kriege gegen Böhmen fest entschlossen und bietet alles auf, eine unbefiegbare Streitmacht zusammenzubringen. Boleslaw hat sich anheischig gemacht, ihn nach besten Kräften zu unterstützen, und rechnet dabei auf die tätige Mithilfe seiner Verbündeten in Bretslaw.“

„Ich werbe eifrig Bestimmungsgenossen“, entgegnete Hanto; „da aber auch die Patrizier kein Opfer scheuen, ihre Stadt wehrkräftig zu machen, so gilt es, möglichst viel Geld zusammenzuscharren, um Kriegstnechte auszurüsten und bezahlen zu können.“

Der Blick des Sprechers war bei diesen Worten auf Pomerio gerichtet.

„Ihr seht mich vorwurfsvoll an?“ nahm dieser die Rede auf. „Ich dachte, ich hätte schon Opfer genug gebracht und Euch in Wicker Kaise einen Mann zugeführt, der mit Geldspenden ebenfalls nicht fargt, wenn schon er deren eigentliche Bestimmung nicht kennt.“

„Wir müssen auch ferner auf seine tätige Mithilfe rechnen“, meinte Peter von Aubergne.

„Das wird schwer halten“, widersprach Hanto, „da er durch Bartuich und dessen Genossen so schwere Einbuße erlitten hat.“

„Das fürchte ich auch“, rief Veroli unmutig. „Diese adligen Wegelagerer schaden uns mehr, als daß sie uns nützen.“

Von der Haustür herauf ertönte jetzt ein Pochen. Pomerio eilte ans Fenster, öffnete es und sah hinab.

„Es ist Wicker Kaise mit seinen Knechten“, rief er in das Zimmer zurück.

„Vergeßt nicht“, erwiderte Veroli rasch, „was wir verabredet haben. Wir können seiner Unterstützung nun einmal nicht entbehren, und es bleibt uns kein anderer Weg, ihn uns willfährig zu erhalten.“

Pomerio neigte verständnisvoll das Haupt, dann ließ er sich mit den beiden Legaten an der Tafel nieder, während sich Hanto nach einer Fensterecke zurückzog.

Unmittelbar darauf trat Wicker Kaise in das Gemach.

„Verzeiht mein langes Säumen“, begann er mit umbüsterter Stirn. „Wahrscheinlich hätte ich euch eine Abgabe geschickt, wäre es mir nicht darum zu tun gewesen, den Herrn Legaten nach seiner Rückkehr zu begrüßen.“

Auf eine Einladung nahm er neben Veroli Platz.

„Es ist nur ein kurzes Wiedersehen“, erwiderte dieser, „da ich Bretslaw bald wieder verlasse. Doch ist es mir doppelt lieb, Euch heute abend noch zu sprechen, da Ihr mir aus schwerer Verlegenheit helfen könnt.“

Wicker Kaise verharrte in Schweigen; er sah sehr ernst und nachdenklich aus.

„Eine große Anzahl von Klöstern“, fuhr Veroli fort, „ist mit

den Annaten im Rückstande. Trotzdem bin ich genötigt, nach Avignon Abrechnung zu senden. Wollt Ihr mir nicht noch einmal mit einem Scherflein beistehen?"

„Herr Legat,“ sagte Wicker Raife in langsamem Tone, „es wird Euch wohl nicht unbekannt geblieben sein, daß ich schwere Verluste erlitten habe. Ein großer Wagenzug, mit Waren schwer bepackt, ist eine Beute raublustiger Ritter geworden. Wäre es nicht besser, wenn Ihr Euch an diese hieltet? Sie könnten auch einmal zum Besten der Kirche etwas tun.“

„Wie kommt Ihr auf diesen Gedanken?“ fragte Beroli.

„Weil ich in Erfahrung gebracht habe,“ lautete Wicker Raifes Bescheid, „daß sie mit polnischen Geistlichen verkehren.“

Beroli biß sich auf die Lippen und tauschte mit seinem Magister heimliche Blicke aus. Im Gemache herrschte eine Weile tiefes Schweigen. Endlich ermannte sich der Legat zu der Bemerkung, daß er diese strafbare Handlung, von der er bisher keine Kenntnis gehabt habe, auf das strengste ahnden werde. „Wenn Ihr zurzeit des baren Geldes nicht entbehren könnt,“ sprach er weiter, „so genügt mir schon Eure Beglaubigung, daß Ihr zugunsten der Kirche einen weiteren Beitrag beizusteuern gesonnen seid. Ich kann den Zettel dann, mit noch andern Unterschriften versehen, nach Avignon senden und entgehe dadurch einem Verweise, daß ich nicht streng genug in meinem Pflichteifer war —“

„Nun, Herr Legat,“ unterbrach ihn Raife, „ich dachte, an Strenge hätte es weder Euch noch dem Herrn Magister gefehlt. Ich meine sogar, daß es am Plage gewesen wäre, mehr christliche Milde und Nachsicht walten zu lassen.“

„Ich bin mir keiner Härte bewußt“, gab Beroli demütig zurück. Nach diesen Worten zog er ein beschriebenes Blatt hervor und las seinen Inhalt vor. Danach verpflichteten sich die, die ihre Namen unter das Schreiben setzten, zu einer freiwilligen Spende, die innerhalb der nächsten sechs Monate zahlbar war.

„Nun wohl,“ sagte Wicker Raife kurz entschlossen, „Ihr sollt mir nicht nachsagen, daß ich kein guter Christ sei; hier ist meine Unterschrift.“ Er nahm das Blatt, nachdem ihm zuvor Peter von Auvergne Feder und Tinte gereicht hatte, und schrieb seinen Namen darunter.

Mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes nahm Beroli das Blatt wieder entgegen, während sich Raife von seinem Platz erhob.

Der Blick des Handelsherrn fiel dabei auf den am Fenster stehenden Hanko. Er deutete auf ihn und sah die beiden Legaten fragend an.

„Ein Sendbote aus Krakau“, stellte Beroli vor.

Forschend betrachtete Raife den Fremden. „Wenn ich nicht irre,“ sagte er sinnend, „so ist es nicht das erste Mal, daß wir einander begegnen. Ich traf Euch in Pomerios Hause. Seit wann“, wandte er sich an diesen, „steht Ihr in Beziehung zu dem Krakauer Hofe?“

Pomerio konnte seine Verlegenheit nicht verbergen.

„Es waren Geldgeschäfte,“ sagte er zögernd, „die ich damals für den hochwürdigen Herrn abzuwickeln hatte.“

„Und das kommt bei Euch sehr oft vor“, erwiderte Raife ironisch. „Heißt Ihr doch schon in der Stadt der polnische Wechsel.“

Der Sprecher näherte sich Hanko und begann nach einer Pause von neuem: „Ihr habt da eine häßliche Narbe auf Eurer Wange. Sie kann Euch in Ungelegenheiten bringen.“

„Wieso?“ fragten sämtliche Anwesenden betroffen.

„Weil man in Breslau auf einen Polen mit solchem Kennzeichen fahndet.“

Dem scharf beobachtenden Raife entging der Eindruck nicht, den diese Worte hervorriefen.

„Dieser Pole“, sprach er weiter, „soll ein äußerst gefährlicher Mensch sein, der nicht nur dem Hause Keste zu schaden sucht und dessen Sohn wiederholt bedroht hat, sondern er soll auch die Tuchweber der Neustadt in gefährlichster Weise aufwiegeln. Außerdem steht er unter der schweren Anklage, im Banne des Klosters der Augustiner-Chorherren einen Todschlag versucht zu haben. Der Name des verbrecherischen Gesellen lautet Hanko. Ihr kennt ihn natürlich nicht?“

Abermals ging der forschende Blick Wickers Raifes von einem zum andern.

„Und wenn es der Fall wäre?“ fragte Beroli in hoffärtigem Tone.

„Dann würdet Ihr gewiß keine Gemeinschaft mit ihm haben,“ lautete die Antwort des Handelsherrn, „denn er ist ja so gut wie ein Mörder, über den Ihr das Anathem verhängt, und er ist außerdem noch ein Verräter an der Stadt, die Euch Gastfreundschaft erweist.“

Beroli biß sich auf die Lippen, und die Züge Peters von Auvergne zeigten eine nicht zu verkennende Gehässigkeit.

„Deswegen möchte ich Euch einen guten Rat erteilen“, fuhr Raife unbeirrt fort. „Es schwirren in der Stadt allerlei Gerüchte, daß Ihr es mit Polen haltet, und auch von Euch, Freund Pomerio, behauptet

man das. Man spricht sogar von heimlichen Unterhandlungen, die zwischen Euch und König Wladislaw im Werke sind. Dies hat mich stutzig gemacht, denn wie Ihr wißt, bin ich im Herzen gut deutsch. Ich ehrte bisher in Euch die Diener der Kirche, denen ich mich als ein guter Christ gefällig zeigte, laßt mich nicht glauben, daß ich mich darin geirrt habe."

"Euer Standpunkt ist sehr beschränkt", erwiderte Veroli. „Als Legat stehe ich über allen Parteien, ich frage wenig danach, ob die Kinder unserer Kirche Deutsche, Polen, Italiener oder Franzosen sind; für mich hat nur der gute Christ Interesse, und deshalb würdigte ich Euch auch der Ehre meines vertraulichen Umgangs."

„Trotz alledem werdet Ihr gut tun," erwiderte Raiser stolz, „Euch den Patriziern Wretslaws gegenüber von dem Verdachte der Achselträgerei zu reinigen, ja ich muß um meiner selbst willen darauf bestehen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich unsere bisherigen Beziehungen abbreche."

„Ha, Herr Wicker Raiser," rief Veroli mit schlecht verhehltem Zorn, „Ihr führt eine äußerst kühne Sprache. Hütet Euch!"

„Ich wüßte nicht, wovor," gab der Handelsherr furchtlos zurück. „Ich war Euch ein treuer Anhänger, ich glaubte an jedes Eurer Worte und will es auch ferner tun, aber reinigt Euch von dem Verdacht, in dem Ihr steht: schwöret, daß Ihr keinerlei politische Umtriebe ins Werk setzt, daß es Euch fern liegt, unsere Stadt polnisch machen zu wollen, und daß der Mann dort nicht derselbe ist, den man in Wretslaw schwerer Verbrechen beschuldigt!"

Veroli vermochte den durchdringenden Blick des Handelsherrn nicht auszuhalten und schlug die Augen verwirrt zu Boden. Peter von Auvergne murmelte etwas von respektwidriger Rede, und Pomerio spielte verlegen mit dem kostbaren Siegelring an seinem Finger.

„So hat mich meine Ahnung also doch nicht betrogen," begann Wicker Raiser nach einer Pause von neuem, „und die Warnungen vor Euch beruhten auf Wahrheit. Ihr benutzt meine Gutmütigkeit, um Eure niedere Habsucht zu stillen —"

Die beiden Legaten fuhren empor und schleuderten Blicke tödlichen Hasses auf den Sprecher.

„Jetzt zeigt Ihr Euer wahres Gesicht, und ich weiß nunmehr, wer Ihr seid. Ich danke Gott, daß er mir noch rechtzeitig die Augen geöffnet hat, und sage mich hiermit feierlich von Euch los. Die Unterschrift aber, die ich Euch vorhin gegeben habe, verlange ich zurück."

Beroli lachte höhnisch.

„Gut denn, so schwöre ich Euch, daß ich das Geld nicht bezahle, trotz der Verpflichtung, die ich übernommen habe. Mich aber betrachtet von dieser Stunde ab als Euren Feind, der keine Nachsicht üben wird.“

Hankos Hand hatte schon den Griff des Dolches gefaßt, den er an seinem Gürtel trug, doch die beiden Legaten winkten ihm heftig ab, und Pomerio deutete durchs Fenster nach dem Hofe, wo die Knechte Wicker Kaisers mit ihren Rossen hielten.

„Also zu einer gelegeneren Zeit“, murmelte der Pole mit einem häßlichen Grinsen.

Ungehindert schritt Wicker Kaiser der Thür zu. Ehe er sie öffnete, rief ihm Beroli nach:

„Habt Dank für Eure Offenheit, und vergeßt nicht, daß Ihr es wart, der den Kampf erklärte. Wir wollen sehen, wos Waffen schärfer sind!“

„Ich fürchte Eueresgleichen nicht,“ gab der Herrscher verächtlich zurück, „denn mit mir ficht Gott, der nur der Wahrheit zum Siege verhilft!“

Nach diesen Worten fiel die Thür hinter dem beherzten Manne ins Schloß.

Die Zurückgebliebenen verweilten noch längere Zeit in eifriger Beratung beisammen. Endlich gab ihnen Hanko, als der Wirt des Hauses, das Geleite bis zum Hofe. Einige herbeigerufene Knechte führten die Pferde vor, auf die sich die beiden Legaten und Pomerio schwangen.

„Noch einmal“, schnarrte Berolis Stimme, „es gilt jetzt rasches Handeln. Wann gedenkt Ihr mit den Vorbereitungen fertig zu sein?“

„Bis zur nächsten Versammlung.“

„Hütet Euch vor Spionen, die auch im Kretscham der Neustadt zu finden sein dürften.“

„Wir versammeln uns in der Klemenskirche. Doch wer übernimmt die Sendung an Gisko von Reste?“

Beroli beugte sich zu dem Frager hinab, um ihm die Antwort zuzuflüstern, da sich die Knechte inzwischen ebenfalls beritten gemacht hatten und sich zu beiden Seiten der Legaten aufstellten.

Der Reitertrupp setzte sich in Bewegung und war bald in der Finsternis verschwunden.

Hanto ging in das Haus zurück, dessen Thür er sorgfältig hinter sich abschloß.

Der Novemberwind heulte und bog die schweren Äste des Lindenbaumes, von dessen Warte jezt der Lauscher, der auf seiner Wacht treu ausgehalten hatte, herabkletterte und seine fröstelnden Glieder fest in eine wollene Decke hüllte.

Bald war auch er verschwunden, und nichts blieb zurück als die heulende Windsbraut, die weit über das flache Land segte.

Achtes Kapitel.

Scharfe Waffen.

Leichte Schneeflocken wirbelten zur Erde nieder.

Auf dem Ring sah man nur wenig Menschen, denn die Dämmerung nahte, und wer nicht ausgehen mußte, blieb daheim, da man bei dem nassen Wetter die Bodenlosigkeit der Straßen fürchtete. Längs der Häuser waren zwar Bohlenwege für die Fußgänger hergestellt, dennoch mußten sich die Stadtbewohner bequemen, Holzschuhe über ihre Fußbekleidung anzuziehen, um nicht gar zu tief in den morastigen Boden einzusinken.

Im obern Erkerzimmer des Kaiserschen Hauses saß bei einem Humpen Reinjall (Ripallo, oberitalienischer Wein) der Herrscher mit Junker Ditmar. Elisabeth war zum Besuch im Klarissinnenkloster, und Muhme Bechtold hantierte im Hause umher.

Ditmar war gekommen, um Wacker Kaiser die fröhliche Botschaft zu bringen, daß der Vater in den nächsten vierzehn Tagen endlich wieder in Breslau eintreffen werde. Den durch die verspätete Tuchlieferung erlittenen Schaden hoffte er um so leichter verschmerzen zu können, da sich ihm eine Menge neuer geschäftlicher Verbindungen mit Mittel- und Westdeutschland eröffnet hatten und die Preise, die ihm dort für die Tuche geboten wurden, die einheimischen weit übertrafen. Ditmar erzählte ferner, daß Glins bei ihm erschienen sei, um die bestellten Waren abzuliefern; da aber der Junker vom Vater die strenge Weisung erhalten habe, sie nicht anzunehmen, so habe er mit dem Tuchweber einen heftigen Austritt gehabt.

„Es tat mir ja leid,“ fügte Ditmar hinzu, „und deshalb antwortete ich auch auf seine schlimmen, nahezu gehässigen Reden nicht. Ich bin nur froh, daß der Herzog ihn begnadigt hat, wenn schon diese

Milde kaum erklärbar ist, da der hohe Herr es offen ausgesprochen hat, mit aller Strenge gegen die Neustädter Tuchweber vorgehen zu wollen.“

„Dieser Flins mag wohl einen Fürsprecher bei der polnischen Hofpartei haben“, meinte Wicker Kaise, wobei er seine Augen nachdenklich über den Ring schweifen ließ, der sich jetzt mit einer weißen Schneedecke zu überziehen begann. „Diese polnische Partei erhebt jetzt wieder einmal recht hoffärtig ihr Haupt und liebäugelt mit den unfriedenen Zünftlern. Der Zweck, den sie dabei verfolgt, ist leicht zu erkennen.“

„Hoffen wir, daß es die letzten Zuckungen dieser deutschfeindlichen Partei sind“, entgegnete Ditmar, und den Lumpen erhebend fügte er hinzu: „Laßt uns darauf anstoßen!“

„Von ganzem Herzen“, erwiderte Kaise, und nachdem er getrunken hatte, lehnte er sich auf den gepolsterten Erkersitz zurück. „Giscko von Keste langte gestern von Prag hier an. Welche Nachrichten mag er mitgebracht haben?“

„Wenn mich nicht alles trügt, so glaube ich günstige. Es findet, wie Ihr wißt, soeben im Rathaus drüben große Sitzung statt. Man scheint wichtige Dinge zu verhandeln.“

„Habt Ihr von Euerm Freunde Nikolaus nichts Näheres erfahren?“

„Nein“, antwortete Ditmar verstimmt. „Er ist in der letzten Zeit zurückhaltend gegen mich, und ich meinerseits bin zu stolz dazu, mich in sein Vertrauen zu drängen.“

„Das sind vorübergehende Verstimmungen“, meinte der Herr, „die so treue Freundschaft nicht trüben dürfen.“

„Oh“, rief Ditmar, „meine Freundschaft für Nikolaus bleibt bestehen, möchte er mir auch noch so wehe tun! Aber ich meine, daß gerade jetzt unter uns volles Vertrauen herrschen sollte, da dem Patriziatum ringsum Feinde erstehen. Statt dessen hüllt sich Nikolaus in geheimnisvolles Schweigen, und sein Benehmen steckt sogar das Gefinde an.“

Wicker Kaise sah fragend auf Ditmar, der, nachdem er eine Weile finster vor sich hingestarrt hatte, fortfuhr:

„Ich war vor einigen Tagen bei ihm, wurde aber nicht vorge lassen — dringender Geschäfte wegen, hieß es. In Wahrheit aber bestanden diese Geschäfte, wie ich mich kurz nachher überzeugte, in nichts anderem als einem Jagdausflug.“

„Vielleicht habt Ihr Euch doch getäuscht“, schaltete Wicker Kaise ein.

Ditmar schüttelte das Haupt. „Der Sohn des alten Buddel war zur Stadt gekommen, mit sehr geheimnisvoller Miene. Wahrscheinlich hatte sich draußen an seinen Vogelherden irgend etwas Besonderes ereignet. Er flüsterte höchst angelegentlich mit seinem Vater, der ihn zum Junker führte, und schon nach einer Viertelstunde erschien mein Freund wohlbewaffnet, begleitet von Buddel und dessen Sohn. Erst am späten Nachmittag kehrte er zurück, doch heuteleer. Die Jagd schien nicht günstig ausgefallen zu sein. Das waren die wichtigen Geschäfte.“

„Nun,“ fragte Kaije, „dann habt Ihr ihn aber doch gesprochen?“

„Nein, auch dann nicht, er hatte keine Zeit für mich, sondern machte Besuche bei seinem Ohm und Jakob Wiener.“

„Das nimmt mich allerdings wunder. An welchem Tage war das?“

„Am demselben, an welchem abends das Gut vor Scepin von Kondottieren umstellt wurde.“

„Könnte dies nicht in Verbindung mit jenem Jagdausflug stehen?“ gab Wicker Kaije zu bedenken. „Soviel ich weiß, sahndete man auf den polnischen Bogt, der Euern Freund wiederholt bedroht hat. Schade, daß der Schändliche entslüpft ist.“

„Ihr bedauert es“, entgegnete Ditmar, „und mit Euch wohl jeder deutschgesinnte Mann und Freund unserer Stadt. Und doch heißt es, Ihr hättet an diesen Hanko das Gut verkauft.“

„Das ist nicht wahr“, widersprach Wicker Kaije. „Der Käufer war allerdings ein Pole, der aber Jaslaw hieß. Pomerio leitete damals die Unterhandlungen, da ihn zufällig Geschäfte nach Krakau riefen, wo der Käufer wohnte. Habt die Güte und tretet solchen falschen Gerüchten scharf entgegen.“

„Ich will es gern tun,“ erwiderte Ditmar seufzend, „nur fürchte ich, daß es wenig nützen wird.“

„Warum?“

„Weil Euch, offen herausgesagt, der freundschaftliche Verkehr mit den beiden Legaten und mit Pomerio in der Meinung der Leute schadet. Sie halten Euch auch für einen versteckten Polenfreund, und bei der Stimmung, die jetzt in Bretslaw herrscht, ist dies gefährlich. Mit Ausnahme der unzufriedenen Tuchweber und der Polen selbst ist ja hier alles gegen die beiden Legaten erbittert, deren Habsucht keine Grenzen kennt. Man wartet nur auf eine günstige Gelegenheit, ihre feindseligen politischen Ränke ans Tageslicht zu bringen, und der Sturm gegen sie bricht los.“

„Veroli scheint dies zu ahnen,“ sagte Raise mit einem bitteren Lächeln, „da er sich nach Krakau begeben hat; er wird schwerlich wiederkehren.“

„Macht Euch von dieser Gesellschaft los, Herr Raise,“ sagte Ditmar in ehrerbietig bittendem Tone, „dann wird Gisko von Riese auch um so lieber Eüre versöhnende Hand annehmen.“

Wider Raise legte seine Rechte auf die Schulter des Junkers und sah ihn freundlich an. „Ihr braucht nicht erst darum zu bitten,“ entgegnete er, „ich habe meine Beziehungen zu den Herren schon gelöst.“

„Wahrhaftig?“ rief Ditmar hocherfreut. „Ihr hättet mir nichts Besseres künden können, denn Ihr befreit mich von einem Alp, der schon längst meine Brust bedrückte.“

Das Gespräch fand hier durch den Eintritt Elisabeths eine Unterbrechung. Sie küßte des Vaters Hand und begrüßte den Junker, dann trat sie ans Fenster und spähte in den dämmernden Abend hinaus.

„Sie sind in der Dunkelheit und wegen des Nebels nicht zu sehen“, jagte sie halblaut.

„Was ist's?“ fragte der Vater.

„Vor den Thüren des Rathhauses steht eine Menge Volk“, berichtete Elisabeth. „Allerlei Gerüchte schwirren durch die Stadt, und überall stößt man auf erregte Gruppen.“

„Hast du nichts Näheres erfahren?“

„Nein, ich hörte nur im Vorübergehen davon sprechen, daß man einer Verschwörung auf die Spur gekommen sei.“

„Einer Verschwörung?“ wiederholten die beiden Männer wie aus einem Munde.

„Man spricht von geheimen Verbindungen und von Verrat an die Polen. Hört Ihr jetzt das Geseumme einer großen Volksmenge?“

Elisabeth hatte das Fenster halb geöffnet. Von dem Platze herauf tönte ein Gewirr von Stimmen. Inmitten des Nebels erschienen jetzt mehrere rote, feurige Punkte, die sich rasch nähernd an Ausdehnung gewannen. Gleich nachher unterschieden die Hinabschauenden eine Anzahl von Männern, die Pechjackeln trugen. Sie gingen gerade auf das Haus zu. Eine Minute später stürzte Ruhme Bechthold verstäört ins Zimmer.

„Was ist geschehen?“ riefen ihr die Anwesenden entgegen.

„Sechs Ratsdiener halten den Flur besetzt“, stotterte die Ruhme mühsam hervor, während sie erschreckt auf einen der hochlehnigen



Im Namen des Herzogs verhafte ich Euch, Wider Raife!

Stühle niederjant. „Mit wildem Ungestüm verlangen sie zum Hausherrn geführt zu werden.“

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Raiser kopfschüttelnd; dann befahl er Elisabeth, schleunigst Licht herbeizubringen. Doch noch ehe die Tochter mit der niedrigen Lampe erschien, um die Lichter des von der Decke herniederhängenden Meerweibchens anzuzünden, stürmten schon die angetündigten Stadtdiener mit ihren Amtsflecken die Treppe empor und besetzten den Eingang des Gemachs.

Staunend sahen der Hausherr und Junker Ditmar auf sie, und ihre Verwunderung steigerte sich noch weit mehr, als jetzt der Anführer die Schwelle überschritt, mit der Spitze seines Stodens die Schulter des Handelsherrn berührte und die gewichtigen Worte sprach:

„Im Namen des Herzogs und seiner Ratsmannen verhafte ich Euch, Wider Raiser, als einen Verräter an der Stadt!“

Elisabeth und die Mühme schrien entsetzt auf, Ditmar schwankte und hielt sich nur mühsam an der Lehne des ihm zunächst stehenden Stuhles. Nur Wider Raiser bewahrte seine Ruhe, wenn schon er erbleichte.

„Ich werde Euch folgen“, jagte er tonlos. „Zuvor aber verlange ich mein Recht, mir den Namen meines Anklägers zu nennen.“

„Gisko von Reste“, lautete der kurze Bescheid.

Die Wirkung, die dieser Name auf die Anwesenden übte, war erschütternd. Elisabeths Herz drohte still zu stehen, und Ditmar glaubte nicht recht gehört zu haben, bis der Stadtdiener seine Aussage wiederholte.

Wider Raiser war betroffen einen Schritt zurückgetreten, gleich nachher aber spielte ein halb schmerzliches, halb verächtliches Lächeln um seinen Mund. Er wandte sich an den gebeugt dastehenden Ditmar und sagte mit zitternder Stimme:

„Das tut der Mann, dem ich versöhnend die Hand bieten wollte! Ja, jetzt kann ich mir das geheimnisvolle Wesen Eures Freundes Nikolaus erklären. Es ist das alte Lied von der ewig währenden Feindschaft unserer Häuser; Gisko fürchtete, daß ich zu mächtig werden könnte, darum stürzt er mich, darum schändet er mich durch das Brandmal, daß ich ein Verräter sein soll. Ich, der so treu an der Stadt hängt wie keiner — der sein Blut, sein Leben für sie ließe — ich — o pfui über solche Erbärmlichkeit!“

Elisabeth warf sich weinend in des Vaters Arme, der sie innig umschlang und ihren Kopf an seine Wange lehnte.

„Mut, mein Kind,“ sagte er leise, „ich bin kein Verräther, das weißt du, und mögen meine Feinde auch noch so mächtig sein, Herzog Heinrich ist ein gerechter Fürst, der nach dem alten Rechtspruch handelt: Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie hören alle beede.“

„Oh“, rief Ditmar überwältigt von Schmerz, „vermöchtet Ihr doch Eure Unschuld zu beweisen!“

„In diesen Worten liegt ein schlimmer Zweifel,“ entgegnete der Handelsherr, „und dieser tut mir von Euch sehr weh. Nein, keine Entschuldigung,“ fügte er rasch hinzu, da der Junker sprechen wollte, „ich überlasse es Euch, dem Hause eines Mannes fortan fern zu bleiben, der unter der schweren Anklage des Verrates steht.“

„Herr Wicker Raife,“ erwiderte Ditmar mit gebrochener Stimme, „es ist nicht recht von Euch, auch nur einen Augenblick an meiner treuen Ergebenheit zu zweifeln. Möge über Euch kommen, was da wolle, ich werde zu Euch stehen und Eure Tochter schützen, solange das Schicksal Euch von ihr fernhält!“

In Wicker Raifes Augen schimmerte es feucht. Schweigend reichte er dem Junker die Hand, dann drückte er sein Kind noch einmal bewegt an sich, winkte der Muhme ein Lebewohl zu und folgte festen Schrittes den ihn in ihre Mitte nehmenden Stadtdienern.

Vor dem Hause hatte sich eine große Volksmenge versammelt, die beim Erscheinen des Handelsherrn in drohende Rufe ausbrach. Nur mit Mühe waren die Stadtdiener imstande, Wicker Raife vor Mißhandlungen zu schützen. Es mußten schwere Verdächtigungen gegen ihn vorliegen.

Oben am Erkerfenster stand Elisabeth, streckte die zitternden Hände betend zum Himmel empor und verfolgte die Gestalt des Vaters mit ihren Augen, bis er mit dem Menschentroß in dem dichten Nebel verschwunden war.

„Laßt uns zu meiner Mutter gehen,“ sagte Ditmar in sanftem Ton zu ihr, „sie wird Euch am besten zu trösten wissen und Euer armes Herz wieder aufrichten.“

Aber es währte lange Zeit, ehe Elisabeth imstande war, die zu ihr gesprochenen Worte zu verstehen und zu fassen. Der Gedanke, daß der geliebte Vater seine Freiheit eingebüßt habe, daß er, den sie durch ihre treue, aufmerksame Pflege so sehr verwöhnt hatte, im Turme schmachten solle, nahm ihre Seele gänzlich in Anspruch, und sie hatte nichts als lallende Worte, die sie in ihrer Angst und ihrem Schmerz

zum Himmel sandte, bis endlich die Tränen kamen, heiße, stürmische Tränen, die unaufhaltsam rannen und den bohrenden Schmerz ihres Herzens linderten. Willenlos ließ sie sich von der ebenfalls weinenden Muhme in den warmen Mantel hüllen, und wie im Traum stieg sie mit Ditmar die Treppe hinab. Muhme Bechthold blieb zurück, sie verschwieg es der Ärmsten, daß Notarius Nikolaus mit zwei Ratsmännern und zwei gerichtlichen Hofbeamten im Komputatorium strenge Nachsuchung hielt, die sich im Laufe der nächsten Stunden auf das ganze Haus erstreckte.

Vor sämtlichen Häusern des Ringes und der angrenzenden Gassen brannten Pechfränze, wie dies immer zu geschehen pflegte, wenn in der Stadt ernstliche Unruhen befürchtet wurden. Abteilungen von Kondottieren und bewaffneten Bürgern kreuzten Straßen und Plätze; das zur Neustadt führende Tor war besonders stark besetzt, und am Eingange der Altstadt stand eine große Zahl gewappneter Kriegsknechte. Alle diese Vorbereitungen ließen darauf schließen, daß man einen feindlichen Angriff erwartete, und zwar von der Neustadt aus. Sämtliche Turmwächter standen auf ihren Posten und hielten die Signalthörner in Bereitschaft. An einzelnen Stellen der Stadt kam es zwischen Volkshaufen und polnischem Gefindel zu bedrohlichem Handgemenge; das waren aber auch die einzigen tumultuarien Ausbrüche, im übrigen blieb alles ruhig und der Friede der Stadt gewahrt. Im Verlaufe des Abends ritt Herzog Heinrich mit einem reichen Gefolge durch die Gassen, überall von begeistertem Hochrufe begrüßt. Dazwischen schrien einzelne Stimmen: „Tod allen Polen! Nieder mit den Verrätern!“ Doch hörten auch diese Kundgebungen alsbald auf, und die Menge verlief sich.

Als Ditmar mit seiner Schutzbefohlenen das elterliche Haus erreicht hatte, war die Schwester die erste, die ihm entgegenkam. Sie sah ziemlich verlegen auf ihre in Schmerz aufgelöste Freundin und gab dem Bruder heimliche Winke, die dieser jedoch nicht verstand.

Er führte Elisabeth nach dem Wohngemach; doch erst nachdem er dessen Schwelle überschritten hatte, fand er eine Erklärung für das seltsame Benehmen der Schwester, denn neben der Mutter saß auf dem an der Wand sich hinziehenden Polsterstuhl Nikolaus von Roste.

Ditmar zügelte den Schritt und legte, wie schützend, den Arm auf Elisabeths Schulter, doch diese entwand sich ihm und eilte auf Frau Godwina zu.

„Ich kenne bereits dein Herzeleid, mein armes Mädchen“, redete

die freundliche Wirtin des Hauses die Weinende gütig an. „Ich bedaure dich um so mehr, als ich dich nicht zu trösten vermag.“

Elisabeth, die sich auf ihre Hand hinabgeneigt hatte, blickte empor. Warum konnte Frau Godwina sie nicht trösten? Des Vaters Unschuld mußte ja doch bald an den Tag kommen. Da streifte ihr Blick den Sohn des Mannes, der ihren Vater einen Verräter genannt und ihn zur Anzeige gebracht hatte. Elisabeth gedachte jenes schönen Traumes, den sie vor noch nicht allzulanger Zeit der Ruhme anvertraut hatte — der Prinz aus dem Märchen stand vor ihr, mit aller Kühnheit und Ritterlichkeit, wie sie es sich gewünscht hatte — und doch wie ganz anders erschien er ihr heute! Das war kein heldenmütiges Feuer, das aus seinen Augen blühte, das waren nicht die edeln Gesichtszüge, die von Güte des Herzens sprachen — in diesen Augen drückte sich eine kalte Gleichgültigkeit aus, und um den Mund zuckte es verächtlich. Er neigte sich höflich und wollte sich entfernen, doch mit kühner Entschlossenheit trat ihm Elisabeth entgegen.

„Halt, Junker!“ rief sie mit fast befehlender Stimme und drängte ihre letzten Tränen zurück. „Euer Vater hat namenloses Unglück über unser Haus gebracht, und ich kann wohl verlangen, daß Ihr mir die Gründe mittheilt, die ihn dazu bewogen haben.“

„Hier Frau Godwina wird Euch —“

„Ich verlange es aus Euerem Munde zu hören. Was hat mein armer Vater getan, daß Ihr den Mut fandet, ihn derart zu brandmarken?“

Nikolaus sah die Sprecherin trozig an; doch allmählich schwand dieser Ausdruck, und in seinen Augen leuchtete es eigentümlich. „Um Euch volle Wahrheit zu künden,“ jagte er leise, „müßte ich Euch wehe thun, und das möchte ich nicht gern.“

„Immerhin,“ entschied Elisabeth, „ich kann jetzt alles hören.“

Nikolaus zuckte bedauernd die Achseln, dann begann er mit fester Stimme:

„Es ist erwiesen, daß Euer Vater in schlimmer Gesellschaft verkehrte. Ganz abgesehen von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Pomerio und den beiden Legaten, die sich nicht eben als Freunde unserer Stadt erwiesen haben, war er ein fleißiger Besucher des Gutes Scepin, das er an einen Polen verkaufte, dessen feindselige Gesinnungen gefürchtet sind, weil sein Denken und Trachten darauf hinausgeht, Breslaw durch Verrat an Polen zu bringen. In dem Herrenhause des Gutes fanden heimliche Zusammenkünfte statt, an denen nicht nur

übelbeleumdete Leute, wie Bartusch von Wiesenburg und Heinrich von Haugwitz, teilnahmen, sondern auch Euer Vater.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Elisabeth.

„Es ist durch Zeugen erwiesen.“

„So nennt mir diese.“

„Der Name des einen wird Euch nicht unbekannt sein. Es ist Klas Brome.“

„Der Verleumdete?“ erwiderte Elisabeth in aufwallendem Zorn. „Ein Mensch, der wegen seiner Heimtücke und Hinterlist vom Herzog und vom Räte aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen wurde, kann doch wahrhaftig nicht als glaubwürdiger Zeuge gelten, und noch dazu einem Manne wie meinem Vater gegenüber!“

„Der Rat hat noch andere Beweise für die Schuld Euers Vaters. In unsere Hände gelangte ein Schriftstück, worin er sich anheischig macht, den Polenkönig Vladislaw durch bedeutende Geldsummen in der Anwerbung von Streitkräften zu unterstützen, die dieser gegen Böhmen und Schlesien führen will.“

„Mein Heiland!“ rief Elisabeth und rang die Hände, „und ein verständiger Mann, wie Gisko von Kestte, kann auf solche niedrige Verdächtigungen etwas geben, und ein hochweiser Rat hat die Dreistigkeit, einem Manne Ehre und Freiheit zu rauben —“

„Eure Erregung ist begreiflich,“ fiel Nikolaus ein, „und ich will mit Euch nicht rechten, daß Ihr in Euern Schmerz Euch zu Verunglimpfungen hinreißen laßt. Allein sie werden hinfällig, indem ich Euch sage, daß das Schriftstück die Unterschrift Euers Vater trägt.“

„Die doch auch gefälscht sein kann“, erwiderte Elisabeth bitter.

„Das ist sie eben nicht,“ widersprach Nikolaus, „sie wurde eingehend geprüft, ehe man sich entschloß, Euern Vater in Haft zu nehmen. Die gegenwärtige Zeit erheischt Strenge, denn allerorten erstehen unserem Fürstentume Feinde und Feinde. Wer sich aber einen Bürger unserer Stadt nennt und Verrat spinnst, gehört zu unsern gefährlichsten Gegnern, und es ist eine heilige Pflicht des Rates, ihn unschädlich zu machen. Fraget Ditmar, ob er nicht ebenso denkt.“

Der Angerufene sah schen zu Boden.

„Gib der Wahrheit die Ehre!“ wandte sich Nikolaus zu ihm. „Behagte dir der Umgang, den Wicker Räte seit geraumer Zeit mit den polnisch gesinnten Legaten und mit Pomerio pflegte?“

„Nein,“ gestand leise der Freund, „und ich habe ihn wiederholt

gewarnt. Jedoch kann ich es nicht glauben, daß er sich so schlimmer Handlungen schuldig gemacht hat.“

„Habet Dank für dieses schöne Wort!“ rief Elisabeth und drückte Ditmars Hände. „Mögen die Feinde meines Vaters sagen, was sie wollen, mögen sie noch so viele Schriftstücke vorlegen, die die Unterschrift meines Vaters tragen, so weiß ich doch, daß er kein Verräther ist! In seiner Brust schlägt ein treues Herz für Fürst und Heimatland, und wenn Ihr wüßtet, Junfer Reste, mit welcher verehrenden Worten er in letzter Zeit Euers Vaters gedachte, wie viel ihm daran lag, sich mit ihm zu versöhnen, so würdet auch Ihr keinen Augenblick an seiner Unschuld zweifeln.“

„Ich kann nur wünschen, daß Ihr recht behaltet“, erwiderte Nikolaus. Gleich nachher empfahl er sich, Elisabeth sah ihm mit wechselnden Gefühlen lange nach, bis sie sich schließlich weinend an die Brust Frau Godwinas warf.

Neuntes Kapitel.

Am Sanct Katharinentage.

Die Bewohner Wretslaws hatten sich vollständig beruhigt. Kein Feind war gegen die Stadt erstanden, und alle beängstigenden Gerüchte hatten sich als grundlos erwiesen. Nur hinsichtlich der Beschuldigungen Wider Kaiſes schien sich der Rat nicht getäuscht zu haben; der Herrscher wurde in strenger Haft gehalten und hatte mehrere Verhöre zu bestehen, zu denen auch der Magister von Auvergne und Walter de Pomerio hinzugezogen wurden. Über das Ergebnis der Untersuchungen erfuhr man jedoch nichts; aber man brachte mit Wider Kaiſes Anklage den Schuhlicker Klas Brome in Verbindung, der plötzlich vom Herzoge und vom Räte begnadigt worden und in die Stadt zurückgekehrt war.

Etwas beunruhigend wirkten auf die Bevölkerung die geheimen Sitzungen des Rates sowie die sich wiederholenden nächtlichen Durchsuchungen des polnischen Viertels, des Salzringes, wie er jetzt von den darauf stehenden „Salzläuben“ genannt wurde. Die Salzpforten wurden streng bewacht, ebenso der nördliche Teil der Neustadt, wo die Klementskirche stand.

Von den Gründen, die den Rat zu diesen Vorsichtsmaßregeln veranlaßten, erfuhr man nichts, und ebensowenig erfüllte sich eine Hoffnung, die die Bevölkerung, ganz besonders aber die deutsche Geistlichkeit, im stillen gehegt hatte; es hatte nämlich gerüchtweise verlautet, daß auch über Peter von Auvergne die Haft verhängt werden sollte und ein ausführlicher Bericht über die zweideutige Rolle, die er und Beroli gespielt hatten, nach Avignon gesandt worden sei. Jedoch der Magister blieb auf freiem Fuße, und ebenso Pomerio, trotzdem

auch er an den geheimen Zusammenkünften im Gute von Scepin teilgenommen haben sollte.

Am heutigen Morgen — dem Sanct Katharinentage — schwirrte ein neues Gerücht durch die Stadt. Danach hatte sich vor dem Räte zwischen Wicker Raife und Pomerio eine erschütternde Szene abgespielt. Man erzählte, daß der gefangene Herrscher, aufs neue seine Unschuld betuernd, Pomerio ins Gewissen gesprochen und ihn bei allen Heiligen aufgefodert habe, ihm zu bezeugen, daß er Veroli nur zu kirchlichen Zwecken Geldunterstützungen habe angedeihen lassen, von ihm aber schändlich getäuscht worden sei. Verschiedene wollten wissen, daß Pomerio an den Rat vorsichtig die Frage gerichtet habe, ob er vor Händel und Verantwortung sicher sein könne, wenn er die volle Wahrheit gestehe. Der Rat sollte ihm dies einstimmig zugesichert haben und ebenso der Herzog; auf den heutigen Mittag sei eine neue Sitzung anberaumt, in der Pomerio ausführlichen Bericht über das Verhältnis Wicker Raifes zu den beiden Legaten sowie über deren Beziehungen zu dem Vogt von Nitropkow erstatten werde.

Es waren dies freilich nur Gerüchte, aber doch nahmen sie das Interesse des Volkes vollauf in Anspruch. Wiederum bildeten sich auf den freien Plätzen, namentlich vor dem Rathause, zahlreiche Gruppen; aber auch auf der Dominfel sah man eine neugierige Menschenmenge. Hier fand im Kollegiatstifte zum Heiligen Kreuz ebenfalls eine wichtige Sitzung statt, in der erwartet wurde, daß Nikolaus von Banz im Namen des Kapitels den Magister von Auvergne auffordern werde, auch wahrhaftige Aufschlüsse über Wicker Raife zu geben. Die Anregung dazu war, wie verlautete, von dem Kanonikus Wiener ausgegangen.

Vor dem in der Schweidnitzer Gasse liegenden Hause Walter de Pomerios hatte sich ebenfalls eine zahlreiche Menschenmenge angesammelt, zum großen Mißvergnügen eines an der Straßenecke stehenden, in einen dichten Mantel gehüllten Mannes, dessen Kopf in einer Kapuze steckte.

„Der Teufel soll die Gaffer holen!“ sagte er zornig zu einem neben ihm stehenden Gefährten. „Das Volk wird die Thür so lange umlagern, bis sich Pomerio nach dem Rathause begibt. So lange aber hier zu warten, halte ich nicht aus. Auch muß ich nach der Dominfel hinüber, wo ich erwartet werde. Aber wie komme ich an dem verfluchten Menschenknäuel vorbei?“

„Das ist nicht schwer,“ entgegnete der andere, „wir brauchen

uns nur zu einem kleinen Umwege zu bequemen, der uns dann an der Rückseite von Pomerios Hause vorüberführt, und von dort aus gelangen wir alsbald nach dem Neuen Markte."

"An der Rückseite von Pomerios Hause vorüber", wiederholte flüsternd der Mann im Mantel. „Das ist ein Gedanke!"

„Was habt Ihr?" rief der andere ängstlich. „Eure Augen leuchten so unheimlich — Ihr flößt mir Furcht ein."

„Wahrlich, Flink, Ihr seid ein Hasenfuß. Aber laßt mich jetzt ungestört nachdenken. Der Pomerio ist ein Schurke, der alles verraten wird, damit es ihm nicht an Hals und Kragen geht. Das muß um jeden Preis verhindert werden. An der Rückseite seines Hauses vorüber . . . Saget, Flink, stößt rückwärts an Pomerios Haus nicht die kleine Werkstatt Guers Schwähers Brome?"

Der Tuchweber bejahte das.

„Wie wäre es, wenn wir uns dort bergen würden, bis sich der Menschenstrom verlaufen hat?"

Flink erschrak. „Um des Himmels willen nicht!" rief er. „Seitdem Brome begnadigt worden ist, hält er zu den Patriziern. Er würde Euch unfehlbar an den Rat ausliefern, wenn Ihr seine Werkstatt beträtet."

Hanko stampfte zornig mit dem Fuße. Er lugte abermals um die Ecke nach Pomerios Hause. Der Menschenstrom nahm eher zu, als daß er sich verminderte.

„Ich werde allein gehen", sagte plötzlich der Pole. „Vergeßt nicht, was wir verabredet haben. Binnen jetzt und einer Stunde bin ich mit unsern Gewappneten auf dem Neuen Markte. Wir kommen vom Tore der Neustadt her, so daß Ihr, wenn Ihr an den Fleischbänken vorübergeht, gerade auf uns stoßen müßt. Ihr fangt mit einem von den Unrigen Handel an, wir fallen über Euch und Guern Begleiter her, und das weitere findet sich dann von selbst. Ich verlasse mich fest auf Euch!"

Die letzten Worte sprach Hanko fast in drohendem Ton.

„Verlaßt mich jetzt", fügte er nach einer kleinen Weile hinzu.

In nachdenklicher Stimmung lenkte Peter Flink seine Schritte dem Ringe zu. Es war ihm nicht wohl zumute, sein Abhängigkeitsverhältnis zu Hanko, auf den die Gerichte fahndeten, drückte ihn; er hätte sich gern von ihm losgesagt, aber er konnte es nicht. Er fühlte sich dem Polen zu großem Dank verpflichtet, denn nur durch dessen Verwendung war er der Gefahr, in dem Turme eingekerkert zu werden,

entgangen. Hantko hatte all seinen Einfluß bei dem polnischen Hofadel zugunsten des Tuchwebers aufgeboten, und seinen mächtigen Verbündeten war es gelungen, Herzog Heinrich zu einem Gnadenact gegen Peter Flins zu veranlassen. Der friedliebende Fürst suchte sich gern die polnischen Elemente in seiner nächsten Umgebung zu verpflichten, da er ihre Ränke fürchtete und ihre Zahl noch zu groß war, um sich ihrer leicht entledigen zu können. Mitolaus von Banz und Mollensdorf waren zwar anderer Meinung und einer Begnadigung des Tuchwebers durchaus entgegen gewesen, aber trotzdem setzte Herzog Heinrich seinen Willen durch.

Die Dankbarkeit war es jedoch nicht allein, die Flins an Hantko fesselte. Der Pole gab ihm zugleich Gelegenheit, an dem verhaßten Hause Januß seine Rache zu fühlen. Der harte Handelsherr hatte die Tuche, die ihm Peter Flins nach angestrengter Arbeit endlich abgeliefert hatte, durch seinen Sohn Ditmar zurückgewiesen, und es fiel dem Künstler schwer, die Waren anderweit an den Mann zu bringen. Da war es wiederum Hantko gewesen, der ihn vor großem Verlust bewahrte; er übergab Gethko die Ware, die der polnische Händler in Krakau zu annehmbarem Preise verkaufte. Dabei war aber Hantko eifrig bemüht, den Zorn des Tuchwebers gegen Januß vom Rhein immer mehr anzustacheln, und ihm fiel dies um so leichter, als alle Bemühungen von Peter Flins, von einem andern Breslauer Handelshause Bestellungen auf Tuch zu erhalten, scheiterten. Die Patrizier hatten sich offenbar dahin verabredet, sämtlichen Neustädter Tuchwebern ihre Kundenschaft zu entziehen, und da die Zahl der in der Altstadt wohnenden Tuchmacher zu gering war, den großen Aufträgen nachzukommen, so wandten sich die Patrizier nunmehr an den Konvent der Beginen.

Es waren dies alte Jungfrauen und Witwen, die sich, nach dem Beispiele der Niederlande, unter der leichtern dritten Regel des heiligen Franziskus zu einem halbklosterlichen Leben zusammengetan hatten, um sich im Drange nach religiöser Vertiefung zugleich einer gewerblichen Tätigkeit, vornehmlich dem Weben von Tuchen und dergleichen, zu widmen.

Peter Flins hatte sich infolge des ihm hartherzig erscheinenden Vorgehens der Patrizier rückhaltlos seinen Neustädter Genossen angeschlossen, und sein Zorn richtete sich nicht nur gegen Januß vom Rhein, sondern auch gegen dessen Sohn, da Ditmar nicht nur die Anklage beim Rat und Herzog erhob, sondern ihn auch mit seinen

Tuchen unerbittlich zurückgewiesen hatte. Der Tuchweber dürstete nach Rache, und Hanto wollte ihm heute zu ihrer Ausübung behilflich sein. Daraufhin zielte ihre Verabredung. Trotzdem war Peter Glins in unzufriedener Stimmung. Das Bündnis mit Hanto war nicht nach seinem Sinne, da er den Polen von Grund seiner Seele verachtete. Außerdem hatte es den Frieden seiner Ehe gestört. Der häßliche Pole mit seinen tückischen Augen war Hanna zuwider, deren dankbares Herz den Patriziern gehörte, weil diese ihren Bruder Klas aus dem schweren Bann der Verfestigung erlöst hatten. Ihr sehnlicher Wunsch, den Bruder fortan in ihrer Nähe zu haben, scheiterte an der gänzlich verschiedenen Denkungsart ihres Mannes und Klas Bromes. Dieser war zu einem eifrigen Anhänger der Patrizier geworden, in deren geheimem Dienste er stand, und deshalb zog er sich von seinem Schwager zurück und mietete sich nahe dem Ringe ein.

Peters Erbitterung gegen die reichen Handelsherren stieg dadurch aber noch mehr. Sie hatten seine Ruhe und seinen Frieden gestört und namenloses Unglück über ihn heraufbeschworen. Daran dachte der Tuchweber auch jetzt wieder, als er vor dem Hause seines erbitterten Feindes Januß anlangte, und mit der Faust in der Tasche betrat er das Komputatorium.

Ditmars trübe Stimmung war einer heitern gewichen, da heute der langersehnte Vater von seiner Reise zurückkehren wollte. Die Familie erwartete ihn stündlich, denn ein fremder Händler hatte die Meldung gebracht, daß Januß schon in Fauer angelangt sei, wo er sein Nachtquartier genommen habe.

Peter Glins fand eine freundlichere Aufnahme, als er erwartet hatte. Ditmar sprach sogar davon, daß sich sein Vater vielleicht doch erweichen lassen und Glins in Gnaden wieder annehmen werde.

„Ich will mich wenigstens bemühen, eine für Euch günstige Wendung herbeizuführen“, fügte er wohlwollend hinzu. „Kommt in einigen Tagen wieder.“

Der Tuchmacher blieb zögernd stehen.

„Habt Ihr sonst noch etwas auf dem Herzen?“ fragte Ditmar.

Glins preßte die Zähne aufeinander. Warum mußte der Junker auch gerade jetzt so freundlich gegen ihn sein! Er hätte etwas darum gegeben, wäre er ihm hart und streng begegnet.

„Nun?“ fragte Ditmar abermals. „Warum schweigt Ihr?“

Glins fuhr wie aus einem bösen Traume auf.

„Ich komme im Auftrage eines andern“, stotterte er. Danach hielt er abermals inne.

Des Junkers Augen ruhten erwartungsvoll auf ihm.

„Am Neuen Markt“, fuhr der Tuchweber nach längerer Pause fort, „redete mich ein Fremder an. Er fragte nach Euerm Hause und sagte, daß er den alten oder den jungen Handelsherrn gern sprechen möchte, und zwar in einer wichtigen Angelegenheit, die Wicker Raife betreffe.“

Diese Mitteilung hatte Ditmars volles Interesse erregt.

„Und wo ist der Fremde?“ fragte er. „Kam er nicht mit Euch?“

„Nein“, erwiderte Flink und drehte die Kappe in seiner Hand. „Er hatte am Neuen Markte Geschäfte; aber er sagte, daß Ihr ihn dort finden könntet. Er wollte Euer in der Nähe der Fleischbänke harren. Er zeigte mir auch das Haus, worin er beschäftigt ist. Wenn es Euch genehm ist, so will ich Euch gern zu ihm führen.“

Ditmar nahm das Anerbieten mit Dank an. Es war begreiflich, daß ihn alles, was Wicker Raife betraf, in hohem Grade interessierte, und die Möglichkeit, daß die Mitteilungen des Fremden dazu beitragen könnten, Wicker Raife von der ihm zur Last gelegten Schuld zu reinigen, ließ es ihm als Pflicht erscheinen, die eigenen Geschäfte hintanzusetzen und den Fremden aufzusuchen.

Nachdem er den Schreibern einige Befehle erteilt hatte, begab er sich zu Mutter und Schwester hinauf, um sie von seinem Ausgange zu verständigen.

Peter Flink wartete in dem Hausflur. Er stand jetzt am Ziele seines heißersehnten Wunsches nach Rache, und dennoch fehlte ihm das Gefühl innerer Befriedigung. Sein Herz klopfte, und es fehlte nicht viel, so wäre er heimlich auf und davon gegangen. Leider ließ ihn der Junker nur kurze Zeit warten.

„Wollt Ihr nicht einen Mantel umnehmen?“ äußerte Flink zu ihm. „Der Novembertag ist kalt und rauh.“

„Der Weg aber nicht weit, den wir zurückzulegen haben“, erwiderte Ditmar wohlgemut.

„Wer weiß!“ murmelte der Tuchweber in sich hinein.

Sie gingen über den Ring und drängten sich eben durch die das Rathaus umlagernde Menschenmenge, als von der Schweidnitzer Gasse wildes Geschrei ertönte.

In die stillstehenden Gruppen kam rasch Bewegung, die um so heftiger wurde, da jetzt der Ruf: „Mord! Mord!“ erklang.

Alles eilte der Schweidnitzer Gasse zu, und auch Ditmar und Flins sahen sich von dem Strome mit fortgerissen.

„Was ist geschehen?“ riefen Hunderte von Stimmen, und abermals hallte als graußige Antwort zurück: „Mord! Mord!“

Endlich stieß man auf einen Trupp, der von der Schweidnitzer Gasse kam.

„Der Pomerio ist in seiner Wohnung überfallen und ermordet worden!“ rief es hier — „Er lebt noch, aber der Mörder ist entflohen!“ hieß es dort.

Rufe des Schreckens begleiteten diese furchtbare Nachricht.

Immer neue Trupps langten an, so daß es unmöglich war, den Eingang zu der Schweidnitzer Gasse zu gewinnen. Da tauchte plötzlich im Gewühle Nikolaus von Keste auf. Ditmar ging sofort auf ihn zu.

„Um aller Heiligen willen, was bedeutet das?“ rief er ihm entgegen. „Soll man die Schreckenskunde glauben?“

„Leider ist sie wahr“, erwiderte Nikolaus hocherregt, während die lärmende Menschenmenge unausgesetzt hin und her drängte. „Ich kam soeben von meinem Dhm und an Pomerios Haus vorüber, als dessen alte Schaffnerin ein Fenster im obern Stock aufriß und auf die Gasse rief: ‚Hilfe! Schnell herbei! Mein Herr ist überfallen worden!‘ . . . Vor dem Hause standen viele Menschen, die sich jetzt alle durch die Thür drängten. Ich war mitten unter ihnen, und halb getragen gelangte ich die Treppe empor. Das Wohngemach war weit geöffnet, und vor einem Schreibtische lag dort totenbleich Pomerio, mit einer klaffenden Kopfwunde. Es war ein schauerlicher Anblick, den ich nie vergessen werde. Die alte Schaffnerin erzählte schluchzend, daß ein verummter Mann in das Zimmer gedrungen sei und Pomerio meuchlings ermordet habe.“

„Und der Glende ist entkommen?“ fragte Ditmar, indem er den vor Schrecken überwältigten Peter Flins mit seiner Rechten stützte.

„Soviel ich weiß“, berichtete Nikolaus weiter, „ist Klas Brome dem Flüchtigen nachgesetzt. Dieser soll von rückwärts in das Haus gedrungen sein; er hatte den Verdacht des Schußflickers erregt, der ihn von seiner Werkstatt aus beobachtete und ihm nachschlich. Aber er kam leider zu spät, das Gräßliche war schon geschehen, auch fehlte Brome die Kraft, den Mörder zurückzuhalten. Er war rasch die Hintertreppe wieder hinabgesprungen, und dem Schußflicker blieb nichts übrig, als ihn unter lautem Geschrei zu verfolgen.“

„Und Pomerio ist tot?“ fragte Ditmar schauernd.

„Sein Lebenslicht flackert nur noch schwach. Glücklicherweise konnte er noch sprechen. Mehrere Zeugen haben vernommen, daß er Kaijes Unschuld durch einen Schwur beteuert hat; zu mir selbst äußerte er, daß Kaije von Veroli hintergangen und getäuscht worden und allen politischen Umtrieben fern geblieben sei.“

„Dem Himmel sei Dank!“ rief Ditmar aufatmend.

„Ich will mich jetzt durch das Menschengewühl drängen, um nach dem Rathhaus zu gelangen, wo Pomerio zur anberaumten Sitzung erwartet wird. Möglich, daß die Ratsmänner, wenn sie sich beeilen, den Unglücklichen noch bei Bewußtsein treffen.“

„Und was war der unselige Beweggrund zu dieser blutigen That?“ fragte Ditmar den Freund.

„Die polnische Partei fürchtete zweifellos, durch die Enthüllungen Pomerios bloßgestellt zu werden.“

„Wer aber war der Mörder?“

„Darüber verlautet nichts. Es scheint zwar, daß ihn Pomerio erkannt hat, denn die alte Schaffnerin erzählte mir, ihr armer Herr habe, zu Boden stürzend, dem sich flüchtenden Übeltäter nachgerufen: ‚Ich wußte, daß nur Ihr Euch zu solch schändlichem Vubenstück würdet dinge lassen!‘ — dennoch gibt er auf keine darauf bezügliche Frage Antwort. — Doch jetzt lebe wohl, jede Minute ist kostbar.“

Schnell war der Freund im Volksgewühl verschwunden. Die Menge drängte so stürmisch vor- und rückwärts, daß Ditmar wiederholt Gefahr lief, von Peter Flink getrennt zu werden. Er ließ aber den Tuchweber nicht von seiner Hand, den die Mittheilungen des Junkers Nikolaus in einer Weise erschüttert hatten, daß er sich nur mühsam auf den Füßen erhielt.

„Wir wollen uns bemühen, aus dem Gedränge zu kommen,“ äußerte Ditmar mittheilend zu ihm, „doch laßt uns ein wenig eilen, damit der Fremde nicht allzulange warten muß.“

„Wollt Ihr ihn wirklich noch sprechen?“ erwiderte Flink erregt. „Das Zeugnis, das Pomerio dem gefangenen Wicker Kaije ausgestellt hat, beweist ja doch hinlänglich seine Unschuld.“

„Es verlangt mich jetzt doppelt, den Fremden zu sprechen“, sagte eigensinnig der Junker. Mit großer Mühe drängte er sich durch die Menge, und Flink mußte ihm folgen. Dieser litt geradezu Seelenqualen. Sein Verlangen nach Rache war verschwunden, und der Gedanke an seinen Verbündeten quälte ihn um so mehr, als er mit Hanto

das an Pomerio verübte Verbrechen in Verbindung brachte. Jetzt sollte er dem Polen auch noch Ditmar verraten, der ihm gerade heute so freundlich begegnete. Da es Flink nicht mehr darum zu tun war, dem Hause Januß irgendwie zu schaden, so konnte er auch die lügnereiſche Vorſpiegelung, daß ein Fremder den Junter Ditmar ſprechen wolle, fallen laſſen; leider aber hatte er keinen freien Willen mehr, ſondern mußte tun, was ihm Hanko beſahl. Der aber wollte durchaus den Sohn von Januß vom Rhein in ſeine Gewalt bekommen, den Grund dazu kannte nur er, und Peter Flink erſah erſt jetzt, wo kein Machegefühl ſein Herz bewegte, daß er ſich zu einem erbärmlichen Werkzeuge in der Hand des Polen erniedrigt hatte, und daß dieſer ganz andere Zwecke verfolgte, als dem Tuchweber von dem Hauſe Januß Genugthuung zu verſchaffen.

Flink kämpfte mit ſich; ſollte er Ditmar die volle Wahrheit verkünden und ihn vor Hanko warnen, oder ſollte er den Dingen ihren Lauf laſſen?

Tat er das erſte, ſo bekannte er damit zugleich, daß er im Bündniß mit einem Manne war, auf den man ſahndete, und der vielleicht ſchon in der nächſten Stunde als der Mörder Pomerios erkannt und ergriffen wurde. Dann aber hatte auch der Tuchweber für ſeine Freiheit und ſein Leben zu fürchten. Gelang es dagegen nicht, Hanko dingfeſt zu machen, ſo hatte Flink wiederum deſſen heimliche Rache zu fürchten. Kurzum, es erſtanden ihm bei einem offenen Geſtändniß für alle Fälle Gefahren.

Ditmar hatte inzwischen mit ihm die Fleiſchbänke des Neuen Marktes erreicht. Der ganze Platz war menſchenleer, auch die Verkaufsstätten lagen verlaſſen da, ſo mächtig hatte der aus der Schweidnizer Gaſſe erklingene Schreckensruf auf die Neugier der Marktleute gewirkt.

In verzweifelter Anſtrengung ſpähte Flink umher; die Gelegenheit zu einem Überfall konnte nicht günſtiger ſein. Aus der zum Tore der Neustadt führenden Gaſſe wollte Hanko ihm entgegenkommen, aber auch dort zeigte ſich keine Menſchenſeele.

„Wo iſt das Haus, das Euch der Fremde bezeichnete?“ fragte Ditmar.

Vermirrt deutete Peter Flink auf ein entferntes Gebäude.

„So laßt uns dorthin unſern Weg nehmen“, entſchied der Junter, und mit laut pochendem Herzen folgte ihm ſein Begleiter.

Da ertönte neues Geſchrei. Es kam dieſmal aber von Nordweſten, und zwar von der Dominſel her.

So unheimlich der Lärm auch klang, so gelegen kam er doch für Flins.

„Wollen wir nicht sehen, Junker, was es da wieder gibt?“ fragte er Ditmar.

Dieser blieb zögernd stehen, dann aber sagte er: „Was wird es weiter sein, eine Schar unzufriedener Leute, die ihren Unmut durch Schreien kundgibt. Die Aussage des Fremden ist für mich jetzt wichtiger.“ Damit ging er vorwärts.

„Offen gestanden, Junker, ich glaube kaum, daß wir den Fremden jetzt treffen werden. Er ist sicher auch mit dem Mänschentroß nach der Schweidnitzer Gasse gezogen.“

Ditmar zügelte abermals den Schritt. Was sein Begleiter da sagte, leuchtete ihm ein.

„Hört nur,“ fuhr Flins eifrig fort, „wie das Geschrei jenseits der Oder anwächst. Was mag es dort geben? Soviel ich weiß, findet heute im Domkapitel große Sitzung statt. Soll ich einmal nachsehen, Junker?“

Während er dies sagte, spähte er unausgesetzt nach der zum Neustädter Thor führenden Gasse. Es tauchten dort zwar jetzt einige Menschen auf, doch war Hanso nicht unter ihnen. Flins atmete erleichtert auf.

Nunmehr wurde es auch auf dem Marktplatze lebendig. Fenster öffneten sich, und neugierige Köpfe erschienen; aus den angrenzenden Straßen kamen Leute herbeigeeilt, und alle hatten die eine Frage auf den Lippen, was wohl der neue Lärm bedeuten möge.

Auch Ditmar schloß sich mit Flins dem Schwarme an, der der Sandbrücke zuzog und immer größer wurde. Jenseits herrschte reges Leben. Eine Menge Volks lief durcheinander, und dazwischen sah man viele Mönche der Klosterkirche. Auch Bruder Konrad war unter ihnen, und an diesen wandte sich Flins, um nach der Ursache des Lärms zu forschen.

Der sonst so ruhige Hospitalkoch war namenlos erregt. „Oh,“ rief er, „es ist geradezu unerhört, und Gott weiß, wie es enden wird!“

„Was ist geschehen?“ fragte jetzt auch Ditmar.

„Im Kapitel war Sitzung,“ berichtete Bruder Konrad, „der Magister von Auvergne sollte soeben zu einer gewissenhaften Aussage über die Geldspenden wider Raijes veranlaßt werden, als er mit Johann Wiener, dem Kanonikus der Kreuzkirche, in einen heftigen Wortwechsel

geriet und, von rasender Wut erfaßt, den ehrwürdigen Priester mit der Faust ins Antlitz schlug.“

Ditmar schrie vor Unwillen laut auf.

„Hierüber zur Rede gestellt,“ fuhr Bruder Konrad fort, „vergaß sich der Magister so weit, seiner Roheit noch die beschimpfende Beschuldigung hinzuzufügen, der Kanonikus habe ihn des für den Papst gesammelten Geldes berauben wollen. Ihr könnt Euch denken, mit welcher Entrüstung dieser Frevel alle Gemüther erfüllt hat, zumal weil schon lange der Grimm im Volke gegen die polenfreundlichen, habjüchtigen Sendlinge kocht.“

Immer neue Menschenmassen eilten über die Sandbrücke, und längs der Klostermauern des Stiftes der Augustiner-Chorherren flutete eine unabsehbare Menge der zweiten Brücke zu, die nach der Dominsel führte. Ditmar und Flins sahen sich von dem Strome mit fortgerissen und standen bald, in einen dichten Menschenknäuel eingeteilt, vor der Kathedrale von St. Johann, die nach dem ersten Bischof von Breslaw ihren Namen hatte. Die Kirche war durch einen großen, steinernen Torbogen mit den Gebäuden des Bischofshofs verbunden, gegen den sich jetzt drohende Ruße im Volke erhoben, das die Auslieferung des Magisters von Auvergne forderte.

Vergebens bemühten sich einige Mitglieder des Kapitels, das ergrimmte Volk zu besänftigen; sie steigerten nur dessen Zorn. Waren es ja doch polnische Kanoniker, von denen man wußte, daß sie sich zu bereitwilligen Werkzeugen des Magisters und des erbittertsten Feindes der Deutschen, des Königs Wladislaw, hergegeben hatten.

Sie sahen sich nicht nur beschimpft, sondern ließen auch Gefahr, von dem vorwärtsdrängenden Volke gemißhandelt zu werden.

„Heraus mit Peter von Auvergne!“ schrien Hunderte von Stimmen, „oder wir brechen in den Bischofshof ein und lassen keinen Winkel undurchsucht!“

Mitten in diesen Lärm hinein ertönte plötzlich Waffengeklirr, das für eine kurze Weile die Aufmerksamkeit der Menge vom Bischofshofe ablenkte. Eine Anzahl gewappneter Knechte hatte sich, zum Schrecken von Peter Flins, des Junkers Ditmar bemächtigt, der jetzt um Hilfe rief.

„Es sind polnische Verräter!“ schrie es von mehreren Seiten, und diese Worte genügten, einen erbitterten Kampf zu eröffnen. Obgleich ohne Waffen, warfen sich die Zunächststehenden auf die Knechte, um ihnen Ditmar zu entreißen. Doch diese machten von ihren Spießen

und Schwertern Gebrauch, und so kam es zu zahlreichen Verwundungen. Das Volk wurde aber dadurch nur noch mehr gereizt und drang todesmutig gegen die Polen an. Diese hatten rasch einen Kreis gebildet, innerhalb dessen sich Ditmar befand. Schon war es gelungen, ein paar der Knechte kampfunfähig zu machen, als eine große Zahl von Neustädter Tuchwebern erschien, die sich mit der Frage, was denn eigentlich geschehen sei, zwischen die Knechte und ihre Angreifer drängten.

„Die Neustädter machen mit unsern Feinden gemeinschaftliche Sache“, erklang es aus dem Volkshaufen. „Treibt sie auseinander!“

„Ruhe!“ ertönte es von anderer Seite her. „Gebt Raum dem Herzog!“

Da theilte sich der große Knäuel, und wenig Sekunden später ritt Herzog Heinrich mit mehreren Hofleuten und Konjulen durch die sich ihm öffnende schmale Gasse.

Unter seinen Begleitern war auch Gisko von Rette mit seinem Sohne. Vergebens bemühte sich Flins an den Junker heranzukommen, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen, worin sein Freund Ditmar schwebte. Die Neustädter Genossen ließen ihn nicht von ihrer Seite.

Die Volksmenge drängte dem Herzog nach, der — da der erledigte Bischofsstuhl noch nicht wieder besetzt war — am Eingange des Bischofshofs von Nikolaus von Banz begrüßt und von dem Vorfall verständigt wurde.

Herzog Heinrich war vor Überraschung und Zorn sprachlos. Aus der Menge löste sich ein Bürger, ein biederer Rotgerber. Er beugte vor dem Fürsten das Knie und sagte:

„Schüßet uns und unsere Stadt vor dem maßlosen Übermut der fremden Legaten und ihrer polnischen Freunde! Oder erlaubt, daß wir selbst unser Recht üben und sie mit Schimpf und Schande über die Wälle Wretslaws jagen dürfen.“

„Den Bann über Peter von Auvergne!“ schrie hierauf das gesamte Volk.

„Ruhe!“ beschwichtigte der Herzog, der noch unter der Erschütterung litt, die der blutige Vorfall in der Altstadt mit sich gebracht hatte.

Doch die Menge beruhigte sich nicht, und sie forderte um so trotziger die Bestrafung Auvergues, als jetzt sein Opfer, Kanonikus Wiener, erschien, der von allen Seiten umringt wurde.

Herzog Heinrich schaute fragend auf die Konsuln.

„Die Roheit Auvergnès darf nicht ungeahndet bleiben“, sagte Gisko von Nèste leise. „Das Maß ist übergroß, und wir brauchen, wie die Sachen jetzt stehen, keine Rücksicht mehr zu üben.“

Die übrigen Konsuln pflichteten ihm bei, und so forderte Herzog Heinrich, unter dem Jubel des Volkes, die Exkommunikation des Frevlers. Die polnischen Mitglieder des Kapitels ergingen sich in allerlei Vorstellungen und verlegten sich aufs Bitten. Man solle bedenken, sagten sie, daß der Magister ein Gast sei, gegen den man Rücksichten nehmen müsse.

„Er hat die Gastfreundschaft verwirkt“, erwiderte Gisko von Nèste an Stelle des Herzogs, der soeben von einem Eilboten die Mitteilung von dem Ableben Pomerios erhielt. Diese Trauerbotschaft versetzte ihn in neue Erregung, er sah ein, daß den überhandnehmenden Gewaltthaten nur durch die äußerste Strenge zu begegnen sei, und er bestand deshalb auf der Auslieferung Peters von Auvergne.

Da die Mitglieder des Kapitels noch immer zögerten, so drohte die Menge von neuem, in den Bischofshof einzubrechen und den sich dort irgendwo versteckt haltenden Magister herauszuholen.

Die Gefahr lag nahe, daß das erbitterte Volk den verhassten Legaten selbst umbringen werde, deshalb vereinigte Nikolaus von Banz seine Bitten mit denen der polnischen Stiftsmitglieder, und ihm glückte es endlich, wegen der Verhängung des Bannes über Auvergne eine kurze Frist zu erlangen. Ohne Wieners Einwilligung wäre dieses Zugeständnis jedoch unmöglich gewesen.

Während ein Teil des Volkes dem friedliebenden Kanoniker seine Huldigung darbrachte, erinnerten sich andere der polnischen Söldner, die sich Ditmars bemächtigt hatten. Sie waren aber mit ihm schon spurlos verschwunden, und ebenso Peter Flins und seine Neustädter Genossen.

Auch über diesen Vorfall wurde dem Herzog Bericht erstattet, und Junker Nikolaus erfuhr kaum, um was es sich handelte, als er sich auch schon die Erlaubnis ausbat, mit einer Abtheilung von Kondottieren den polnischen Knechten nachsetzen zu dürfen.

Auf dem Rückwege nach der Altstadt stieß er auf Klas Brome. Dieser war soeben gänzlich erschöpft von seiner erfolglosen Heßjagd auf den Mörder Pomerios zurückgekehrt. Er hatte ihn nicht erreichen können, da sich dieser in das polnische Viertel geflüchtet hatte, wo er

hinreichend Schutz und Hilfe fand. Da aber Klas Brome die feste Überzeugung hegte, daß der Mörder nicht in der Stadt bleiben werde, so hatte er sich vor dem Neußischen Tore auf die Lauer gelegt. Seine Vermutung hatte sich bestätigt, und der Flüchtling lief in seine Arme. Zwischen beiden Männern entspann sich ein furchtbarer Kampf, in dem, da der Turmwächter zu spät herbeieilte, der bewaffnete Mörder Sieger blieb. Aber während des Ringens war seine Kapuze hinabgefallen, und Brome hatte in ihm Hanko erkannt.

Diese überraschende Mitteilung schlug in Nikolaus den Verdacht nieder, daß der gefürchtete Bogt wohl auch bei der Entführung Ditmars' seine Hand im Spiele gehabt haben könnte. Er ahnte nicht, daß Hanko seinen reißigen Knechten für alle Fälle Peter Flins als den Begleiter des jungen Ditmar bezeichnet hatte.

Bald nachher jagte Nikolaus, an der Spitze einer Abteilung von Rondottieren, mit seinem getreuen Puddel zum Ohlauischen Tore hinaus, das die Polen notwendigerweise hatten passieren müssen, um auf dem kürzesten Wege aus der Stadt zu kommen.

Zehntes Kapitel.

In Banden.

Schwer und dumpf tönte die Glocke von St. Adalbert, der ältesten Kirche des linksseitigen Breslau.

In der von hellem Kerzenlicht widerstrahlenden Dominikanerkirche war die Leiche Pomerios aufgebahrt, unmittelbar nach seinem Tode, denn der Gebrauch, die Verstorbenen reich zu beerdigen, war im Mittelalter allgemein.

Nach dem üblichen Gottesdienst setzte sich am heutigen Mittag der Trauerzug in Bewegung, voran ein Kreuzträger, dem eine Anzahl singender Stützknaben in weißen Chorhemden folgte; sie trugen theils Wachskerzen in Leuchtern, theils kleinere Kreuze. Nach ihnen gingen zwei Geistliche von St. Adalbert, und hierauf kam die Totenbahre mit dem offenstehenden Baume, wie der Sarg aus altgermanischer Zeit her noch genannt wurde, wo man die Leichen in ausgehöhlte Baumstämme legte und darin bestattete. Die irdischen Überreste des reichen Handelsherrn waren mit einer Mönchskutte bekleidet, was durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörte, weil die Barfüßler und Dominikaner die Meinung verbreitet hatten, daß, wer in ihrem Ordenskleid sterbe oder sich in ihm begraben lasse, ihrer guten Werke theilhaftig werde. Die Bahre wurde, da Pomerio ohne Verwandte gestorben war, von acht Begarden getragen; es waren dies Mönche ohne Gelübde — nach Art der Beginen —, die sich der Pflege der Kranken und der Bestattung der Toten widmeten.

Den Beschluß bildete ein nicht sehr zahlreiches Trauergesolge. Um so größer erschien die Zahl der Neugierigen, die in allen Gassen, die der Leichenzug berührte, Kette bildeten, bis jenseits des Ohlauischen Tores, wo die Begräbniskapelle zur „Ägyptischen Maria“ lag.

Dem tragischen Schicksal Pomerios stand die Bevölkerung ziemlich kalt und teilnahmslos gegenüber; man hatte sich wenig für den Mann erwärmen können, der mit der polenfreundlichen Geistlichkeit liebäugelte, und auf dem der Verdacht ruhte, mit König Wladislaw politische Verbindungen zu unterhalten. Nun war er durch die Hand eines polnischen Mörders gefallen, und man sah darin eine Art von Schicksalsvergeltung. Er war reich genug gewesen, für sein Seelenheil zahllose Messen lesen zu lassen; die Leute glaubten sich deshalb auch nicht weiter um ihn bekümmern zu müssen. Die Neugierigen liefen zu seinem Leichenzug, theils um das Gepränge zu sehen, theils um nach der Wunde am Kopfe zu spähen, der er erlegen war. Sobald sich der Hügel über ihm schloß, gedachten wohl nur noch wenige des reichen Mannes, denn das Leben jener Zeit war zu reich an jähen Wechseln, als daß man beim Tode eines einzelnen länger hätte verweilen können.

Pomerio war aus diesem Leben geschieden mit einem ehrlichen, offenen Geständnis, das die Unschuld Wickers Kaisers auf das deutlichste erwies. Man wunderte sich jetzt nur darüber, daß trotzdem die Freilassung des Handelsheeren noch nicht erfolgt war. Der Rat hatte freilich viel zu tun; eine Sitzung jagte die andere, in denen wichtige, geheime Dinge verhandelt wurden. Zwischen Böhmen und Polen war die Kriegesfurie entflammt, und in bezug auf die Ereignisse, die sich dadurch jetzt für Schlesien vorbereiteten, war der Breslauer Rat die treibende Kraft; er wob gewissermaßen an einem Stücke Weltgeschichte mit. Aus diesem Grunde wurden aber die in der städtischen Gerichtspflege vorkommenden Fälle nur langsam und ganz allmählich erledigt, und so kam es, daß auch der Prozeß Wickers Kaisers vorläufig ruhte, bis sich Zeit fand, einen endgültigen Beschluß zu fassen.

Elisabeth war jetzt nur selten daheim anzutreffen. Sie verbrachte den größten Teil des Tages im Hause von Januß, der nach langer Abwesenheit wieder daheim verweilte. Die fröhliche Feier des Wiedersehens hatte sich in tiefen Schmerz verwandelt, da der geliebte Sohn fehlte, und alles in banger Sorge um sein Schicksal war.

Man stand hinsichtlich seiner Entführung vor einem Rätsel, das sich niemand erklären konnte. Welchem Herrn hatten die polnischen Knechte zugehört, die den Junfer gewaltsam mit sich fortgeführt hatten — von welchem Beweggrund konnte der geleitet worden sein, der ihnen den Befehl dazu gegeben hatte? Ditmars friedliebende Natur war von jeher politischen Umtrieben fern geblieben, er saß lieber hinter gelehrten Pergamenten und Handschriften, als daß er zur Waffe griff.

Ähnlich verhielt es sich auch mit dem Vater, der, wenn schon er sich um das Geschick der Stadt kümmerte, doch der Hauptsache nach seinen vielverzweigten Handelsgeschäften oblag. Freilich hatte er sich auf diesem Gebiete so manchen Feind gemacht, ganz besonders seine Lieferanten, die Neustädter Tuchweber. Konnte Ditmars Verschwinden nicht von diesen Zünjlern ausgegangen, konnte es nicht ein Akt der Rache gewesen sein? So viel stand fest, daß sie das Unternehmen der fremden reißigen Knechte dadurch unterstützt hatten, daß sie sich zwischen diese und das andrängende Volk schoben. Außerdem wußte man, daß ein Neustädter es gewesen war, der dem Junker die Mitteilung überbracht hatte, daß ihn ein Fremder in wichtiger Angelegenheit zu sprechen wünsche. Der Umstand, daß Peter Hlins die Rolle dieses Boten gespielt hatte, fiel, nach den mit dem Tuchweber vorangegangenen Zerwürfnissen, gewichtig in die Waagschale. Außerdem war er gleichzeitig mit Ditmar verschwunden, und diese Tatsache würde die Verdachtsgründe gegen ihn wesentlich verschärft haben, hätte sich nicht herausgestellt, daß sein Weib Hanna wegen seines spurlosen Verschwindens in ähnlicher Angst war wie Januß vom Rhein über das seines Sohnes. Sie hatte ihren Ehemann seit dem verhängnisvollen Sauff Ratharinentage nicht wiedergesehen und erfuhr nur durch Hans Scheidt, daß sich Peter von ihm, inmitten des Volkstumults, Geld ausgeliehen habe. Das war aber auch alles, was sie über ihn in Erfahrung gebracht hatte.

Je mehr sich die Rätsel häuften, desto größer wurde die Erwartung, mit der man der Rückkehr Nikolaus von Restes entgegen sah. Januß kannte dessen treue Freundschaft für Ditmar und wußte, daß er alles aufbieten würde, ihm den Sohn entweder zurückzubringen oder wenigstens den Ort seiner Gefangenschaft auszufundschaften. Diese feste Überzeugung barg für den Handelsherrn einen nicht zu unterschätzenden Trost, und er sah beruhigter der nächsten Zukunft entgegen. Nur Frau Godwina und ihre Tochter Maria vermochten sich nicht zu fassen, und Elisabeth hatte viel zu trösten, was sie mit aufopfernder Liebe tat, obgleich die Ärmste selbst des Zuspruchs bedurfte.

Es war am Tage nach Pomerios Begräbniß.

Tiefer Schnee deckte seit vergangener Nacht die Erde, und noch immer wirbelten die weißen Flocken hernieder. Da langte vor dem Ohlauischen Tore eine Abtheilung Reiter an, die mit Ungeduld Einlaß begehrte. Die Tormache zögerte jedoch, da sie die Wappenschilder der

Anlangenden nicht zu erkennen imstande war, bis die Reiter schließlich unter heftigen Verwünschungen die dicke Schneedecke von ihren Mänteln und Wämsern schüttelten und sich als Wretslawer Kondottiere zu erkennen gaben. Mitten unter ihnen ritt Nikolaus mit Buddel. Aus ihren niedergeschlagenen Mienen ließ sich deutlich erkennen, daß ihr Unternehmen nicht nach Wunsch ausgefallen war.

Der Junker begab sich ohne Verzug nach dem Hause von Januß, während Buddel daheim Bericht erstattete. Nikolaus war noch nie mit so schwerem Herzen die Treppe zu dem orientalischen Wohngemach emporgestiegen, und als er die Schwelle überschritt und sich von einer Menge banger, erwartungsvoller Fragen bestürmt sah, da fiel es ihm unendlich schwer, sagen zu müssen: „Euer Hoffen war umsonst, ich bringe Euch den Sohn und Bruder nicht zurück.“

Sein verzagter Blick blieb zuletzt auf Elisabeth haften, die er seit dem verhängnisvollen Abende, wo Wicker Kaisers Gefangennahme erfolgte, nicht wieder gesehen hatte. Sie theilte den Schmerz der Freunde, versäumte darüber aber nicht, sie tröstend emporzurichten.

Nikolaus lag Eitelkeit fern, besonders in diesem schmerzlichen Augenblicke; und doch hätte er nichts sehnlicher gewünscht, als wenn er jetzt, den todesmüden Freund im Arme, wie ein siegreicher Held zurückgekehrt wäre, mit ehrenvollen Wunden bedeckt. Dann würde das schöne Mädchen wohl verehrend zu ihm emporgeschaut haben; vielleicht hätte sie dann auch einen Gruß stummen Dankes für ihn gehabt, während er jetzt wie eine Art Besiegter vor ihr stand. Und sie schien doch selbst so viel Mut zu haben! Mit welcher Unererschrockenheit war sie ihm an jenem Abend entgegengetreten und hatte Rechenenschaft von ihm gefordert; Nikolaus schämte sich fast vor ihr, als er, dem allgemeinen Drängen nachgebend, sich anschickte, über seinen verunglückten Reiterzug zu berichten. Er wandte die Augen von Elisabeth ab und erzählte mit halblauter Stimme, daß er und seine Begleiter bis nach Ohlau vorgegangen waren. Dort erfuhren sie durch Landleute, daß man polnische Knechte mit einem Gefangenen gesehen hatte, daß sie aber nach kurzer Rast wieder aufgebrochen waren, und zwar in der Richtung nach Brieg zu.

Auf diese Mitteilung hatte Nikolaus mit seiner Reiterchar die ihm bezeichnete Straße eingeschlagen, unterwegs aber von andern Landleuten erfahren, daß polnische Reifige allerdings vorübergekommen seien, die Straße vor Brieg aber verlassen und sich ostwärts gewandt hätten.

„Wir waren fest entschlossen,“ berichtete Nikolaus weiter, „den

Räubern bis über die polnische Grenze hinüber zu folgen. Doch da sahen wir uns plötzlich den Weg verlegt, und zwar durch niemand Geringeren als den weitgefürchteten Bartusch von Wiesenburg, der mit seiner zahlreichen Bande uns in einer Weise bedrohte, die sofort erkennen ließ, daß der Schälke Prinzipal mit den Entführern Ditmars im Bunde stehe. Offenbar hatte es Bartusch darauf abgesehen, mich in seine Gewalt zu bekommen, denn er gab sich alle erdenkliche Mühe, mich von den Meinigen abzuschneiden, und bald wäre es ihm auch gelungen.“

Nach dem weiteren Bericht des Junkers waren er und seine Begleiter nur mit Mühe der nachdrücklichen Verfolgung Bartuschs und seiner Leute entgangen, waren aber sodann in eine Schneewehe geraten, die ihre Rückkehr nach Breslaw ungemein erschwerte.

„Aber noch gebe ich unsere Sache nicht verloren,“ schloß Nikolaus seinen Bericht, „und ich werde mit einer stärkeren Macht nach der polnischen Grenze aufbrechen.“

„Nehmt meinen Dank,“ ergriff Januß das Wort, „ich wußte, daß in Eurer Brust das treueste Freundesherz schlägt. Doch ehe Ihr Euch in neue Gefahren begeben, laßt uns versuchen, auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen.“

„Das ist unmöglich!“ rief Nikolaus. „Ihr seht ja doch an der Einmischung von Bartusch, daß wir es mit Räubern zu tun haben.“

„Eben deshalb“, entgegnete Januß. „Wie wäre es, wenn ich an den Raubritter einen Boten entsendete und ihm für meinen Sohn ein hohes Lösegeld bieten ließe?“

Die Frauen stimmten lebhaft zu, und auch Nikolaus pflichtete dem nach einer Weile bei, denn es wollte ihm scheinen, als ob Elisabeths Blick bitend auf ihm ruhte. War ihr um seine Sicherheit, um die Gefährdung seines Lebens bange?

„Wen aber senden wir an Bartusch ab?“ fragte der Hausherr.

„Es gibt keinen zuverlässigeren Boten als Buddel,“ lautete des Junkers Antwort, „auch ist er dem Feinde gegenüber verschmigt. Wenn es Euch genehm ist, so soll er schon morgen nach Brieg aufbrechen.“

Januß nahm den Vorschlag gern an, und Nikolaus verabschiedete sich von den Freunden. Er reichte dabei auch Elisabeth die Hand, und der Wunsch wurde in ihm rege, die Betrübniß, die die Tochter

wegen des gefangenen Vaters empfand, möglichst bald in Freude umwandeln zu können.

Daheim angelangt, erfuhr er durch Puddel, daß Vater und Großvater zu wichtiger Beratung im Komputatorium verweilten und wiederholt nach dem Junker gefragt hatten. Ohne Verzug begab er sich zu ihnen.

Der hochbetagte Konrad von Keste saß im Sorgenstuhl und ihm gegenüber Konsul Gisko, der dem eintretenden Sohn entgegen ging und ihn herzlich begrüßte.

„Deine Mühe war umsonst,“ redete er ihn an, „und ich fürchte, daß Ditmar eine Zeitlang in polnischer Gefangenschaft wird schmachten müssen, bis sich König Johann den ersten Vorbeer er- ringt.“

„Hast du Nachrichten vom Kampfplatze?“ fragte Nikolaus in gespannter Erwartung.

„Ein königlicher Eilbote langte heute mit der Meldung aus Troppau an, daß ein Treffen bevorstehe. Wladislaw wird aus Krakau erwartet. König Johann ist guten Mutes und hofft einen entscheidenden Schlag zu führen, warnt uns aber vor neuen Anschlägen Herzog Boleslaws, der in seinem Schlosse zu Zeltisch mit Bartusch von Wiesenburg und Heinrich von Haugwitz einen Raubzug in unser Fürstentum beratschlagt. Wir sollen treu ausharren, läßt uns der böhmische König sagen, und seiner Waffen Macht vertrauen.“

„So ist der Anschluß an Böhmen nun vollkommen gewiß?“ rief Nikolaus erfreut, und der Vater bejahte das. „Dann haben alle Sorgen ein Ende,“ fuhr der heißblütige Jüngling fort, „und der Brieger Herzog mag mit seinen Spießgesellen immerhin nur kommen: er soll von Bretslawer Fäusten einen Dentzettel erhalten!“

„Jawohl,“ entgegnete Konrad von Keste, „wenn alle Bretslawer deines Sinnes wären. Dem ist aber leider nicht so.“

„Was will das Häuflein Polen bedeuten,“ erwiderte Nikolaus geringschätzig, „das hier unter uns lebt?“

„Es ist eine nicht zu unterschätzende Macht,“ widersprach, sich erhebend, der Greis, „da es an den Neustädtern treue Bundesgenossen gefunden hat.“

„Ich glaube nicht, daß diese noch einmal wagen werden, sich aufzulehnen!“

„Die Jugend ist mit ihrem Urtheil rasch bei der Hand“, sagte mißbilligend der alte Patrizier, „und irrt sich deshalb auch so leicht.“

„Wir wissen durch Alas Brome,“ fügte Gisko erläuternd hinzu, „daß die Neustädter Tuchweber Schlimmes vorhaben und nur auf den Augenblick warten, wo sie sich mit den Scharen Herzog Boleslaws vereinigen können.“

„Warum kommen denn Herzog Heinrich und der Rat der Stadt dem bösen Anschlag nicht zuvor?“ fragte Nikolaus im Tone des Vorwurfs.

„Es sind die besten Maßnahmen getroffen,“ erwiderte der Vater. „Auch hoffen wir, daß es uns endlich gelingen wird, den schlimmsten Rädelsführer — den Vogt von Nitropkow — dingfest zu machen.“

„Er wagt es, sich noch immer in Breslau verborgen zu halten?“

„Alas Brome will ihn wenigstens in einer Seitengasse am Salzringe gesehen haben.“

Nikolaus trug nunmehr dem Vater die Bitte vor, Buddel an Bartusch von Wiesenburg senden zu dürfen. Gisko willigte ein, nicht nur aus Rücksicht auf Januß, sondern auch weil er voll Verehrung auf das Freundschaftsverhältnis der beiden Junker schaute, die er mit Vorliebe als Orest und Pylades bezeichnete. Jedoch verhehlte er Nikolaus seine Befürchtung nicht, daß Buddel — bei der jetzigen Lage der Dinge — schwerlich etwas ausrichten werde.

Um so größere Freude bereitete er dem Sohne durch die Mittheilung, daß in der heutigen Ratsitzung die Freilassung Wicker Kaisers beschlossen worden sei, und dieser noch heute in sein Haus zurückkehren werde. Nikolaus ließ sich kaum vom Vater die Gründe sagen, die bei der Fassung des günstigen Beschlusses maßgebend gewesen waren, so sehr steigerte sich in ihm das Verlangen, der erste sein zu dürfen, der Elisabeth die frohe Kunde überbrachte.

Lächelnd blickte Gisko von Nette auf seinen feurigen Sohn.

„Ich hätte nicht gedacht, daß du ein solches Muster von einem Christen siehst,“ meinte er, „indem du feurige Kohlen auf das Haupt deiner Feindin sammelst.“

„Oh, mein Vater,“ entgegnete Nikolaus rasch gesagt, „ich habe das schöne Fräulein nie als meine Feindin angesehen. Ich meine, die Feindschaft erstreckte sich nur auf uns Männer.“

„Das ist eine Ansicht, die deinem ritterlichen Sinne Ehre macht“, rief Gisko heiter. „So künde denn der Tochter unsers Gegners den Ratsbeschuß.“

„Ich bin noch nie mit größerer Freude einem Befehle meines gütigen Vaters gefolgt“, entgegnete Nikolaus und küßte die Hand des Konsuls.

Wie ein Pfeil flog er über den Ring und verschwand im Hause Wicker Kaisers.

Muhme Bechthold glaubte einen Geist zu sehen, als er plötzlich vor ihr stand und die höfliche Bitte aussprach, vor das Fräulein geführt zu werden. Sie murmelte etwas vom Weltuntergang, ging aber doch, um den Junker anzumelden.

Auch Elisabeth, die kurz zuvor nach Hause gekommen war, überraschte der unerwartete Besuch in hohem Grade, und sie verlieh diesem Gefühle Ausdruck, indem sie, ihm entgegengehend, ausrief:

„Der Sohn Giskos von Neste hier in diesem Hause? Was hat das zu bedeuten?“

„Daß er die Worte nicht vergessen hat,“ sagte Nikolaus in warmem Tone, „die Ihr an jenem verhängnisvollen Abend zu ihm äußertet. Ihr spracht von der Verehrung, die Euer Vater für den meinigen hegt, Ihr deutetet an, daß er willens gewesen sei, sich mit unserem Hause zu versöhnen. Es tat mir damals bitter weh, Eure freundliche Rede nicht erwidern zu können, weil noch der Schein gegen Euern Vater war. Mit um so herzinnigerer Freude hole ich heute das Versäumte nach, indem ich Euch verkünde, daß die Unschuld Wicker Kaisers durchaus erwiesen ist, und kein Makel mehr an seiner Ehre haftet.“

Elisabeth preßte die Hände gegen das Herz. Sie konnte vor Glückseligkeit ebensowenig sprechen wie die Muhme, die den Junker anstarrte und verwundert den Kopf schüttelte.

„Die letzte Aussage Pomerios“, fuhr Nikolaus fort, „befreite Euern Vater zwar schon von aller Schuld, aber es war das Geständnis eines Sterbenden, dessen Geist bereits unnachtet sein konnte. Nunmehr hat sich aber noch ein anderer, gewichtiger Zeuge dem ersten zugesellt. Es ist dies der Magister von Auvergne, über den der Bann verhängt werden sollte. Doch haben der Herzog und die Konsuln unter der Bedingung gegen ihn Gnade geübt, daß er ein wahrheitsvolles Geständnis über die Beziehungen Eures Vaters zur polnischen

Partei ablege. Dies hat er heute getan, und aus seinen Ausfagen ging klar hervor, daß Veroli Euerm Vater Schriften vorgelesen hat, die in Wahrheit ganz anders lauteten. In vollem Vertrauen setzte Euer Vater seinen Namen darunter, unterschrieb damit aber nur sein Verdammungsurteil, das Veroli gegen ihn benutzen wollte, um ihn fortan in seiner Macht zu haben. Da aber Euer Vater jede Verbindung mit den beiden Legaten und Pomerio abbrach, so ließ Veroli das betreffende Schriftstück in die Hände meines Vaters gelangen. Es war dessen heiligste Pflicht, dem Räte davon Anzeige zu machen und die Gefangennahme eines Mannes zu beantragen, auf dem der furchtbare Verdacht lastete, dem grimmigsten Deutschenhasser Wladislaw nicht nur untertan, sondern auch dazu behilflich zu sein, die Wehrkraft seines Landes zu mehren. Die Grundlosigkeit dieses Verdachts hat sich nunmehr herausgestellt, und Euer Vater kehrt noch heute in Eure Arme zurück.“

Elisabeths Augen füllten sich mit Tränen, und sie warf sich an die Brust der Muhme. Endlich faßte sie sich, trat auf Nikolaus zu, reichte ihm die Hand und sagte in bewegtem Tone: „Ich danke Euch von ganzem Herzen und werde Euch den Liebesdienst niemals vergessen.“

„So bietet Ihr mir die veröhnende Hand?“ rief Nikolaus entzückt. Das schöne Mädchen bejahte dies.

„Und wollt Ihr auch die Vermittlerin zwischen unsern beiden Vätern sein?“

„Das wäre vergebene Mühe“, sagte nahe der Thür eine tiefe Stimme.

Elisabeth schrie auf, und wenig Sekunden später hielt sie den eingetretenen Vater innig umschlungen.

Nikolaus trat bescheiden zurück, um den weihervollen Augenblick nicht zu stören. Auch die Muhme zog Wider Raife tief gerührt an sich, während sein Blick zum Himmel gerichtet war. Die Tochter schaute besorgt auf seine bleichen Wangen und seine abgehärmten Züge.

„Das hat die Feindschaft der Menschen zuwege gebracht“, sagte er, ihre Gefühle erratend, in bitterem Tone. „Aber deine Liebe wird das Rot der Gesundheit wieder auf meine Wangen zaubern, und dein heiterer Sinn wieder das erstorbene Lächeln meines Mundes erwecken. Du armes Kind warst so allein; Muhme Bechthold wird eine schlechte Trösterin gewesen sein. Blicb Ditmar mit seiner Mutter und Schwester

dir fern? Sag' es nur ruhig, sie verließen dich als die Tochter eines Geächteten —“

„Nein, Vater!“ rief Elisabeth. „Ich habe viel Liebe und Theilnahme gefunden.“

Hierauf theilte sie ihm die Heimkehr von Januß und Ditmars Entführung mit. Die letzte Kunde erschütterte ihn heftig.

„Wir werden ihn gewiß bald wiedersehen“, tröstete Elisabeth. „Ist ja doch der treueste Freund für seine Befreiung tätig.“ Sie deutete bei diesen Worten auf Nikolaus.

Wicker Raife sah ihn finster an.

„Wie kommt ein Keste in mein Haus?“ fragte er grollend.

In warmen, beredten Worten gab Elisabeth ihm hierüber Aufschluß. Die Rede der Tochter rührte ihn nicht, sein Blick blieb finster.

„Ich hatte gehofft, die langentbehrte Sonne in meinem Hause wiederzufinden,“ sagte er halblaut vor sich hin, „statt dessen stoße ich auf einen Schatten.“

„Nicht so, Vater,“ bat Elisabeth, „der Junker Keste meint es gut mit uns.“

„Haha,“ lachte Raife höhnisch auf, „so gut wie sein Vater! . . . Es gab eine Zeit, wo in meiner Brust versöhnliche Gefühle für Gisko von Keste aufstiegen, aber er selbst hat sie durch seinen Haß vernichtet.“

„Könnt Ihr Euch denn gar nicht an die Stelle meines Vaters versetzen?“ bemächtigte sich Nikolaus des Wortes. „Bedenkt die schlimme Lage unserer Stadt, die bedrohlichen Zeiten und die Unmenge von Feinden, die uns verrätherisch umgeben. Auch Ihr waret beschuldigt, zu ihnen zu gehören; war es da einem deutsch denkenden Manne zu verargen, daß er gegen Euch vorging?“

„Euer Vater“, erwiderte Raife kalt, „würde sicherlich mit mehr Überlegung gehandelt haben, wäre nicht ich der Angeschuldigte gewesen. Unsere Wege gingen von jeher auseinander, und so mag es auch für alle Zukunft bleiben.“

Er wandte Nikolaus den Rücken. Der Stolz des Patriziersohnes bäumte sich in diesem, und schon öffnete er die Lippen zu einem herben Worte der Erwiderung, doch ein bittender Blick Elisabeths entwaffnete ihn.

„Laßt Euern Groll beiseite,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „es ist jetzt keine Zeit dazu. Wer es mit unserer Stadt gut meint, der steht treu zu den Wächtern der verlassenen deutschen Ostmark. Darum nehmt meine Hand und mit ihr die meines Vaters freundlich an.“

Er hielt seine Rechte hin.

Wider Raiße kreuzte die Arme und wandte sich von neuem ab.

„Demütigt mich nicht“, begann Nikolaus abermals, aber in einem Tone, dem man die innere Erregung anhörte. „Bedenkt, der Name unsers Hauses hat einen guten Klang in der Breslauer Stadtgeschichte, und Ihr selbst genießt so manche Wohlthat in der Gesetzgebung, die von dem einen oder dem andern meiner Ahnen stammt.“

„Tritt der Stolz dem Konsuljöhnelein endlich auf die Lippen?“ sagte Wider Raiße höhniisch.

„Welcher Onkel rühmte sich nicht gern seiner Ahnen?“ rief Nikolaus.

„Ich habe es nicht mit Euern Ahnen, sondern mit Euch selbst zu tun,“ entgegnete Wider Raiße wegwerfend, „und ich muß sagen, der Ruhm, den sich Euer Vater an mir errungen, ist nicht fein.“

„Ich fühle mich nicht berufen, einen Mann Eures Alters zu belehren.“

„Das hieße auch Euerm Hochmut die Krone aufsetzen.“

Nikolaus fuhr auf, mäßigte sich jedoch abermals, da ein neuer bittender Blick Elisabeths ihn traf.

„Möge es Euch gelingen,“ richtete er seine Rede an sie, „Euern Vater zur Vernunft und Einsicht zu bringen. Für jetzt scheide ich bedauernd aus Euerm Hause —“

„Nur für jetzt?“ rief Wider Raiße, wobei er ihn von oben bis unten maß. „Ich hoffe, daß Ihr mir Euern Anblick für immer erspart.“

„Vater!“ schrie Elisabeth erschreckt auf, da sie den Junker erbleichen sah. „Warum tust du dem so wehe, der sich deinem Kinde so wohlwollend gezeigt hat?“

„Weil ich das Haus der Reste hasse,“ brach der zornige Vater los, „hasse wie die Sünde — und wenn Ditmar dich heimführt und dieser Junker in Euerm Heim verkehrt, so bleibe ich ihm fern — das sollst du wissen!“

Es war ein Blitz aus heiterem Himmel, der mit diesen Worten auf Nikolaus herabfuhr, und auch Elisabeth mochte es fühlen, denn sie blickte erschreckt auf ihn. Es waren nicht die harten, rücksichtslosen Worte Wicker Kaisers, die ihn völlig niederschmetterten, er hätte Kraft und Mut gehabt, sie in würdiger Weise zu erwidern; nein, es war ein unsägliches Weh, das über ihn kam und ihn entwaffnete, und mit einem schmerzlichen Blicke schied er von Elisabeth, die in stummer Verzweiflung vor sich niedersah.

Erstes Kapitel.

Auf der Spur.

Am nordwestlichen Ende des Städtchens Ohlau stand eine Schenke, die der Tummelplatz von reisigen Knechten verschiedener Herren war. Man sah da die Wappenfarben des Brieger Herzogs sowohl als jene von Bartusch und seinen Kumpanen vertreten.

Am heutigen Tage stand ein kleines Häuflein dieser Gäste am offenen Herdfeuer der Stube, um sich die erstarrten Finger zu wärmen, denn es war draußen bitter kalt, und der gefrorene Schnee knirschte unter den Füßen.

Auf einer in der Nähe des Fensters angebrachten Bank saß ein fremder Knecht, der vor sich hinbrütete und von Zeit zu Zeit mit sich selber sprach.

„Seht nur den alten Kater an,“ sagte einer der Gäste zu seinem Nachbar, „zieht er nicht ein Gesicht, als ob er den Teufel verschluckt hätte?“

„Er trägt die Bretslawer Farben“, meinte ein anderer, „und war gestern bei uns droben in Zeltsch.“

„Wollte er den Herzog sprechen?“ fragte ein dritter ironisch. „Vielleicht in seine Dienste treten?“

Die Knechte lachten.

„Das fehlte noch,“ meinte der erste, „daß die Bretslawer uns noch das Futter wegnehmen.“

„Nein,“ widersprach der andere, „er kam nur des Bartusch wegen, der bei dem Herzog verweilte. Er wurde aber nicht angenommen.“

„Doch,“ rief einer der Knechte des Raubritters, „er war heute früh bei unserem Herrn, mit dem er insgeheim verhandelte.“

„Das Geschäft scheint aber nicht gut abgelaufen zu sein,“ sagte lachend der erste. „Was brummt er da?“

Sie beugten die Köpfe nach vorwärts und lauschten.

Buddel hatte die Rechte geballt, während er mit der Linken an seinem Schnurrbart zerrte. „Der Ruckuck soll ihn holen“, murmelte er, „und gleich hinterher der Teufel dazu . . . Hahaha, er will sich's überlegen, als ob dreihundert Mark nicht ein schönes Sümichen wären . . . und dann macht er wieder Ausflüchte und tut, als wüßte er überhaupt nichts vom Junker Ditmar und dessen Entführung . . . Möge er für diese Lüge in der Hölle schmoren!“

Die Knechte lachten und rissen Buddel aus seinen Betrachtungen.

„Sprichst du von unserem Herrn, dem hochedeln Bartusch von Wiesenburg?“ rief ihm einer zu.

„Hochedel?“ sagte höhnißch der Alte, „du bist bei guter Laune. In Wretslaw haben wir ein anderes Wort dafür.“

„Ei, so laß es hören!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ meinte Buddel rauh. „Wenn Ihr aber einmal zu Besuch in unsere Stadt kommt, dann sollt Ihr es wissen.“

„Ei nun,“ meinte der erste, der seinen Genossen listig zublinzelte, „dazu kann schon Rat werden. Wo trifft man dich denn da?“

„Gleich um die Ecke, Freund Neugier, beim ersten Hause links, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“

„Ah,“ rief der Knecht lustig, legte den Zeigefinger auf die Nase und schlotterte mit den Knien, „das ist eine so genaue Beschreibung, daß man nicht irre gehen kann! Bei uns ist es hier übrigens ähnlich, und ich kann dir ebenfalls zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“ Er machte eine unzweideutige Bewegung nach der Thür.

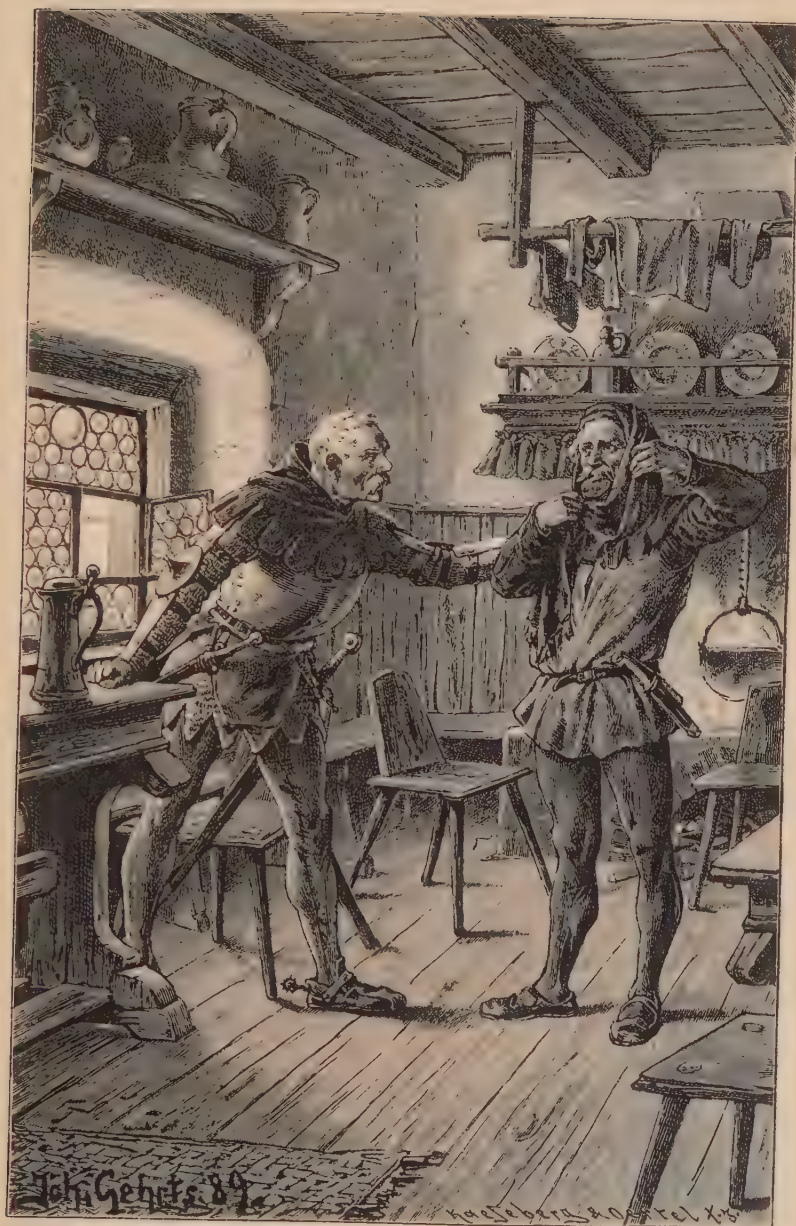
Da ertönte ein Hornruf.

In wilder Eile griffen die reißigen Knechte nach ihren Sturmhauben, und wenige Sekunden später lag das Wirtszimmer vereinsamt da.

Der Wirt zog ein verschmiztes Gesicht, und nachdem er Buddels Krug von neuem gefüllt hatte, sagte er näselnd: „Es sind drei Frachtwagen in Sicht — da gib'ts zu tun.“

In der That vernahm man bald nachher wüßtes Geschrei, unter das sich Weh- und Hilferufe mischten.

„Der Schälke Prinzipal hat wieder einmal einen Gang getan“, dachte Buddel bei sich. „Ich wünschte, er ließe uns endlich ins Garn.“



Es ist der Peter Flins, den Ihr vor Euch seht.

Seine Aufmerksamkeit wurde jetzt von einer überaus dürftigen Gestalt in Anspruch genommen, die sich frierend zur Thür hereinschob. Sie hatte einen Tuchsegen um Hals und Schultern geschlungen, während die Kappe tief in der Stirne saß.

„Bergönnt mir,“ sagte der Eingetretene kläglich zum Wirt, „mich ein wenig an Euerem Herdfeuer zu wärmen, und nehmt dafür im voraus ein Vergelt's Gott!“

„Das ist verwünscht wenig in der jetzigen theuern Zeit,“ lachte der Schenke, „aber tretet nur heran. Meiner Seel', Ihr seht aus, als ob Ihr jahrelang als Sperlingscheuche gedient hättet.“

Der Fremde wickelte sich aus dem Segen-Tuch und nahm die Kappe ab.

Puddel sprang auf. „Träume ich, oder ist es Wahrheit?“ Mit diesen Worten näherte er sich dem Fremden, der mit einem schmerzlichen Lächeln auf ihn blickte.

„Ihr täuscht Euch nicht, Freund Puddel,“ lautete die leise Antwort, „es ist der Peter Flins, den Ihr vor Euch seht.“

„Aber Menschenkind!“ rief der Alte noch immer in höchster Bewunderung. „Wie kommt Ihr in einen solchen Zustand? Ihr seht ja ganz gräßlich aus! Wenn Euch Euer Weib, die Hanna, so sähe, sie ließe vor Schrecken davon!“

„Ach Gott, mein gutes Weib,“ seufzte der Tuchweber, „ich wage kaum zu fragen, wie es ihr geht.“

„Na,“ erwiderte Puddel gutmütig, „ich habe nicht gehört, daß sie verhungert sei, obgleich Ihr sie im Strich gelassen habt; aber schlecht auf Euch zu sprechen ist sie, das könnt Ihr mir glauben. Warum seid Ihr der Ärmsten denn davongelaufen, he?“

„Ach, du grundgütiger Himmel,“ stöhnte Flins, „ich habe sie ja nicht verlassen, um nicht wieder zu kommen, sondern nur aus reiner Gutmütigkeit —“

„Der Kuckuck hole solche Gutmütigkeit!“ polterte Puddel.

„Ihr versteht mich nicht“, sagte Peter Flins sich fassend.

„Möglich. Vielleicht seid Ihr zu ausgehungert, um Euch deutlich ausdrücken zu können. He, Schenke, holt für den Mann hier einen guten Imbiß herbei und schaffst auch eine heiße Suppe für ihn an, damit sich sein innerer Mensch erwärmt.“

„Ich danke Euch“, sagte der Tuchweber, wobei er Puddels Hand drückte, und als sich der Wirt entfernt hatte, fuhr er leise fort: „Ich bin dem Junker Ditmar heimlich nachgefolgt und weiß, wohin sie ihn gebracht haben.“

„Wetter noch einmal!“ rief Buddel mit halbunterdrückter Stimme. „Peter Flins, Ihr seid doch gescheiter, als ich Euch zugetraut hätte. Aber erzählt!“

„Hier nicht,“ entgegnete der Tuchweber, „die Wände könnten Ohren haben; auch wimmelt der ganze Ort von Reifigen des Bartusch, die mit den Entführern Ditmars in engem Bunde stehen.“

„So haben wir also doch recht vermutet“, rief Buddel lebhaft. „Wärmt Euch jetzt nur ordentlich aus, dann wollen wir gleich nach Breslau zurück, und unterwegs erzählt Ihr mir alles genau. Ihr habt doch ein Pferd?“

„Bei allen Heiligen,“ sagte Flins mit einem Seufzer, „wenn ich so reich wäre, würde ich schon längst daheim sein.“

„Hm hm, armer Teufel. Se nun, so müssen wir uns eins verschaffen.“

Der Alte zog mit einiger Umständlichkeit den lederen Beutel unter seinem Wams hervor und zählte mit wichtiger Miene den Inhalt. „Zawohl,“ schloß er befriedigt, „wir können uns die Ausgabe erlauben. He, Schenk,“ rief er dem eintretenden Wirte zu, „glaubt Ihr wohl, daß man hier am Orte um billiges Geld ein Pferd erhandeln kann?“

„Des Bartusch Leute haben ihrer heute genug erbeutet“, sagte lachend der Schenke. „Für ein paar Mark könnt ihr den schönsten Klepper haben.“

„Vielleicht tut's auch die Hälfte“, meinte Buddel, und der Wirt pflichtete dem bei.

Noch ehe Flins seine Mahlzeit beendet hatte, war schon für ihn ein Pferd zur Stelle, und bald nachher saß er mit Buddel auf, neben dessen stattlichem Schimmel sein magerer Fuchs kläglich genug ausjah.

Sie waren eine Weile schweigend nebeneinander geritten, als Buddel die Stille unterbrach. „Jetzt hört uns keine Menschenseele,“ sagte er, „laßt mich nunmehr Euer Abenteuer wissen.“

„Es ist bald genug erzählt“, meinte Flins, der, des Reitens unkundig, ziemlich ängstlich auf seinem Klepper saß. „Ich war in der Nähe, als Junker Ditmar von fremden Knechten überfallen wurde. Mein Entschluß war rasch gefaßt, und um nicht von allen Mitteln entblößt in die Welt zu ziehen, ließ ich mir schnell von einem guten Bekannten, der im Menschengedränge neben mir stand, etwas Geld. So folgte ich denn den Knechten nach, und bald lag die Stadt hinter uns. Nicht weit von Sankt Mauritius warteten einige

andere Knechte mit Pferden. Der ganze Überfall war also wohl geplant. Der Junker wurde nunmehr gefesselt, und einer der Reifigen nahm ihn vor sich aufs Pferd. Wenig Minuten später waren sie meinen Blicken entschwunden. Ich mußte mir keinen Rat und stand schon im Begriff, nach der Stadt zurückzukehren, als einige berittene Händler erschienen, die denselben Weg verfolgten. Ich gab ihnen ein gutes Wort, und sie nahmen mich mit. So blieb ich den polnischen Knechten mit ihrer kostbaren Beute auf den Fersen. Hinter Ohlau jedoch mußte ich mich von den Händlern trennen, da die Entführer einen Seitenweg einschlugen. Sie ritten jetzt zwar langsamer, kehrten auch zum östern ein, der überhandnehmenden Kälte wegen, trotzdem mußte ich meine Füße ganz gehörig in Bewegung setzen, um ihnen nachzukommen.“

„Bemerkten sie Euch nicht,“ unterbrach Buddel den Sprecher, „und schöpften sie keinen Verdacht?“

„Ich weiß es nicht. Sie kümmerten sich wenigstens nicht um mich.“

„Nun, und Junker Ditmar?“

„Er hatte keine Ahnung, daß ich ihm folgte. Traurig und in sich gekehrt saß er zu Pferde, und nicht ein einziges Mal wandte er den Kopf.“

„Wohin brachten ihn die Räuber?“

„Es war ein langer, beschwerlicher Weg, durch Wälder und über sumpfigen Boden, bald links, bald wieder rechts abzweigend, bis endlich jenseits der polnischen Grenze eine Art von Burg auftauchte, ein mächtiges Mauerviereck, mit Graben und Brücke versehen, und dort hinein wurde der Junker gebracht.“

„Getraut Ihr Euch wohl den Weg wieder zu finden?“ fragte Buddel.

„Ich habe ihn mir genau gemerkt.“

„Das ist von großer Wichtigkeit.“

Buddel versank in Gedanken, und Flins hatte genugsam mit seinem Pferde zu tun, das häufig scheute und zu wiederholten Malen auf dem glatten Boden strauchelte. Er war darum froh, als endlich die Türme von Breslau am dunkelnden Horizont emporstiegen.

Kurz vor der Stadt richtete er an Buddel die Frage, ob der Mörder Pomerios schon ergriffen worden sei.

„Leider nein,“ erwiderte der Alte, „aber Euer Schwager, Alas Brome, hat ihn erkannt. Es ist Hanto, der Bogt von Nitropkow.“

Flinz schauerte zusammen, und von neuem in Schweigen gehüllt, ritt das Paar endlich durch das Ohlauer Thor und machte am Ringe vor dem Kestefchen Hause halt.

Sie hatten sich soeben von ihren Pferden geschwungen, als Klas Brome aus der Thür trat. Er sah sehr geheimnißvoll aus, doch war ihm kaum der Schwager zu Gesicht gekommen, als er ihn auch schon mit heftigen Vorwürfen überschüttete.

„Seid nicht so unwirsch,“ sagte Buddel, „Ihr wißt gar nicht, was der Peter getan hat.“

„Ich kann mir schon denken, daß es nichts Gutes ist“, rief Brome, dessen tiefliegende Augen den Tuchweber zornig anblickten. „Wer mit den Neustädter Zünftlern gemeinschaftliche Sache macht, der meint es nicht gut mit sich und mit der Stadt.“

„Aber so hört doch erst, ehe Ihr urteilt“, erwiderte Buddel ärgerlich und erzählte nunmehr Peters Abenteuer.

Der Bericht stimmte den Schwager friedlicher, und nachdem ihm Flinz versprochen hatte, sich möglichst von den Neustädter Genossen fernzuhalten, schied er in Freundschaft und mit der Versicherung, Hanna auf des Gatten Rückkehr vorbereiten zu wollen.

Mit noch größerer Aufmerksamkeit als Brome lauschte Nikolaus dem Berichte Buddels; auch hielt er mit seinem Lobe gegen Flinz nicht zurück.

„Ihr müßt mich sofort zu dem Vater meines gefangenen Freundes begleiten“, äußerte er zu ihm.

Der Tuchmacher zeigte sich nicht eben darüber erfreut und meinte, Januß vom Rhein werde seinen Besuch nicht gern sehen.

„Eure wackere That wird ihn Euch günstig stimmen“, entgegnete Nikolaus, indem er sich ohne Verzug zu dem Handelsherrn begab.

Es kam so, wie er es vorausgesagt hatte. Januß hatte kaum vernommen, was Peter Flinz getan habe, als er ihm auch schon wohlwollend die Hand entgegenstreckte und dazu die Worte sprach:

„Was zwischen uns vorgefallen ist, soll vergessen sein. Ihr habt mir gezeigt, daß Ihr ein braver Mann seid, und Ihr sollt nie um Arbeit verlegen sein; auch will ich sie Euch gut lohnen. Doch sagt, würdet Ihr erforderlichenfalls eine Abtheilung von Kriegsknechten nach jener polnischen Burg führen können?“

Flinz bejahte dies.

„Und sollte es mein halbes Vermögen kosten,“ wandte sich Januß an den Junker, „mein Sohn muß befreit werden.“

„Ich bin gewiß,“ erwiderte Nikolaus, „daß sich der Rat selbst der Sache annehmen wird. Ist es doch ein Schimpf für die Stadt, daß es polnische Tücke wagen konnte, einen Patriziersohn aus ihren Mauern zu entführen. Das erheischt Sühne, und ich selbst werde nicht eher ruhen, als bis ich Ditmar befreit habe.“

„Wie, Ihr wolltet —“

„Ich ziehe mit den Mannen aus, die der Rat uns geben wird!“ rief Nikolaus feurig. „Gilt es doch nicht bloß den Freund zu retten, sondern auch unserer Stadt Genugthuung zu verschaffen.“

Januß drückte den Junker bewegt an sich. Er mochte jetzt erkennen, daß es noch höhere Dinge gab als Handelsinteressen. Wiederholt dankte er Nikolaus, doch vergaß er auch den bescheiden seitwärts stehenden Peter Flins nicht, den er mit einem ansehnlichen Geldgeschenk entließ.

Mit gleicher Freudigkeit und denselben Dankgefühlen nahmen Frau Godwina und Maria die Mitteilungen von Nikolaus' hochherzigem Entschluß entgegen; aber am begeistertsten zeigte sich die ebenfalls anwesende Elisabeth, wenn schon ihr Blick wiederum besorgt auf Nikolaus ruhte.

Seit jenem Auftritt mit dem Vater hatte sie nicht aufgehört, das Loblied des Junkers zu singen. Doch Wicker Kaiße war seiner Abneigung treu geblieben und verbot ihr sogar, noch ferner den Namen der Keste zu nennen. Als gehorsame Tochter mußte sie sich seinem Gebot fügen, wenn auch mit schwerem Herzen. Dagegen legte sie sich Nikolaus gegenüber keinen Zwang mehr auf, und als er sie die Treppe hinabbegleitete, um noch einen Augenblick im Komputatorium vorzusprechen, sagte sie ihm, daß sie Gott bitten wolle, sein Vorhaben zu segnen und ihn unverfehrt aus Feindesland nach der Heimat zurückzuführen.

Er drückte bewegt ihre Hand und sah sie lange an.

„Was täte ich nicht, um Euer Lob zu ernten,“ sagte er leise, „und wenn es mein Herzblut kosten sollte, so will ich doch Ditmar befreien, auf daß Ihr glücklich sein könnt.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, während ein schmerzliches Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Ich habe mir immer einen Bruder gewünscht,“ antwortete sie nach einer Pause, „und ich kann wohl sagen, daß er mir in Ditmar erstanden ist.“

„Ihr macht mich staunen“, entgegnete Nikolaus, der wohl

fühlte, daß eine tiefe Röthe sein Antlitz überzog. „Euer Vater sagte ja doch —“

„Ditmar und ich sind allerdings füreinander bestimmt,“ bestätigte Elisabeth, „und ich hatte mich auch in mein Schicksal ergeben. Da aber überkam mich ein schöner, wundervoller Traum . . . und wenn er auch wieder verflogen ist, so bin ich doch eine andere geworden und nicht mehr fähig, mich dem Gebote meines Vaters zu fügen.“

„Elisabeth!“ rief Nikolaus ahnungsvoll, indem er ihre Hände erfaßte und sie an seine Lippen zog.

Sie blickte ihn wehmütig an, dann sagte sie leise: „Es war eben nur ein schöner Traum, der sich nicht verwirklichen kann, da ihm des Vaters Segen mangelt. Ich aber bin zu einem Entschluß gelangt, der allen Beteiligten den Frieden bringen wird.“

„O sprecht!“ drängte Nikolaus.

„Nicht jetzt“, entgegnete das Mädchen mit einem bittenden Ausdruck in ihrem Blicke. „Rehrt Ihr mit Ditmar zurück, dann sollt Ihr alles wissen. Für jetzt lebt wohl, und mögen Gottes Engel Euch geleiten!“

Zwölftes Kapitel.

Der Dreikönigsabend.

Das alte Jahr war zu Ende gegangen, und man stand bereits am Abend des Dreikönigsfestes, das eine beliebte Nachfeier der Weihnacht bildete. Diese betrachtete man mehr als ein Fest der Kinder, die man beschenkte, während der Dreikönigsabend die Erwachsenen zu Freude und festlichem Schmause vereinte. Bei diesem Mahle erwählte man dadurch, daß ein Kuchen mit einer eingebackenen Bohne gegessen wurde, den, dem das Stück mit ihr zufiel, zum Bohnenkönig, er mußte auf seine Kosten ein Mahl geben.*)

Auch bei der diesjährigen Wiedertehr des Tages wurde allerwärts in der Stadt die Festtafel hergerichtet, und man gab sich um so mehr der Freude hin, als sich der zwischen Polen und Böhmen entbrannte Krieg mehr und mehr zu König Johanns Gunsten neigte.

Seltamerweise waren jedoch von den Patrizierfamilien keinerlei Einladungen ergangen; es hieß, daß sie den festlichen Abend im engeren Kreise verbringen wollten. Vielleicht war daran auch die außergewöhnliche Ratsitzung schuld, die am heutigen Abend stattfand. Das zur Lustbarkeit aufgelegte Volk kehrte sich nicht daran, und in den Bürgerfamilien war fleißig gebacken und gebraut worden.

Nikolaus hielt sich noch in Bretslaw auf. Der Rat hatte sich zwar auf Giskos Antrag dahin geeinigt, eine Abtheilung von Söldnern

*) Bei dieser Gelegenheit wurden viele Spottlieder gesungen, und von diesen leitet sich der so oft gebrauchte Ausdruck her, es gehe etwas über das Bohnenlied hinaus.

zur Befreiung Ditmars auszusenden, um die dem Patriziertum angetane Schmach wettzumachen, aber man zögerte noch mit der Ausführung.

Der Abend war sternklar. Eine festgefrorene Schneedecke lag über Gassen und Plätzen, die, trotz der empfindlichen Kälte, von lustigen Menschencharen belebt wurden. An allerlei Mummenschanz fehlte es nicht, wobei die heiligen drei Könige mit ihrem Stern natürlich die hervorragendste Rolle spielten. Siekehrten überall ein, wo der grüne Kranz über der Haustür hing, denn das „Reihe-Brauen“ bestand schon. Die Bürger hatten die Berechtigung, in einer gewissen Reihenfolge Bier zu brauen, und steckten, zum Zeichen eines neuen Sudes, den Kranz vor die Tür. Verwandtschaft und Freunde des Hauses fanden sich dann abends zum gemüthlichen Plauderstündchen ein, das sich besonders bei den Frauen großer Beliebtheit erfreute, da es ihre Männer von den Trinkstuben abhielt, wo es oft recht wild und zügellos herging. Aber auch die Keller des Rathauses, in denen sich ein Ausschank von Wein und bessern Biersorten befand, wurden von den lustigen drei Königen und der sich ihnen anschließenden Menschenchar besucht, und während sie zechten und schmausten, sang draußen die Gassenjugend:

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und zahlen nicht gern.

Und auf all das fröhliche, mutwillige Treiben der Menschen blickten die Sterne in festlichem Glanze hernieder. Hinter den erleuchteten Fenstern des Rathausaales aber saßen die Konsuln in ernster Beratung. Welche wichtige Angelegenheit mochte sie beschäftigen, daß sie sich selbst am heutigen Festabend keine Ruhe gönnten?

Ein in einen dichten Mantel gehüllter Mann, dessen Antlitz fast gänzlich von einer Kapuze bedeckt wurde, schien sich besonders dafür zu interessieren, denn er schlich die zum Beratungssaale führende Treppe empor und lauschte an den breiten Flügeltüren, sobald die davor Wache haltenden Stadtdiener, vom mutwilligen Lärm auf der Straße angelockt, für einige Augenblicke ihre Posten verließen. Aber so angestrengt der neugierige Mann auch lauschte, so vernahm er doch nichts. Unzufrieden schlich er die Treppe wieder hinab und wandte sich unten einer andern Tür zu, die nach dem Rathhausturme führte. Er spähte zur Wendeltreppe empor, an deren oberem Ende ein Licht brannte. Mit großer Vorsicht erklimm er die hölzernen Stufen. Die

kleine Stube des Wächters, aus der heller Lichtschein fiel, war leer. Ihr Bewohner stand draußen auf der kleinen Galerie und schaute auf das lustige Treiben hinab. An der Wand hing ein Bund Schlüssel. Der Mann im Mantel riß es schnell an sich und löste den größten davon ab. Er schloß die Pforte zum Glockenhaus. Nachdem der Eindringling das Schlüsselbund wieder an die Wand gehängt hatte, schlich er ebenso leise, wie er gekommen war, die Wendeltreppe hinab und mischte sich unten auf dem Platze zwischen die fröhlichen Menschenmassen, die jetzt durch alle Gassen wogten.

In einigen Kirchen der Stadt wurde Abendgottesdienst abgehalten, und auch hinter den Bogenfenstern der Klemenskirche der Neustadt brannte Licht. Die Eingänge aber waren fest verschlossen, und der Mann im Mantel mußte, als er an einer Seitenpforte anlangte, erst anklopfen, ehe ihm aufgetan wurde.

„Wer ist da?“ tönte eine Stimme von innen.

„Hsaslav!“ lautete die Antwort.

„Wie heißt seine Losung?“

„Dotjetek, der Befreier!“

Die Tür ging auf, und der Ankömmling trat in die Sakristei.

„Sind alle Genossen versammelt?“ fragte er den ihm Öffnenden, der der Tuchweber Gleser war.

„Bis auf den letzten Mann. Von Sanct Mauritius kam soeben ein Bote an mit dem Bescheid, daß Bartusch und Haugwitz mit ihren Knechten zur Stelle seien. Dagegen erwartet man vom Brieger Herzog nur eine kleine Schar von Söldnern, da Wladislaw von ihm Unterstützung erbeten hat.“

„Wir werden auch ohne des Briegers Hilfe mit den Patriziern fertig werden“, erwiderte Hanko, der sich von Mantel und Kapuze befreit hatte. „Es bleibt aber doch dabei, daß unsere Verbündeten von Sanct Mauritius aus das erste Zeichen geben?“

Gleser bejahte das und fügte hinzu: „Das zweite aber erwarten sie von uns. Habt Ihr den Schlüssel vom Glockenhaus?“

„Da ist er!“ rief Hanko frohlockend, indem er aus der Tasche den entwendeten Schlüssel hervorzog.

„So steht also alles gut“, meinte Gleser. „Hoffentlich bricht der Rat seine Sitzung nicht ab.“

„Der Hentzer mag wissen, was sie beraten“, erwiderte Hanko un-

wirsch. „Daß sie aber an eine Aufhebung der Sitzung sobald nicht denken, vernahm ich von zwei Stadtdienern, deren Gespräch ich belauschte.“

Der Raum war bis auf den letzten Platz mit Verschworenen gefüllt, die sich aus unzufriedenen Zünftern und in Breslau lebenden Polen zusammensetzten.

Der Vogt von Nitropkow trat vor und hielt an die Versammelten eine Ansprache des Inhalts, daß sie zu ernster That zusammengekommen seien, um die Fesseln der Tyrannei zu brechen. Unter dieser verstand er das strenge Regiment der Breslauer Patrizier und des Rates, die die größten Feinde des Königs Wladislaw seien und deshalb gestürzt werden müßten. Der Redner versicherte den Anwesenden, daß der König von Polen ein gerechter Mann sei, der jedem Stande die gleiche Auszeichnung schenke und deshalb auch den hartbedrückten Meusstädter Zünftern alle von ihnen geforderten Privilegien bewilligen werde, sobald er seine Macht in Breslau aufgerichtet habe. Ihm dazu behilflich zu sein, wäre also eine heilige Pflicht der Versammelten. Zu guter Letzt lag der Vogt von Nitropkow den Bundesgenossen noch vor, daß in der Stadt das Gerücht von einem großen Siege, den Wladislaw über den Böhmenkönig erröchten habe, maßlosen Schrecken verursache.

„Wir werden leichtes Spiel haben,“ schloß er seine Rede, „darum rafft all euern Mut zusammen und schwört, treu zu unserem König Wladislaw zu stehen!“

Die Versammlung leistete den Eid.

Hanto ging nunmehr zur Bildung von Rotten, die mit Keulen, Spießen, Schwertern und Messern bewaffnet wurden und Befehle für ihren Aufmarsch erhielten.

Gleiser hatte sich ausgebeten, die Abteilung führen zu dürfen, die die Konfult im Rathaus überfallen und gefangennehmen sollte. Es war vorauszusehen, daß infolge des Aufstandes die Wachen von den Thoren zur Hilfe für die bedrängte Stadt herangezogen werden würden, und sobald dies geschähe, sollten die bei Sankt Mauritius lagernden Söldner durch ein Glockenzeichen davon verständigt werden, um dann ungehindert in die Stadt dringen zu können.

Hanto hatte sich mit seinen Hauptleuten zu einer letzten Beratung zurückgezogen, als von Sankt Mauritius herüber die Klänge eines Hirtenhorns ertönten. Dies war das Zeichen, daß drüben alles zum

Ausbruch bereit stand. Nunmehr erfolgten die letzten Befehle an die einzelnen Kotten, und sodann entfernte sich die unheimliche Gemeinde aus der Clemenskirche.

Der iröhliche Lärm, der bis jetzt in den Gassen und auf den Plätzen in der Altstadt geherrscht, hatte sich inzwischen in die Häuser zurückgezogen: dort gab es überall gedeckte Festtaseln, und mit gespannter Erwartung sah man dem Spiel mit dem Bohnenkuchen entgegen. Hier und dort waren schon Bohnenkönige unter lautem Jubel verkündet worden, und rotwangige Mägde erschienen mit Speisen und Getränken. Auch in den Patrizierhäusern sah man erleuchtete Fenster; doch fehlte dort das iröhliche Geräusch. In dem Beratungssaale des Rathhauses herrschte düstere Stille.

Da — mit einem Male — dröhnte schreckhaft durch die von der Neustadt herührenden Gassen das Geklirr von Waffen und der eilende Schritt zahlreicher Scharen. Alle verfolgten ein und dasselbe Marichziel, nämlich den Ringplatz, der bald von einer unabsehbaren Menschenmenge bedeckt war, die wie eine nach Beute gierige, sturm-bewegte See das Rathhaus umflutete. An das fest verschlossene Thor dröhnten jetzt Artichläge, und der herrliche Ruf: „Aufgemacht!“ wurde von Hunderten von Stimmen wiederholt.

Erschreckt zühren die iröhlichen Bürger in ihren Häusern empor, alle eilten an die Fenster, um nach der Ursache des bedrohlichen Lärms zu forschen. Nur an den Fenstern der Patrizierhäuser zeigte sich kein neugieriges Gesicht, sie lagen so ruhig und vereinsamt da wie das Rathhaus, trotz des Lichtcheines, der aus dem Beratungssaale fiel.

„Aufgemacht!“ schrie es von neuem. „Aufgemacht, oder das Thor wird eingesehlagen!“

Nunmehr quoll es aus den angrenzenden Gassen hervor, Schritt für Schritt, vorsichtig und leise — neugieriges Volk, das in seiner Festfreude gestört worden war. Unzähliger Schrecken bemächtigte sich der Gemüther, denn die bewaffneten Scharen, die man erblickte, waren ruchlose Empörer, die sich gegen Gesetz und Obrigkeit aufzulehnen wagten. Mit rücksichtsloser Härte behandelten sie das sich vordrängende Volk, während ohne Unterlaß wuchtige Arthiebe gegen die Eingangspforte des Rathhauses erdröhnten.

Da endlich brach das Thor zusammen, ein wilder Jubel erbrauste, und die Vorhut der Rebellen stürmte in das Innere des Rathhauses.

Gleichzeitig hatte eine andere Rotte die äußere Thür zum Rathhausturme eingeschlagen, und ihr Anführer, der die Wendeltreppe hinaufgeeilt und mit Hilfe des entwendeten Schlüssels in das Glockenhaus gedrungen war, läutete Sturm, um den bei Sanct Mauritius wartenden Söldnern das Zeichen zu geben und etwa noch säumende Gefinnungsgeoffen herbeizurufen.

Inzwischen herrschten in den Räumen des Rathhauses die Schrecken der Zerstörung. Alles, was den Aufrührern in die Hände fiel, wurde vernichtet, und sie konnten sich ruhig ihrem Vandalismus hingeben, denn niemand zeigte sich, der sie gehindert hätte; wie ausgestorben lagen Treppenhaus und Gänge da, und doch war der Beratungsjaal hell erleuchtet.

Die Wut der Empörer wurde dadurch nur noch mehr gesteigert, unter wüstem Geschrei — Gleier allen voran — eilten sie auf die breite Flügelthür los, die sie aufrissen.

Doch das Gebrüll verstummte plötzlich, und wie festgebannt blieb die eindringende Schar auf der Schwelle stehen. Die Rebellen hatten den Anblick zitternder Rathsherren erwartet, die wohl gar winselnd zu ihren Füßen sinken und um Gnade flehen würden, in Wirklichkeit aber fireckte sich ihnen ein ganzer Wald scharfer Speere entgegen. Der langgedehnte Saal wimmelte von Söldnern, aber kein Consul oder Rathsmann war zu erblicken. Erschreckt wichen die Eindringlinge zurück, denn die Kriegsknechte rückten gegen sie vor. Sie wollten fliehen, aber da dröhnte es unheimlich die Treppe empor — eine Abtheilung Rondottiere, die mit ihren Schwertern auf die Empörer eindrangen. Diese waren nunmehr zwischen zwei feindlichen Heerhaufen eingeschlossen, und kein Entkommen war möglich. Alles Hilfescreien erwies sich als nutzlos, und was sie von den Rathsherren erhofft hatten, das mußten sie jetzt selber tun: auf die Knie fallen und um Gnade flehen. Aber die wilden Krieger zeigten wenig Erbarmen, und gar mancher Neustädter Zünftler und Pole sank von den Spießen und Schwertern tödlich getroffen nieder. Die andern wurden zu Gefangenen gemacht, unter ihnen auch Gleier.

Der Sturm, den die Empörer gegen das Rathhaus unternommen hatten, wiederholte sich vor allen Patrizierhäusern. Gegen jedes ging eine Rotte vor, die sich mit Gewalt Eingang durch die verschlossenen Thüren verschaffte. Doch wie beim Eindringen in den Beratungsjaal sahen sich die Rebellen auch hier von den scharfen Spießen der

städtischen Söldner begrüßt und zu Paaren getrieben. Es nützte ihnen wenig, daß sie die Flucht ergriffen, denn das durch ihre ruchlose That empörte Volk stellte sich ihnen entgegen, und überall kam es zum blutigen Handgemenge.

Nur in einem einzigen Hause stießen die Empörer auf keinen Widerstand, und zwar bei Wicker Kaise. Er hatte sich in seinem Mißmut über das ihm durch den Rat widerjahrene Unrecht streng zurückgezogen und niemand mehr in sein Haus Einlaß gewährt, Januß ausgenommen, mit dem er nach wie vor verkehrte. Vergebens waren ihm von diesem sowie von Stadtdienern, die der Rat an ihn entsandt hatte, Warnungen zugegangen, vergebens hatte man ihm zum Schutze seines Hauses eine Abtheilung von Söldnern gestellt — in trotzig hartnäckiger Weise wies er alles zurück, da er sich darauf verließ, daß auch der grimmigste Empörer gegen ihn nicht vorgehen würde, weil er ja selbst von demselben Räte schweres Unrecht hatte erdulden müssen, gegen den die Rebellen ihre Waffen fehrten; und dennoch, wie bitter sollte er sich täuschen!

Die Auszagen, die er bei seinen Verhören über die Legaten und die polnische Partei getan, hatten bei dieser einen zornigen Widerhall erweckt, und Hanko hatte es sich ausbedungen, an Wicker Kaise Rache üben zu dürfen.

Der Vogt von Nitropkow brach mit seiner Schar in das Haus des Handelsheirn ein; ein Teil sprengte die eisenbeschlagene Thür, die in das Komputatorium führte, und richtete dort eine unsägliche Verwüstung an, während der andere Teil mit seinem Anführer die Treppe emporstürmte und das wenige Gesinde überrumpelte.

Wicker Kaise und Elisabeth hatten den wüsten Lärm zwar vernommen, flüchteten aber doch erschreckt, als hinter der händeringenden Mühle der Vogt von Nitropkow mit seiner wilden Schar in das Zimmer stürzte. Der Hausherr hatte Hanko sofort erkannt und wußte, was er von ihm zu erwarten hatte. Er eilte mit Elisabeth in das anstoßende Gemach, dessen Thür er rasch hinter sich verschloß. Schläge mit Ästen und Keulen fielen gegen sie, und nur zu bald wich sie der Gewalt und hing nur noch lose in ihren Angeln. Unter wüstem, zornigem Geschrei drang die Rote in das Gemach, aus dem sich Wicker Kaise mit seiner Tochter in das nächste flüchtete. So ging es fort von Stube zu Stube, eine Thür nach der andern wurde zertrümmert, bis die letzte Zufluchtsstätte, das Schlafgemach des Hausherrn, erreicht war. Noch eine kurze Spanne Zeit, und auch diese

Tür gab den gegen sie geführten Hieben nach, und das blutige Ende war gekommen.

Elisabeth schauerte, ihre Zähne schlugen wie im Fieberfroste gegeneinander. Der Vater riß das Fenster auf und schrie um Hilfe, aber seine Stimme wurde von dem Lärm auf dem Ringplatz übertönt, wo die Verschworenen und das Volk schon handgemein geworden waren.

Mit dem Ausdruck der Verzweiflung in seinen Mienen wandte sich Wicker Kaise der Tochter wieder zu, die mit weitgeöffneten Augen, die Hände vor sich gestreckt, nach der Tür starrte, auf deren Schwelle jeden Augenblick der grimmige polnische Bogt mit seinen Helfershelfern erscheinen mußte. Der Hausherr nahm eine der Waffen zur Hand, die als eine Art Trophäe die Wand schmückten; er war entschlossen, sein Kind gegen die Unholde so lange zu verteidigen und zu schützen, bis er selbst den Todesstoß erhielt.

Jetzt krachte die Tür — in höchster Verzweiflung stieß Wicker Kaise nochmals einen Hilferuf aus. Er blieb nicht unbeantwortet, eine Stimme schrie dicht vor dem Hause: „Rettung naht!“

Elisabeth erbehte. Es war nicht nur die Hoffnungsfreudigkeit, die die wenigen Worte in ihr erweckten, sondern die Stimme schien ihr bekannt und erfüllte ihre verzagende Seele mit neuem Mut; und als jetzt die Tür unter einem neuen wuchtigen Anstöße aufschlug, und die drohende Gestalt Hantko auf der Schwelle erschien, da riß auch das mutige Mädchen eine Waffe von der Wand herab und kehrte sie unerschrocken gegen den Einbrecher.

Dieser war von dem sich ihm anbietenden Anblick überrascht. In den Mienen von Vater und Tochter lag eine wilde Entschlossenheit, die deutlich bekundete, daß sie einen Kampf auf Leben und Tod führen würden. Hantko zog es deshalb vor, sie nicht selbst anzugreifen, sondern seine Leute vorzuschicken. Ehe er dazu jedoch den Befehl geben konnte, sahen sich die Empörer von städtischen Söldnern angegriffen, die, von Nikolaus von Keste und Puddel geführt, ins Haus gedrungen waren, um dem schwer bedrängten Wicker Kaise beizustehen. Der Überfall, den die Verschwörer gegen das Kestische Haus ausgeführt hatten, war schon zurückgeschlagen, und Nikolaus hatte keine Minute gesäumt, mit seinen Mannschaften dem Manne zu Hilfe zu eilen, dessen Tochter er seit jener Stunde liebte, wo er sie zum ersten Male in der Sankt Klarenkirche gesehen hatte.



Zurück, oder ich mache die hier zur Leiche!

Der sich jetzt entspinnende Kampf war kurz, wurde aber auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Nikolaus kam es nicht allein darauf an, Elisabeth mit ihrem Vater zu retten, sondern er trachtete auch danach, sich der Person seines grimmigen Feindes zu bemächtigen, auf den die Stadt schon lange fahndete.

Während die übrigen Empörer von den Söldnern rasch kampfunfähig gemacht wurden, wandte sich Nikolaus mit Buddel zum Angriff gegen den polnischen Vogt. Für ihn war ein Entkommen durchaus unmöglich, da er sich im letzten Zimmer befand, das keinen weitem Ausgang hatte. Er erkannte seine gefährliche Lage nur zu wohl und handelte demzufolge auch mit Blitzesschnelle. Das Erscheinen des Junkers Neste hatte für den Augenblick die Aufmerksamkeit des Hausherrn und seiner Tochter von Hanko abgelenkt, und diesen Umstand benutzte Hanko zu einem jähen Überfall. Mit kräftiger Hand entwand er Elisabeth die Waffe, riß das erschreckte Mädchen in seinen Arm und bedrohte es mit seinem Dolche, an dem schon so viel Blut haftete. Gleichzeitig schrie er Nikolaus zu:

„Zurück, oder ich mache die hier zur Leiche!“

Buddel wollte in seinem Kampfeszeifer trotzdem vorgehen, aber der Junker hielt sowohl ihn wie Wicker, Raife frampshajt zurück. Zitternd sah er auf das schöne Opfer in des grimmigen Vogtes Arm. Es wäre unnütz gewesen, einige der Söldner herbeizurufen — Hanko hätte seine Drohung doch wahr gemacht.

„Gebt das Fräulein frei!“ rief der erbleichende Nikolaus.

„Nicht eher,“ lautete Hantos Bescheid, „als bis Ihr mir freien Abzug versprecht.“

„So geht!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ lachte höhnisch der Vogt. „Schwört zuvor mit einem heiligen Eide, daß mir kein Haar gekrümmt wird, daß Ihr meine Freiheit achtet . . . zurück!“ unterbrach er sich, da Buddel von neuem Miene machte, ihn anzugreifen, „oder das schöne Fräulein hier ist auf der Stelle tot!“

Es war viel, was der Glende forderte. War er ja doch das verwerflichste und zugleich gefährlichste Werkzeug in der Hand des Polenkönigs; war ja doch Nikolaus selbst für seine Person nie sicher, solange dieser Hanko auf freiem Fuße war. Aber der Ausdruck in Elisabeths Augen, in denen der sanfte Vorwurf zu liegen schien: „Bin

ich dir so wenig wert, daß du auch nur einen Augenblick zögern und um den Preis feilschen kannst?" — dieser Blick traf Nikolaus so mächtig, daß er mit überstürzter Hast ausrief:

„Gebt das Fräulein frei — ich schwöre Euch feierlich zu, Euer Leben und Eure Freiheit wahren zu wollen!“

Da ließ der Unhold seine Beute los und war mit einem Sprunge zum Zimmer hinaus, während Nikolaus den Söldnern zurief, ihm freien Durchzug zu gewähren.

Elisabeth aber sank mit den Worten: „Gott hat geholfen!“ erschöpft in die Arme ihres Vaters.

„Empfanget meinen Dank,“ sagte Wicker Raise zu seinem jungen Retter, „ich bin tief in Eurer Schuld.“

„Gebt mir Eure Hand,“ erwiderte Nikolaus freundlich, „und wir sind quitt.“

Der Hausherr warf einen Blick auf seine Tochter, die in einer leichten Ohnmacht lag. Er seufzte schwer auf und erwiderte: „Ich will Euch meine Hand nicht vorenthalten, Junker, nur verlangt nicht dasselbe von meinem Kinde.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Nikolaus betroffen.

„Euer Bild lebt in ihrer Seele“, fuhr der bekümmerte Vater fort, „und hat das von Ditmar verdrängt. Bei Eurer Freundschaft zu ihm bitte ich Euch: gebt jeden Gedanken an meine Elisabeth auf, das Haus der Nester kann sich mit dem meinigen ja doch nie verschwägern.“

Nikolaus hielt die Hand vor die Augen. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, seiner Bewegung Herr zu werden. Endlich ergriff er die herabhängende Hand Elisabeths und sagte mit wehmütig bewegter Stimme:

„So lebt denn für immer wohl!“

Neuer Lärm auf dem Platze unten gab seinen Gedanken und Gefühlen schnell eine andere Richtung.

Die Empörer, vom Volke bereits zurückgedrängt, hatten sich aufs neue wieder gestellt, da die reisigen Knechte, die von Bartusch und Haugwitz zu ihrer Unterstützung nach Sanct Mauritius gesandt worden waren, inzwischen das Ohlaurische Thor passiert und sich mit ihnen vereinigt hatten.

Nunmehr waren die feindlichen Streitkräfte in der Überzahl.

Doch da waren es die Bürger, die sich einmütig zusammenscharten und sich von den Patriziern bewaffnen ließen.

Ihre grenzenlose Erbitterung gegen die Feinde der Stadt ersetzte ihnen das, was ihnen an Kriegstüchtigkeit abging, und ihrem wuchtigen Anprall, dem nichts zu widerstehen vermochte, gelang es, die Gegner zum Rückzug zu zwingen, so daß bald nach Mitternacht auf Gassen und Plätzen Ruhe und Stille herrschten.

Mit dem Dreikönigsfest aber war es gründlich vorbei, und die Bohnenkönige hatten diesmal ein gar kurzes Regiment geführt.

Dreizehntes Kapitel.

Der Bruder Koch und der Bruder Boleslaw.

Unter dem Torbogen des Hospitals zum Heiligen Geist stand Bruder Konrad im Gespräch mit Alas Brome und Peter Flins.

Er trug einen Brustharnisch und darüber einen weiten, mit Pelz gefütterten Mantel; er erfreute sich überhaupt einer recht stattlichen Ausrüstung. Er hatte sie von Januß erhalten, um beim Auszuge nach der polnischen Burg gegen Wetter und Feindesmacht möglichst gewappnet zu sein.

Der Ausbruch sollte heute erfolgen, und Peter Flins wartete nur noch die Rückkehr des Junkers Keste ab, der sich nach der Agidienkirche begeben hatte, um sich dort von Nikolaus von Banz zu verabschieden. Dieser wohnte einer Kapitelsitzung bei, die in der genannten Kirche*) abgehalten wurde.

Bruder Konrad war heute außergewöhnlich ernst gestimmt. Die schlimmen Vorgänge der letzten Zeit trugen nicht allein die Schuld daran; auch in seinem Kloster hatten sich Dinge ereignet, die zu ernstem Nachdenken Veranlassung boten. Der Abt war gestorben, und heute sollte die Neuwahl stattfinden. Es ließ sich nicht verhehlen, daß das Stift in seinen geistlichen Bestrebungen sehr zurückgegangen war, da sich weltlicher Sinn eingebürgert hatte, und es schon eines sehr straffen Regiments bedurfte, um dem Verfall Einhalt zu tun.

Bruder Konrad war freilich nur ein einfacher Hospitalkoch, der aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte, und dem der sichtbare

*) Die Agidienkirche erhob sich dem Dom gegenüber und war zum Andenken an einen Besuch gestiftet worden, den im Anfang des elften Jahrhunderts Bischof Agidius wegen Errichtung der jungen römisch-polnischen Kirche in Polen und Breslau gemacht hatte.

Rückgang des reichbeschenkten Klosters in der Seele leidtat. Jedoch enthielt er sich der Aussprache seiner Ansichten gegen die Brüder, um keinen Spott zu ernten, mit dem sie gern bei der Hand waren.

Er hatte seinem Herzen eben gegen Flink und dessen Schwager einigermaßen Luft gemacht, als aus dem Hospitalgebäude mehrere ältere Brüder und eine Anzahl Augustiner-Chorherren traten; sie begaben sich nach der Heiligen-Geistkirche, um dort vor der Abtwahl um die gehörige Erleuchtung zu beten.

Als der lange Zug an den drei Männern vorüberkam, rief einer der Mönche dem Hospitalkoch ironisch zu:

„Na, Bruder Konrad, willst du nicht mit uns gehen? — du hast ja doch die gewichtigste Stimme.“

Der gutmütige Bruder antwortete scherzend: „Geht nur und wählt. Ich werde doch Abt!“

Ein strafender Blick wurde dem Sprecher für diese Kühnheit zu teil, doch als der Zug vorüber und in der Stiftskirche verschwunden war, sagte Bruder Konrad:

„Die Herren sind freilich gelehrter als ich, aber trotzdem nicht imstande, unserem Kloster wieder aufzuhelfen. Dazu gehört Manneskraft, fester Wille und eiserne Strenge; diese Eigenschaften mangeln ihnen jedoch wie den meisten gelehrten Leuten.“

„Sie entbehren des richtigen Blickes,“ meinte Klas Brome, „es ist nicht so leicht, den Herrn zu spielen; das hat sich erst jetzt wieder bei den Vorkommnissen in der Stadt gezeigt. Die Gleser, Pappelbaum, und wie sie alle heißen mögen, wollten sich auch zu Herren auftrumpfen und wären es doch nicht geworden, auch wenn sie über die Patrizier gesiegt hätten. Man kennt ja die polnische Treue. Der Bogt von Nitropkow hat sie schmähslich im Stich gelassen und sich gerettet.“

„Und er hat ihnen doch Hilfe verheißen“, schaltete Flink ein.

„Sawohl,“ sagte Brome ingrimmig lachend, „auf diesen Ehrenmann kann man sich verlassen. Der Rat der Stadt hat zwar eine Summe von hundertachtzig Mark auf seinen Kopf gesetzt, und ich könnte das Geld wohl brauchen, aber doch wollte ich gern darauf verzichten, wenn es mir nur gelänge, den ruchlosen Polen in meine Gewalt zu bekommen.“

„Ist das Urteil über Gleser und die andern noch nicht verkündigt worden?“ fragte Bruder Konrad.

„Öffentlich noch nicht,“ ergriff Peter Flink das Wort, „aber

durch den Junker Rüste erfuhr ich, daß sich alle Konsuln dahin vereinigt haben, Glefer und den Vogt Hartmann zum Tode zu verurteilen —“

„Den Vogt von der Neustadt auch?“ unterbrach ihn Bruder Konrad.

„Es ist erwiesen, daß er nicht nur um die Verschwörung gewußt, sondern sie auch begünstigt hat.“

„Nun, und die andern?“

„Bappelbaum und noch einige Rädelshführer sollen auf ewig aus der Stadt verbannt werden, alle übrigen kommen mit der Einfrierung im Turm davon.“

„Und wie viele sind aus der Stadt flüchtig geworden“, äußerte Brome, „und irren nun heimatlos umher. Aber es geschieht ihnen ganz recht, denn wer polnisch denkt und fühlt, gehört nicht in unsere Stadt. Kannst mir's jetzt danken, Schwager, daß ich dich rechtzeitig vor deinen Neustädter Genossen warnte, wärst vielleicht jetzt auch hineingefallen.“

„Nein, Kias,“ widersprach Flins, „das wäre ich nicht, denn in mir fließt kein wallonisch Blut, und mein Herz ist deutsch.“

„Recht so,“ rief Bruder Konrad, „und so möge es auch bleiben! . . . Doch wer kommt da?“ fügte er rasch hinzu, indem er auf einen über die Brücke der Dominfel daherjagenden Reitertrupp deutete.

Es waren Gewappnete mit den Farben des Brieger Herzogs. In ihrer Mitte befand sich ein Gefangener, der verzweifelt um Hilfe schrie.

„Bei allen Heiligen,“ rief Bruder Konrad, „das ist Nikolaus von Banz! . . . Ihm wird Gewalt angetan — Freunde, da müssen wir eingreifen!“

Schon wandte sich der Bruder, um die Knechte des Hospitals herbeizurufen, als abermals zwei Reiter erschienen, die schon von weitem schrien: „Haltet die Räuber auf!“

Es waren Nikolaus von Rüste und Buddel.

„Wohin sind die Brieger Schergen?“ rief der Junker atemlos.

„Sie nahmen den Weg über die Sandbrücke“, antwortete Flins.

„War der Vogt von Nitropkow bei ihnen?“

Die drei Männer sahen einander erstaunt an. Ging die Frechheit Hankos wirklich so weit, daß er jetzt noch wagte, innerhalb der Stadt zu weilen, die einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte?

Jedoch war zum Nachsinnen keine Zeit, denn die Verwunderung

Bruder Konrads und der beiden Schwäger wuchs noch mehr, als sie jetzt von Nikolaus erfuhren, daß in die Agidientkirche urplötzlich Bewaffnete eingebrochen waren, die den Administrator ergriffen und mit sich fortgeschleppt hatten. Der Handstreich wäre natürlich nicht möglich gewesen ohne einen Verrat durch einen der polnischen Domherren.

Nikolaus war mit seinem Begleiter schon längst verschwunden, als die drei Männer noch immer staunend dastanden. Der ganze Vorfall erschien ihnen wie ein Traum. Endlich aber raffte sich doch Peter Flins auf, nahm vom Hospitalkoch eilends Abschied und jagte dem Junter nach. Alas Brome folgte ihm, während sich Bruder Konrad in das Hospitalgebäude begab, um dort die neue Gewalttat zu verkünden.

Er war heute mit Widerwillen bei seiner Arbeit in der Küche, und in seiner Zerstreuung versalzte und verpfefferte er die Speisen, bis er schließlich alle auf dem Herde brodelnden Gerichte der Obhut eines Bruders anvertraute und dem Schauplatz seines stillen Wirkens den Rücken wandte. Es litt ihn nicht im engen Raum, sondern trieb ihn hinaus ins Freie. Der hochhehrwürdige Nikolaus von Banz in gemeiner Weise geraubt? Dieser Gedanke beschäftigte ihn ohne Unterlaß, und da er noch immer nicht daran glauben wollte, so lenkte er die Schritte nach der zur Dominsel führenden Brücke, um sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit des Vorfalls zu überzeugen und womöglich die Gründe zu erfahren, die bei der Entführung des ersten Ministers Herzog Heinrichs den Ausschlag gegeben hatten.

Er war eben auf der Mitte der Dombrücke, als ein Reiter gegen ihn heransprengte.

Neue Überraschung prägte sich in den Zügen des Hospitalkochs aus, denn vor ihm stand leibhaftig der Mann, dessen Kopf der Rat der Stadt mit einer hohen Summe erkaufen wollte.

„Hanko!“ flüsterten des frommen Bruders Lippen.

„Ganz recht,“ höhnte der Pole, „ich bin's, und es freut mich, dir hier zu begegnen. Du enthebst mich so nur eines Besuchs, den ich dir ja, wie du wohl noch wissen wirst, versprochen habe.“

„Ich wüßte nicht,“ erwiderte Bruder Konrad, „daß ich mit Euch je Gemeinschaft gehabt hätte.“

„Nein,“ entgegnete der Pole zähneknirschend, „du klagtest nur Uninfa an und brachtest die Ärmste um Lohn und Stelle.“

„Das war meine Pflicht, sie konnte Euch dann wenigstens nichts mehr verraten.“

„Haha,“ lachte Hanko grimmig auf, „und das eben sollst du jetzt büßen!“

Mit diesen Worten drängte er den Hospitalkoch höchst geschickt gegen die Brüstung der Brücke, so daß er das Übergewicht bekommen und in den Oderfluß stürzen mußte.

Er rief nach Hilfe, doch keine Rettung erschien. In seiner höchsten Bedrängnis holte er mit seiner rechten Faust aus und versetzte dem Pferde einen so kräftigen Schlag auf die Rüstern, daß es zurücksprang und hoch aufbäumte.

Hanko fluchte und suchte das Tier zu zügeln, doch der empfindliche Schmerz brachte er außer Rand und Band, und dem Polen blieb nichts übrig, als sich durch einen kühnen Sprung auf den Boden zu retten.

Der Hospitalkoch fand es für angemessen, das Ergebnis dieses Versuches nicht erst abzuwarten; er setzte seine Beine in Bewegung und lief, so rasch er konnte, nach dem Sande zurück.

Der wütende Pole sandte ihm die grimmigsten Flüche nach, denn er hatte sich bei dem Sprung auf den Boden den linken Fuß stark verletzt und hinkte dem auf und ab galoppierenden Pferde nach. Dieses rasch einzufangen, mußte jetzt sein Hauptbestreben sein, denn schleunige Flucht war geboten, da Bruder Konrad aus Leibeskräften nach Hilfe schrie und voraussichtlich das ganze Kloster alarmierte.

In der That kamen ihm bereits mehrere Brüder und Knechte entgegen, und diese vernahmen kaum, um was es sich handelte, als sie auch schon nach dem Stall stürmten, um sich beritten zu machen; trachtete ein jeder doch danach, des polnischen Vogtes habhaft zu werden und sich die auf seinen Kopf gesetzte Summe zu verdienen.

Mittlerweile war es Hanko gelungen, sein Pferd einzufangen, und er jagte auf ihm eben am Hospital vorüber, als die Klosterknechte mit ihren Gäulen aus dem Stall zurückkamen.

Bruder Konrad hätte sie gern zu vermehrter Eile angetrieben, sah sich aber von ganz außergewöhnlichen Dingen in Anspruch genommen. Aus der Stiftskirche kehrten nämlich die Augustiner-Chorherren mit den älteren Hospitalbrüdern zurück; die Wahl war beendet, und in feierlichem Zuge nahen sie dem nichts ahnenden Hospitalkoch, um ihm das Unerhörte zu verkünden, daß er zum Abt erwählt worden sei.

Wäre in diesem Augenblick der Vogt von Nitropkow samt seinem Pferde auf der Spitze des Kirchturms erschienen, oder hätte die Oder

urplötzlich ihr Bett verlassen und mit ihren Fluten das ganze Hospital weggeschwemmt, oder wäre selbst die Sonne auf die Erde herabgestürzt: der Bruder Konrad würde nicht so erstaunt gewesen sein als über die Nachricht, die ihm die Brüder überbrachten.

Er lehnte sich an die nächste Wand, schüttelte unausgesetzt den Kopf, schaute gen Himmel und sagte, es sei ein recht schlechter Scherz.

Doch da trat der Senior der Augustiner-Chorherren vor und erwiderte, daß die Angelegenheit zu ernst und zu hochbedeutend sei, um sie zu einen Spaß herabzuwürdigen.

So mußte es denn der Bruder Koch glauben. Aber wie war das Unerhörte gekommen?

Auf sehr einfache Weise. Der Konvent hatte sich über sein neues Haupt nicht zu einigen vermocht, weil mehrere nach dem einflußreichen Amte strebten, und deshalb die Wahl des Abtes den drei ältesten Brüdern übertragen. Von diesen aber wollte wiederum jeder für sich Abt werden, und deshalb konnte sich keiner entschließen, dem andern seine Stimme zu geben, ja der Senior verlieh diesem Gedanken ganz offen Ausdruck, indem er sagte: „Ehe einer von Euch Abt wird, soll es lieber der Bruder Konrad werden!“ Der Zweite schloß sich in seinem Ärger dieser Bemerkung an, worauf der Dritte seinerseits ebenfalls rief: „Gut, keiner von euch soll Abt sein, eher der Bruder Konrad!“

Als die übrigen Brüder diese Reden vernahmen, hielten sie diese für eine sichtbare Eingebung des Heiligen Geistes und riefen einstimmig Konrad von Leslau zu ihrem Abt aus, worauf sie sich zu dem Neuerwählten begaben und ihm seine hohe Amtswürde verkündigten.

Bruder Konrad konnte sich noch immer nicht fassen. Er, einer der Geringsten des Klosters, sollte nunmehr der Erste sein! Er faltete die Hände und betete, und während feierlich die Glocken erklangen und unter ihrem Geläute ihn die Brüder in geordneter Prozession nach der Kirche führten, wo die Einsetzung des neuen Abtes stattfand, gelobte er Gott aus tiefstem Herzen, alle seine Kräfte daran zu setzen, dem Klosterstifte ein würdiger Abt zu sein.

Der fremden Schergen, die Nikolaus von Banz gefangen mit sich fortgeführt hatten, sowie des von den Klosterknechten verfolgten polnischen Vogtes hatte Bruder Konrad gänzlich vergessen.

Den erstgenannten war es leider geglückt, mit dem hohen Würden-träger aus der Stadt zu entkommen, während Hanko unbedingt in

die Hände seiner Verfolger gefallen sein würde, hätte nicht eine neue Freveltat die Aufmerksamkeit der Klosterknechte von dem Polen abgelenkt. Nordwestlich vom Ringe stand die der Landgräfin von Thüringen geweihte Elisabethkirche, in der Johann von Mollensdorf, des Herzogs vornehmer Rat, zu einer Inspektion verweilte. Als er die Straße wieder betrat, wurde er von gewappneten Reitern überfallen, gefesselt und auf ein Pferd gehoben. Er schrie um Hilfe, trotz aller Drohungen der fremden Schergen, die sich mit staunenswerter Verwegenheit bis in das Herz der Stadt gewagt hatten. Schon kamen vom Ringplatze her mehrere Leute herbeigeeilt, und nunmehr ließ sich Mollensdorf erst recht nicht zurückhalten, mit weit hin schallender Stimme nach Hilfe zu rufen. Er kehrte sich nicht mehr an die Drohungen der Räuber, bis er von ihnen den Todesstoß erhielt.

Das Volk lief zusammen. Während man sich aber mit dem leblos vom Pferde sinkenden Minister beschäftigte, gelang es den fremden Reisigen zu entfliehen.

Es stellte sich heraus, daß sie dem Herzog Boleslaw angehörten. Er hatte dieses Vubenstück sowie das an Mikolaus von Banz begangene angestiftet, um sich an den hervorragendsten Ratgebern Herzog Heinrichs zu rächen, denen er die Bestrebungen für den Anschluß an Böhmen nicht verzeihen konnte. Daß dieser Anschluß aber nahe bevorstand, ja sogar stillschweigend zwischen König Johann und den Patriziern Bretslaws schon erfolgt war, wußte bereits alle Welt, und der Ingrimme des Brieger Herzogs steigerte sich um so mehr, als der Böhmenkönig immer weiter siegreich nach Polen vordrang. Boleslaw fühlte seine Ohnmacht, aber er vermochte den Gang der Ereignisse nicht aufzuhalten, deshalb suchte er sich wenigstens an den Männern zu rächen, die mit König Johann gegen Wladislaw im Bunde waren. Mikolaus von Banz ließ er nach seinem Schlosse Seltisch bei Ohlau schleppen, wohin auch Mollensdorf gebracht werden sollte.

Die Ermordung Mollensdorfs rief unter der deutschen Bevölkerung der Stadt eine derartige Entrüstung hervor, daß an Herzog Heinrich das ungestüme Verlangen gerichtet wurde, gegen seinen Bruder die Fehde zu eröffnen und alle der polnischen Partei ergebenden Anhänger aus der Stadt zu weisen.

Vor allem wurde dies hinsichtlich des Magisters von Auvergne verlangt, den man — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt

bleiben — beschuldigte, für die Schergen Bolesławs die günstige Gelegenheit zur Entführung von Nikolaus von Banz ausspioniert zu haben.

Die Wut des Volkes erreichte ihren Höhepunkt, als sich herausstellte, daß der Brieger Herzog noch eine dritte Schar von Reisigen nach Wretslaw entsandt hatte, die sich der Person Giskos von Reste bemächtigen sollte.

Einigen dieser Reisigen war es gelungen, sich in das Restesche Haus einzuschleichen. Sie wollten die Mittagsstunde abwarten, wo sich die Schreiber entfernten, und der Konsul allein im Komputatorium zurückblieb. Dann war es ein leichtes, Gisko zu überwältigen. Glücklicherweise verzögerte sich aber der Aufbruch von Nikolaus und Buddel, die im Begriffe standen, zu Ditmars Befreiung auszuziehen, durch den Vorfall auf der Dominfel, und nachdem beide ihre Verfolgung der Brieger Schergen aufgegeben hatten, kehrten sie nach Hause zurück.

Buddel war nicht wenig erstaunt, auf dem Bodenraum, wo er seine Lagerstatt hatte, ein paar fremde Knechte vorzufinden, in denen er jene Gäste wieder erkannte, die er in der Schenke zu Ohlau getroffen hatte. Er gedachte zwar seines damals gegebenen Versprechens, hielt es aber in dem gegenwärtigen Falle für geratener, sie nicht durch das Loch entweichen zu lassen, das der Zimmermann gelassen, sondern sie vielmehr nachdrücklich festzuhalten. Ohne sich zu besinnen, drang er auf sie ein, und der Waffenlärm lockte alsbald Herrschaft und Gefinde herbei. Die fremden Eindringlinge wurden dingfest gemacht, und es bedurfte keiner besonderen Anstrengung, sie zu einem offenen Geständnis zu bewegen.

Alle diese Vorfälle wirkten zusammen, die Gärung unter dem Volke zu beschleunigen. Fast die ganze Einwohnerschaft von Wretslaw belagerte die herzogliche Kurie, schickte eine Gesandtschaft nach der andern zum Fürsten und drängte ihn zur Fehde mit Bolesław. Er sah selbst ein, daß die Freveltaten seines Bruders Sühne heischten und alles aufgeboten werden mußte, Nikolaus von Banz aus seiner schmählichen Gefangenschaft zu befreien. Daß man diesen nach Zeltisch geschleppt hatte, ergab sich aus dem Verhör, das man mit den in das Restesche Haus eingedrungenen reisigen Knechten angestellt hatte.

Die Erregung unter der Einwohnerschaft ließ erst nach, als Herzog Heinrich sein Wort verpfändet hatte, nach dem Schlosse Zeltisch eine genügende Abtheilung von Söldnern zu entsenden. Diesen schloß sich Nikolaus mit den Mannschaften an, die ihm der Rat für die Befreiung Ditmars bewilligt hatte.

Noch an demselben Abend verließen sie die Stadt, und einige Stunden später — als schon dunkle Nacht herrschte — folgte ein verschlossener Wagen ihnen nach.

In ihm saß Peter von Auvergne mit einigen polnischen Domherren, um in aller Stille ihre gemeinsame Flucht nach Krakau zu bewerkstelligen.

Bierzehntes Kapitel.

Drest und Phylades.

Zum ersten Male glänzte nach langer Zeit wieder die Sonne am Firmament, und der festgetretene Schnee auf der Landstraße glitzerte in ihrem Schein.

Die Stimmung der Natur theilt sich gern dem menschlichen Herzen mit, und so mochte es kommen, daß die Reiterschar, die soeben die polnische Grenze überschritten hatte, trotz der mannigfachen Gefährnisse, denen man entgegenzog, heiter und guter Dinge war.

Buddel neckte sich mit Peter Flins, der diesmal ziemlich gravitatisch zu Pferde saß, da er als Führer der Ehre theilhaftig geworden war, neben Junker Nikolaus an der Spitze des Zuges reiten zu dürfen. Die nachfolgenden Söldner sangen Spott- und Schelmenlieder, wie sie zu jener Zeit unter dem Kriegsvolke gang und gäbe waren, und wenn sich eine einsame Schenke an der Heerstraße zeigte — was freilich selten genug vorkam —, so ging es unter lustigem Hussa auf sie los.

Bis jetzt hatte Nikolaus mit den Mannschaften unbehelligt seinen Weg verfolgen können. Seine Befürchtung, hinter Ohlau von Bartuschs und Haugwitzens Knechten angegriffen zu werden, war unerfüllt geblieben. Entweder hatten die Raubritter ihre Knechte dem Herzog Boleslaw zur Verfügung gestellt, oder sie waren König Wladislaw zu Hilfe nach Polen aufgebrochen.

Die anhaltende Kälte zeigte sich für Nikolaus und seine Reiterschar ebenfalls günstig; der Boden war festgefroren, und der Weg über die morastigen Wiesen sonach weniger beschwerlich. Die Kreuz- und Querspfade, die Peter Flins als Führer einschlug, waren ein wahres Labyrinth, und mehr als einmal befürchtete Nikolaus, daß der Tuchweber vom rechten Wege abgekommen sei; aber Flins war seiner Sache

sicher, und am Mittag des vierten Tages nach ihrem Ausbruch von Ohlau tauchten die dunkeln Mauern der polnischen Burg auf, nach der Ditmar gebracht worden war.

Nummehr wich die heitere Stimmung der Reiter einer ernstlich kriegerischen. Sie untersuchten ihre Waffen, und einzelne Kondottiere setzten sich an die Spitze der ihnen zugetheilten Züge.

Die feindliche Burg lag scheinbar öde und verlassen da; als sich ihr jedoch Nikolaus mit seinen Mannschaften auf einige hundert Schritte genähert hatte, erklang vom Turme das Signal des Wächters. Im nächsten Augenblick erschien auf der Spitze die polnische Flagge als eine stumme Aufforderung an die Fremden, sich zu erkennen zu geben.

Nikolaus ließ das Stadtbanner von Bretslaw entfalten, worauf vom Turme ein neues Signal ertönte.

Inzwischen hatten die Reiter den die Burg umgebenden Wallgraben erreicht. Jenseits des Grabens erschien auf der Mauer, oberhalb des Eingangstores, ein Edelfnecht, der nach dem Begehr der Fremden fragte.

Nummehr ritt Nikolaus vor und erwiderte, daß er ein Abgesandter der Stadt Bretslaw sei und in ihrem Namen die Auslieferung des Junkers Ditmar vom Rhein fordere.

Der Pole verschwand, und es währte eine geraume Weile, ehe er wieder erschien.

„Meine gnädige Herrschaft“, erklärte er, „ist nicht abgeneigt, sich auf Unterhandlungen einzulassen und entbietet deshalb den Herrn Ritter, der diesen Zug führt, zu sich.“

„So laßt die Zugbrücke herab!“ gebot Nikolaus.

„Ehe dies geschieht,“ erwiderte der Edelfnecht, „müßt Ihr in Euerm und im Namen Euers Gefolges geloben, Euch jeder List zu enthalten. Nur Ihr allein dürft den Hof betreten.“

„Ich gelobe es!“ rief Nikolaus.

„Ei, Junker,“ raunte Buddel ihm zu, „ich werde doch an Eurer Seite bleiben dürfen?“

„Wozu?“ fragte Nikolaus lächelnd. „Glaubst du, ich fürchte mich?“

„Das nicht, aber den Polen ist nicht zu trauen.“

„Die Burg birgt meinen besten Freund. In seiner Nähe fühle ich mich sicher.“

„Poß Ruckuck, Junker, er ist ein Gefangener, der Euch keinen Schutz bieten kann.“

„Sagst du mir, daß du als ein einzelner noch in einer feindseligen Burg zu finden beabsichst?“

Dieter nickte, dann rief er brummend zurück.

Jetzt kam die Zugbrücke langsam nieder, und eine Minute später war Pylades über sie nach dem Burghof.

Dieter war sehr gerührt und am Ende mit einem Schreie versehen, wie aus gitternden, mit Rauch umwundenen Baumstämmen kommen. Gleich in der Mitte erhob sich eine uralte Linde, um deren mehrere Meier alten Eichen sich eine steinerne Bank zog. Vor ihr blieb Nikolaus stehen, blickte dann nach dem Garten hinüber und sah endlich zu dem schwebenden im Burghof empor.

Endlich, er war nie an diesem Ort gewesen, und doch kam es ihm so vor, als habe er schon unter der Linde auf der steinernen Bank gesessen. „Gleich muß ich zumute, als müßte aus dem Garten der Duft von Blumen kommen und sich oben an der Klemme ein Gemurmel hören, ein helles Hosenknallen sich hören lassen und ihm heimlich gemeldet. Der Junke sah sich über die Augen und schüttelte den Kopf.

„Woher kommst du?“ sagte er gleich darauf zu dem ihn führenden Obdiener, „wir gehen durch die Thür dort?“

Der Knappe bejahte dies.

„Dann gehen wir“, sagte Nikolaus innigst fort, „in ein niedriges steinernes Gemache, das von beiden Thüren gestuft wird. Von dort führt eine breite Treppe zu einem langen Gang empor ... und in dem Gange ... kommt noch ... ganz recht, dort hängen viele Schilder, und dann und eine Wache ...“

„Woher kommt Ihr aus?“ fragte überrascht der junge Obdiener. „Wann seid Ihr einmal in der Burg?“

„Nun, damals“, antwortete Nikolaus trauernd. „Doch laßt uns nicht stehen. Im rechten Theile der Burg bewohnt mein Herr.“

„Daß darí ich Euch nicht finden.“

Der Junke sah und folgte seinem vorangehenden Führer. Er fand im Stillstand alles so, wie er es in seiner Klauke gesehen hatte: das Vorhaus, die breite Treppe und den langen Gang.

Vor einer der Thüren des Ganges blieb der Obdiener stehen und ersuchte den Junken einzutreten.

Wenigstens schenkte Nikolaus in dem Fuß, der ihm ausbreitenden Gemache um. Es war ziemlich dunkel, und seine Klauke besaß den Eindruck. Die Möbel und Geräthe aus schwarzem Holz

Solze zeigten ein hohes Alter und gemahnten an den Lehnstuhl, auf dem der Großvater von Nikolaus so gern zu sitzen pflegte. In einer Nische stand ein Betpult mit einem Kreuzifix, und darüber hing ein lebensgroßes Heiligenbild. Die Augen der Madonna leuchteten geradezu unheimlich aus dem Halbdunkel, und Nikolaus mußte nicht, wie es kam, aber er mußte unwillkürlich an ein schreiendes Kind denken, das wegen irgendeiner Unart in dieses Gemach gesteckt wurde und sich vor der ernsten, gemalten Frau halb zu Tode fürchtete.

Das Zimmer mündete in ein anderes, das von ihm durch einen herabhängenden schweren Teppich geschieden wurde. Nikolaus glaubte hinter ihm flüsternde Stimmen zu vernehmen, eine schnarrende männliche und eine weibliche, die aber ungemein tief klang. Sie verstummten jedoch sehr bald, und das Geräusch einer sich öffnenden Thür bewies, daß die eine der Personen das Gemach verlassen hatte.

Der Junker Keste war durchaus beherzt, und doch konnte er sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren; es war ihm, als ob er von einem Geheimnis umgeben sei, das für ihn verhängnisvoll werden könnte. Aber es blieb ihm zum Nachdenken wenig Zeit, denn der Teppich an der Thür wurde zur Seite geschoben, und herein trat eine hohe, majestätische Frau, deren Antlitz so strenge Züge zeigte, daß sie auch durch das herabfließende weiße Haupthaar nicht gemildert wurden.

Nikolaus trat unwillkürlich einen Schritt zurück, denn auch jetzt wiederholte sich das Spiel seiner Phantasie: er mußte dieser Fremden schon einmal gegenüber gestanden haben, nur stimmte das weiße Haar nicht.

Die Burgfrau überflog ein leichtes Zittern, als ihr Nikolaus, sich vorstellend, seinen Namen nannte.

„Verzeiht,“ fügte er hinzu, „doch möchte ich mit dem Herrn der Burg verhandeln.“

„Er ist tot,“ lautete der Bescheid, „ich bin hier Herrin.“

„So laßt mich schnell zu meinem Auftrag kommen“, fuhr der Junker unruhig fort, da der Blick der Burgfrau eigentümlich auf ihm haftete. „Ihr haltet bei Euch einen Breslauer Patriziersohn gefangen, den Ihr widerrechtlich entführen ließt; wenigstens beging er nichts gegen Euch, das zu Gewaltmaßregeln herausforderte.“

„Ihr sprecht sehr warm für ihn“, unterbrach ihn die Herrin mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme, die in dem Junker ganz seltsame Empfindungen erweckte.

„Er ist mein Freund“, sagte er, „und ich entledige mich nicht nur des Befehls des Wretslawer Rates, wenn ich nach dem Grunde frage, warum Ihr ihn rauben ließt, sondern ich tue es auch aus innigem Mitleid, das ich an dem Schicksal meines Freundes nehme.“

„Ich vermag Euch da kaum die erwünschte Auskunft zu geben“, erwiderte die Burgfrau und lud mit einer Handbewegung den Abgesandten zum Sitzen ein. Nachdem er ihr gegenüber am Kamin Platz genommen hatte, fuhr sie, in die rote Glut blickend, fort: „Ich bekümmere mich wenig um die Händel meiner Leute. Soviel ich weiß, hat einer von ihnen mit dem Vater Eures Freundes . . . wie heißt er doch gleich —“

„Januß vom Rhein.“

„Ganz recht. Von ihm ist einer meiner Untergebenen beleidigt worden. Er suchte bei mir um die Erlaubnis nach, ihn oder seinen Sohn hier gefangen setzen zu dürfen, und ich hatte um so weniger etwas dagegen, als es sich um eine Wretslawer Patrizierfamilie handelte.“

„Stehen diese so wenig in Eurer Gunst?“ fragte Nikolaus, doch bereute er fast seine Frage, so unheimlich wild war der Blick, den ihm die rüstige Greisin zusandte.

„Seid Ihr in der Geschichte so fremd,“ rief sie in strengem Tone, „daß Ihr nicht wißt, wie der Pole dem Schlesier gegenübersteht? Oder habt Ihr vergessen, daß Eure Väter unserm Königshause entstammen, daß sie ihrem Volke abtrünnig wurden, und daß Eure Patrizier allein die Schuld daran tragen?“

„Soviel ich weiß“, entgegnete Nikolaus achselzuckend, „war es Herzog Boleslaw, des ersten Heinrichs Vater, der durch seine Mutter Agnes von Österreich deutsche Erziehung und Bildung erhielt und sein Schlesierland mit den Segnungen deutscher Bildung beglückte; von Wretslawer Patriziern sprach man zu jener Zeit noch nicht, und somit konnten sie auch keinen Einfluß haben.“

Der Ausdruck in den Mienen der Burgfrau wurde noch strenger. „Aus Euch sprechen zwei treffliche Lehrer,“ sagte sie, „und ich höre im Geiste Euren Großvater und seinen Sohn reden.“

„So kennt Ihr sie?“ rief Nikolaus lebhaft.

„Wer kennt die Nester nicht?“ erwiderte die Herrin. „Ihr Name wird in unserem Lande zuerst genannt, wenn von Feinden die Rede ist.“

Nikolaus konnte einen Ausruf des Unwillens nicht unterdrücken.

„Da ich jetzt Eure Gesinnung kenne, hohe Frau, so muß ich bedauern, daß der Rat unserer Stadt mich, einen Sohn der von Euch so gehaßten Nefte, zum Abgesandten erwählt hat. Ich dürfte bei Euch auf wenig guten Willen stoßen.“

„Solltet Ihr Euch nicht selbst zu diesem Amt erkoren haben?“ fragte die Burgfrau mit einem flüchtigen Lächeln, das in dem strengen Antlitz eher einem Wetterleuchten als einem Sonnenstrahle glich. „Euch trieb das Gefühl der Freundschaft hierher, Ihr seid ein junger Held, der seinen gefangenen Freund befreien will.“

„Und wenn dem so wäre?“ fragte Nikolaus erwartungsvoll.

Die stattliche Frau erhob sich und schritt zum Fenster. Dort kreuzte sie die Arme und rief zurück: „Ihr seid wohl mit einer großen Streitmacht erschienen, die meine Burg berennen soll, falls ich nicht auf der Stelle Eurer Forderung gerecht werde und Euren Freund freigebe?“

Sie sprach dies mit erregter, höhnischer Stimme, gegen die die Ruhe wohlthuend abstach, mit der Nikolaus erwiderte:

„Ich führe allerdings eine Abteilung Bewaffneter mit mir, doch sind wir zum Berennen Eurer Burg zu schwach. Dafür haben wir aber um so mehr Mut, und der Wallgraben Eurer Burg soll uns nicht hindern, im Notfall bis an die Mauern zu gelangen und diese zu übersteigen.“

Der Mut des Junkers schien der Burgfrau zu gefallen, wenigstens ruhte ihr Blick mit freundlichem Ausdruck auf ihm.

„Aber ich hoffe,“ fuhr Nikolaus fort, „daß Ihr ein Einsehen habt und das Gebot des Rates gutwillig erfüllt. Ihr müßt zugeben, daß durch Junker Ditmars Entführung dem Patriziat unserer Stadt ein Schimpf angetan worden ist, der Sühne fordert.“

Der freundliche Ausdruck in den Mienen der Herrin verschwand und machte einer wilden Leidenschaftlichkeit Platz.

„Ein Schimpf!“ wiederholte sie mit sichtlichem Wohlbehagen. „Das Wort birgt für ein polnisches Herz viel Süßigkeit. Euer Patriziat ist beschimpft! Haha, wahrlich, es wäre schade, wenn wir uns diesen herrlichen Erfolg entslüpfen ließen!“

Nikolaus sprang auf. Ein edler Zorn prägte sich in seinem Antlitz aus, und in starrem Schweigen sahen die Greisin und der Jüngling einander an.



Großmutter und Enkelsohn.

„Ihr seid ein Hitzkopf,“ sagte sie endlich, „und das gefällt mir. Ich sehe schon, in Euern Adern rinnt das Blut Eurer polnischen Mutter.“

„Woher wißt Ihr —“ fragte Nikolaus in neuem Erstaunen.

„Muß ich Euch wiederholen, daß die Geschichte Euers Hauses uns Polen aufs höchste interessiert? Soviel ich weiß, entstammt Eure Mutter einer polnischen Adelsfamilie. Wollt Ihr die Frau, die Euch das Leben gab, verleugnen? Ist das bei Euch Deutschen etwa Sitte?“

„Ihr wollt mich kränken, hohe Frau,“ entgegnete Nikolaus erregt, „aber es gelingt Euch nicht. Auch bin ich wahrlich nicht gekommen, um mit Euch über den Haß zweier Nationalitäten zu streiten; ich verlange nur zu wissen, was Ihr wegen meines Freundes Ditmar beschlossen habt!“

Die Burgfrau erwiderte nichts, sondern schritt in vornehmer Haltung in dem Gemache auf und ab, wobei sie hin und wieder versteckte Blicke auf Nikolaus warf, der nach einer Pause fortfuhr:

„Wenn es Euerm Untergebenen, der den Raub ausführte, auf ein Lösegeld ankommt, so wird sich Januß vom Rhein dazu bereit finden lassen. Das ist aber auch das einzige Zugeständnis von unserer Seite.“

„Ihr sprecht wie ein Fordernder,“ entgegnete die Burgfrau, „und Ihr tåtet doch klåger, als ein Bittender aufzutreten.“

„Verzeiht,“ sagte Nikolaus mit großer Måßigung, „auf welcher Seite ist das Unrecht? Ist es vielleicht in Polen Rechts, daß man Mitglieder einer ehrenwerten Familie durch reißige Knechte überfallen und rauben låßt? Soviel ich weiß, steht auch zu Krakau vor dem Rathaus die Staupjåule, vor der Råuber geköpft werden.“

Die Burgfrau richtete sich in ihrer ganzen GröÙe empor. Ihre Augen flammten, sie streckte die Rechte wie schwörend gen Himmel, wåhrend ihre Lippen unhörbare Worte murmelten. Nach einer Weile beruhigte sie sich wieder, durchmaÙ wiederum das Gemach und sagte endlich:

„Ich will Euern Freund freigeben, wenn das Patriziat Eurer Stadt gewårleistet, seine böhmenfreundlichen Gesinnungen fallen zu lassen.“

Über die Züge von Nikolaus glitt ein veråchtliches Låcheln. „Bei Euch, hohe Frau, steht ein Patriziersohn hoch im Preise,“ sagte er mit leisem Spott, „wåhrend bei uns das vaterlåndische

Gefühl über den äußern Rang geht. Ich kann Euch nur versichern, daß sich sämtliche Patrizierjöhne von Bretslaw in Eurer Gewalt befinden könnten, der Rat würde trotzdem nicht von seiner Politik abweichen und beharrlich fortfahren, Schlesien für das Deutsche Reich zu erhalten. Ich liebe meinen Freund Ditmar auf das herzlichste, gleichwohl möchte ich eher die Nachricht von seinem Untergange vernehmen, als daß durch die Erhaltung seines Lebens die Freiheit unseres Landes verwirkt werde. Ihr müßt deshalb schon andere Bedingungen stellen, wenn wir einig werden sollen.“

Es war ersichtlich, daß das unerschrockene Wesen des Junkers sowie das edle Feuer seines vaterländischen Gefühls die Burgfrau mehr und mehr für ihn einnahmen. Man merkte ihr den Zwang an, den sie sich im weiteren Gespräche mit Nikolaus auferlegte, der unausgesetzt darauf bedacht war, die Würde seiner Stadt und des Patriziats zu bewahren.

„Ihr könnt mir doch nicht zumuten,“ sagte schließlich die Burgfrau, „einen Vorteil ohne jegliche Entschädigung aufzugeben? Noch dazu bei der für uns Polen so günstigen Lage der Dinge. Erst heute morgen empfang ich aus Krakau die Botschaft, daß unser König gegen die Böhmen einen glänzenden Sieg erröchten habe.“

„Und wo soll die Schlacht stattgefunden haben?“ fragte Nikolaus.

„Eine Stunde vor Troppau.“

„Es tut mir leid, Eure Freude durch einen Vermutstropfen zu verbittern. Ich kann Euch nur versichern, daß König Johann Troppau längst hinter sich hat und mit seinen Streitkräften auf Krakau losmarschiert.“

„Das ist nicht wahr!“ rief die Polin mit neuer Leidenschaftlichkeit.

Nikolaus zuckte die Achseln und begnügte sich zu erwidern, daß schon die nächste Zukunft lehren werde, welche Partei sich einer Lüge schuldig gemacht habe.

Die Burgfrau vermochte sich nicht zu beruhigen, sie riß die nach dem Gang führende Thür auf, und auf ihren Ruf erschien ein geistlicher Würdenträger, in dem Nikolaus sofort den Legaten Andreas von Veroli erkannte. Die Herrin forderte ihn auf, seine aus Krakau mitgebrachte Botschaft zu wiederholen, und er kam diesem Wunsche nach.

„Erlaubt mir trotzdem,“ entgegnete Nikolaus lächelnd, „bei

meiner Ansicht zu bleiben. Auch ich schmeichle mir, gut unterrichtet zu sein.“

„Nun wohl,“ sagte ungeduldig die Burgfrau, „wir werden ja sehen, wer recht behält. Jetzt hört bezüglich Euers Freundes Ditmar meine letzte Bedingung. Ich will ihn freigeben, und zwar noch in dieser Stunde; doch Ihr bleibt so lange hier zurück, bis Euer Vater zum mindesten die Rückberufung des hochwürdigen Legaten Veroli beim Bretslawer Rat durchgesetzt hat.“

„Wir bewegen uns unausgesetzt in einem Kreise, hohe Frau,“ sagte Nikolaus würdevoll, „und kommen deshalb zu keinem Ergebnis. Ditmar vom Rhein ist geraubt worden, und ein solches Verbrechen verdient wohl harte Strafe, aber keine Vergünstigung.“

In den Augen der Polin flammte es auf, und ihr Zorn wurde durch die spöttische Miene Verolis geschürt, die auszudrücken schien, daß gegen den Trotz und Hochmut des Bretslawer Patriziersohnes doch nichts auszurichten sei.

„Ihr fordert mich zum Äußersten heraus“, rief die Burgfrau dem Junker zu, „und habt Euch die Folgen selbst zuzuschreiben. Ich bestehe jetzt auf dem, was ich Euch vorhin gesagt habe.“

„So muß ich meinen Freund vorerst seinem Schicksal überlassen“, erwiderte Nikolaus mit unerschütterlicher Ruhe. „Alles Weitere wird sich finden.“

Er verneigte sich leicht und schritt der Thür zu, doch auf einen Wink der Polin vertrat ihm Veroli den Weg.

„Was soll das, Herr Legat?“ rief Nikolaus.

„Eine kleine Mahnung an den guten Ton, den Ihr verletzt habt“, erwiderte der Italiener höhniisch. „Man empfiehlt sich nicht eher, als bis man von der Herrin des Hauses die Erlaubnis zum Gehen erhalten hat.“

„Nun wohl,“ erwiderte Nikolaus verächtlich, „so bitte ich jetzt darum.“

„Ihr werdet bleiben“, rief die Burgfrau, „und dieses Gemach nicht eher verlassen, als bis Ihr das Gesuch wegen Verolis Rückberufung an Euern Vater gerichtet habt.“

„Ah, Ihr bedroht meine Freiheit? Das wird Euch wenig nützen, da ich meinem Gefolge die Weisung gegeben habe, sich mit Gewalt Eingang in die Burg zu verschaffen, falls ich nicht innerhalb von zwei Stunden zurückgekehrt bin.“

„Ihr werdet diesen Befehl rückgängig machen!“ rief die Polin in herrischem Tone.

„Ich glaube kaum, daß Ihr die Mittel habt, mich dazu zu zwingen.“

Die Burgfrau zitterte vor maßlosem Zorn. Ihr Blick ruhte jetzt gehässig auf dem Junker, während ihre Lippen die Worte murmelten: „Wie sieht er seinem Vater doch so ähnlich.“

Gleich nachher trat sie dicht an ihn heran, schlang die Arme ineinander und sagte: „Zum letzten Male, werdet Ihr nach meinem Willen tun?“

Nikolaus verneinte das.

Die Polin streckte drohend die Rechte empor und fuhr mit bebender Stimme fort: „Wohlan denn, das Gefängnis Eures Freundes soll sich öffnen, aber nicht nach Breslaw soll er zurückkehren, sondern meinen Bauern übergeben werden, die nach Willkür mit ihm verfahren sollen.“

Nikolaus wankte entsetzt zurück. Was die schlaue Polin da sagte, verkündete für Ditmar den Tod. Die Feindseligkeit der Polen gegen die Deutschen erreichte den Höhepunkt im Haß ihrer Bauern, die von der Geistlichkeit derart aufgewiegelt worden waren, daß sie es für eine heilige Pflicht ansahen, jeden Deutschen, der gefangen in ihre Hände fiel, auf die grausamste Weise zu ermorden. Ein qualvoller Tod war somit Ditmar gewiß.

In der Brust von Nikolaus wogte ein furchtbarer Kampf — der trotzigkühne Patrizier stritt mit dem liebenden Freunde. Aber die grausame Polin ließ ihm keine Zeit, sich zu besinnen, sie hatte schon den jungen Edelknecht herbeigerufen, um ihm den entsetzlichen Befehl wegen Ditmars zu geben.

„Haltet ein,“ rief Nikolaus, „bei allen Heiligen!“

Doch die Burgfrau achtete nicht auf seine Bitte, und schon winkte sie dem Knappen zu, sich zu entfernen.

Da endlich brach der trotzigige Mut des Junkers, und zähneknirschend willigte er in die Forderung seiner Feindin ein. Aller Haß verschwand aus ihrem Antlitz, und sie bot mit freundlicher Gebärde Nikolaus die Hand. Doch er wandte sich ab und folgte finster dem Legaten in das angrenzende Gemach, um dort das Schreiben an seinen Vater aufzusetzen.

Inzwischen begab sich der am Ausgange wartende Knappe nach Ditmars Gefängnis und verkündete ihm seine Freiheit. Der bedauerns-

werte Junfer hatte viel zu leiden gehabt, davon sprach der trübe Blick seiner Augen und die Blässe seiner Wangen. Die rauhe Behandlung war es jedoch nicht allein gewesen, was die Qualen seiner Gefangenschaft vermehrt hatte — man hatte sein Gemüt durch lügenhafte Berichte aus der Heimat mit den schreckhaftesten Bildern erfüllt und ihn glauben gemacht, daß Wretslaw von den Polen erobert und ein großes Blutbad über sämtliche deutsche Patrizierfamilien verhängt worden sei. Ditmar betrauerte nicht nur die Seinigen, sondern auch Elisabeth mit ihrem Vater und Nikolaus.

Und jetzt sah er nicht nur diesen wieder, er vernahm auch aus seinem Munde die denkbar günstigsten Nachrichten über die Heimat. Der jähe Wechsel von tiefster Verzweiflung zu höchstem Glück war zu gewaltig, daß er Ditmar nicht auf das heftigste erschüttert hätte, und es währte eine geraume Weile, ehe er sich so weit gefaßt hatte, um die Freude, Nikolaus wiederzusehen, voll genießen zu können.

Der Gedanke, daß der Freund zu seiner Befreiung ausgezogen und vor keinerlei Gefahren zurückgeschreckt sei, erfüllte seine treue Seele mit Verehrung und inniger Dankbarkeit, und immer wieder von neuem umschlang er Nikolaus.

Das selige Gefühl der Freude, das bei Ditmar so sichtbar zutage trat, machte Nikolaus die Schwere seines Opfers weniger fühlbar, und nur als jener — den Arm in den seinigen legend — ihm zurief: „Jetzt aber laß uns keine Sekunde länger säumen und der Heimat zueilen!“ . . . da trübte sich der Blick von Nikolaus, und es wurde ihm schwer, seiner Bewegung Meister zu werden.

„Ich werde dich nicht begleiten,“ erwiderte er mit abgewandtem Gesicht, „da ich vorerst hier bleibe.“

Ditmar blickte fragend auf ihn und auf die mit Veroli seitwärts stehende Burgfrau.

„Noch sind wir über die Bedingungen deiner Freilassung nicht ganz einig.“

„Dann muß ich ja doch auch bleiben“, entgegnete Ditmar.

„Nein, dukehrst noch heute mit meinen Mannschaften nach Wretslaw zurück und händigst meinem Vater dieses Schreiben ein.“

„Das alles klingt so seltsam“, jagte Ditmar ängstlich, „und läßt mich um deine Sicherheit besorgt sein.“

„Das hast du nicht nötig“, entgegnete der Freund und zwang

sich zu einem Lächeln. „In wenig Tagen folge ich dir nach, und dann wollen wir uns des wiedererlangten Friedens erfreuen.“

Ditmar schüttelte von neuem des Freundes Hand, und gleichzeitig wandte er sich mit der Frage an die Burgfrau, ob er sicher sein dürfe, mit dem Junker Rüste bald wieder vereint zu sein.

„Was soll Euch daran hindern?“ lautete der kluge Bescheid. „Es sind ja nur noch Förmlichkeiten zu erfüllen, dann hält Euern Freund hier nichts mehr zurück.“

„So muß ich mich bescheiden“, seufzte Ditmar, „und den Heimweg ohne meinen Befreier antreten.“

Er drückte den Freund bewegt an sich. Nur schwer konnte er sich von ihm trennen, und Nikolaus mußte ihn mehr zur Thür führen, als daß er selbst ging. Beim Ausgange angelangt, legte Nikolaus die Hand auf sein Haupt und sagte leise: „Grüße Elisabeth — wir sind Freunde geworden.“

In freudiger Überraschung sah Ditmar den Sprecher an, der fortfuhr:

„Sie wird dir alles künden. Mögst du glücklich mit ihr sein!“

Als Ditmar endlich das Zimmer verlassen hatte, preßte der Freund die Lippen fest aufeinander, gewaltsam jede Rührung niederdrückend; dann trat er ans Fenster und sah dem in Begleitung des Knappen über den Burghof gehenden Ditmar nach, bis er unter der Ausgangspforte verschwunden war.

In diesem Augenblick fühlte er auf seiner Schulter den sanften Druck einer Hand. Die Herrin der Burg stand hinter ihm, und ihre Augen waren voll Teilnahme auf ihn gerichtet.

„Das Opfer Eurer Freundschaft“, sagte sie freundlich, „hat mich mit Bewunderung für Euch erfüllt.“ Sie hielt inne, aber Nikolaus erwiderte nichts. „Wollt Ihr glauben, daß ich auf Euern Freund eifersüchtig bin?“

Der Junker machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ihr seid nicht gut auf mich zu sprechen,“ fuhr die Greisin fort, „und Ihr habt allen Grund dazu. Doch wie, wenn meine harte Forderung nur zum Schein gestellt worden wäre, um Euch länger in meiner Nähe zu haben?“

„Ich verstehe Euch nicht“, erwiderte finster der Junker. „Wir stehen einander feindlich gegenüber, somit kann Euch wenig an meiner Gesellschaft liegen.“

„Wenn mir nun aber daran gelegen wäre,“ sagte die Burgfrau bewegt, „Guern feindlichen Sinn in Freundschaft umzuwandeln? Seht,“ fügte sie hastig hinzu, „ich bestehe nicht darauf, daß Beroli nach Bretslaw zurückberufen wird, und er sehnt sich wohl selbst nicht danach.“

Jetzt erst bemerkte Nikolaus, daß der Legat aus dem Gemache verschwunden war, und daß er sich allein mit der Herrin des Hauses befand.

„Wenn Ihr so milden Sinnes seid,“ sagte der Junker überrascht, „warum ließt Ihr mich denn nicht mit meinem Freunde ziehen?“

„Weil . . . weil . . .“ stotterte die Greisin, ohne in ihrer Rede weiter zu kommen. Sie war seltsam bewegt und fuhr wiederholt über ihre Augen. Nach längerem Stillschweigen sagte sie: „Ich habe Eure Mutter gekannt — und als Ihr vorhin Euerm Freunde so schwermütig nachschautet, erinnertet Ihr mich an sie.“

Nikolaus sah die Sprecherin forschend an.

„Ich war Eurer Mutter“, fuhr die Greisin mit zunehmender Rührung fort, „von ganzer Seele zugetan, und so wird es Euch erklärlich sein, daß ich auch Euch, dem Sohne, nicht teilnahmslos gegenüberstehe.“

„Und waret doch imstande,“ bemerkte Nikolaus bitter, „ihm Eure ganze Härte zu zeigen.“

„Härte“, rief die Greisin, „aus Liebe! Ich fürchtete, von Euch wieder getrennt zu werden, deshalb sann ich auf Mittel und Wege, Euch hier zurückhalten zu können. Vergebt mir diese List, und wenn Ihr es könnt, so unterdrückt Eure Feindschaft und Euern Haß gegen mich. Bedenkt, ich stand Eurer Mutter nahe — sehr nahe!“

In Nikolaus' Mienen erschien der Ausdruck aufsteigender Angst. Sein Blick schweifte unruhig im Gemach umher und blieb auf dem Bilde der Madonna haften. Er bedeckte sinnend die Augen und musterte gleich nachher von neuem seine Umgebung. Waren es wieder jene seltsamen Empfindungen, die, als er die Burg betreten, sein Herz bewegt hatten? Traumhaft umgaufelte es ihn, es war ihm zumute, als ob ein Teil seiner Kinderzeit an ihm vorüberzöge, und als ob darin auch die große, majestätische Frau, die jetzt mit bittender Miene vor ihm stand, eine wichtige Rolle gespielt habe.

„Da Ihr meine Mutter gekannt habt,“ kam es bebend über die Lippen von Nikolaus, „so war Euch wohl auch meine Großmutter nicht fremd?“

„Nein, wahrlich nicht!“ rief die Greisin mit überströmendem Gefühl, während sie ihre Arme ausbreitete.

In diesem Augenblick tauchte in der Thür ein häßliches Antlitz auf, bei dessen Anblick Nikolaus entsetzt aufschrie.

„Willkommen auf Nitropkow, edler Junker!“ sagte der eingetretene Hanto mit gleisnerischer Freundlichkeit.

Nikolaus wich zurück, und als die Burgfrau ihm folgte, um ihn in ihre Arme zu schließen, wandte er sich mit dem Ausrufe: „Niga!“ schauernd ab.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine getreue Tochter.

Das langentbehrte Glück war seit Ditmars Rückkehr im Hause von Januß wieder eingezogen. Auch Elisabeth hatte herzlichen Anteil an der Freude genommen, nur konnte sie sich eines beängstigenden Gefühls nicht erwehren, das sie um Nikolaus empfand.

Er wollte wenige Tage später nachkommen, so hatte er zu Ditmar geäußert, aber es waren jetzt schon nahezu zwei Wochen verstrichen, ohne daß eine Kunde über ihn in Breslau anlangte.

Es fiel Elisabeth schwer, ihre überhandnehmende Besorgnis vor ihrer Umgebung zu verbergen. Gegen den Vater durfte sie den Namen Rüste nicht erwähnen, die Muhme zeigte jetzt nur für Ditmar Interesse, dessen Familie aber würde es sonderbar gefunden haben, wenn sich die für Ditmar bestimmte Braut so angelegentlich mit dem Schicksal eines Patriziersohnes beschäftigte, dessen Haus mit dem von Wicker Raise auf feindlichem Fuße stand.

Nur Ditmar entging die innige Teilnahme Elisabeths an dem Schicksale seines Freundes nicht, und wenn er sich mit ihr allein befand, so brachte er geflüstert die Rede auf Nikolaus. Das Loblied, das er auf ihn anstimmte, fand bei Elisabeth ein begeistertes Echo, und so wurde er mehr und mehr zum Mitwisser eines Geheimnisses, das das Mädchen ängstlich vor ihm zu verbergen suchte.

Ditmar hatte von jeher die Einsamkeit geliebt, er wurde jetzt noch menschen scheuer, er schloß sich oft in sein Zimmer ein, und wenn er dann wieder zum Vorschein kam, waren seine Augenlider meist gerötet. Sein weiches Herz kämpfte den harten Kampf stiller Entsagung aus treuer Freundschaft zu Nikolaus, dem er seine Freiheit verdankte,

und den er mit aller Innigkeit liebte. Elisabeth, deren frische Wangen erblaßten, zog sich vor Ditmar scheu zurück, und er tat dasselbe.

Das junge Mädchen sehnte sich nach Mitteilung und kam zu dem Entschluß, rückhaltlos sein Herz dem Vater zu offenbaren. Mochte er anfangs auch noch so ungehalten darüber sein, sie war ja sein Kind, das er über alles liebte.

Elisabeth wartete auf eine günstige Gelegenheit, die aber nicht erscheinen wollte, denn auch der Vater zog sich seit letzter Zeit auffallend zurück und verweilte oft bis spät in die Nacht in seinem Komputatorium.

Die Tochter beobachtete an ihm eine tiefe Verstimmung, er sprach oft mit sich selber, was er sonst nicht getan hatte, und häufig genug seufzte er schwer auf.

„Es drücken ihn Sorgen,“ äußerte die Muhme zu Elisabeth, „das ist nur zu gewiß.“

„Welcher Art können sie aber sein?“ entgegnete die Tochter.

„Er rechnet und schreibt viel, es mögen also wohl Geschäftssorgen sein.“

„Der Vater ist reich,“ widersprach Elisabeth, „und wenn er auch durch die Ohlauer Raubritter große Einbuße erlitten hat, so kann ihn diese trotzdem nicht in Sorgen bringen.“

Muhme Bechthold zuckte die Achseln. „Beobachte ihn nur einmal selbst,“ meinte sie, „und du wirst mir beipflichten.“

Da der Vater immer seltener sichtbar wurde, keinen Abend mehr im traulichen Familienkreise verbrachte, so entschloß sich Elisabeth, ihn im Komputatorium aufzusuchen. Sie tat dies ziemlich spät am Abend; ehe sie jedoch die Thür öffnete, spähte sie durch das Schlüsselloch. Es war ihrem ehrlichen Sinne zuwider, die Lauscherin zu spielen, aber sie tat es auf der Muhme Geheiß.

Diese hatte recht gehabt; Wicker Raife saß, das Haupt auf den Arm gestützt, vor seinem Schreibpult, in tiefe Gedanken versunken. Hin und wieder stöhnte er laut auf, nachdem er zuvor einen Blick in die aufgeschlagenen Rechnungsbücher geworfen hatte, und jetzt erhob er sich und ging mit der Miene der Verzweiflung auf eine Geldtruhe zu, die dicht an der Wand stand. Er ließ sich vor ihr nieder und öffnete den Deckel. „Fort,“ entrang es sich schwer seinen Lippen, „alles fort . . . unwiderruflich verloren, und kein Gerichtshof da, um diese Räuber zur Rechenschaft zu ziehen!“ Er bedeckte mit beiden Händen das Antlitz und verblieb in dieser Stellung, bis es plötzlich an die Thür pochte.

Erschreckt blickte er auf, und der Ausdruck in seinem Antlitz wurde nicht milder, als er in der Hereintretenden Elisabeth erkannte.

„Du hier?“ fragte er erstaunt. „Weißt du nicht, daß ich Frauenbesuch in diesen Räumen ungern sehe?“

Sie nahte sich ihm freundlich, schlang den Arm um seine Schultern und sagte: „Muß ich dich nicht hier auffuchen, da du uns deine Gesellschaft entziehst? Ach,“ fügte sie schmerzlich bewegt hinzu, „ich habe sie solange entbehrt, und nun, da du mir zurückgegeben bist, verbannt du dich freiwillig aus meiner Nähe.“

„Freiwillig,“ wiederholte Wicker Raife seufzend, „glaubst du wirklich, daß ich das tue?“

„Dich drücken Sorgen, mein guter Vater, wohl gar schwere Sorgen, nach deiner trüben Stimmung zu schließen. Aber kann sie dein Kind nicht mit dir tragen?“

Der Herrschaftsherr schüttelte den Kopf. „Wozu den Winterfrost in deinen Frühling bringen“, entgegnete er, indem er die Hand liebevoll auf das Haupt der Tochter legte.

„Ich bin trotz meiner Jugend für den Ernst des Lebens nicht unempfindlich“, erwiderte sie und ließ sich an seiner Seite nieder. „Die Ruhme nennt mich eine Träumerin, weil ich mich gern zu höhern Dingen emporichwinde. Aber ich verbringe mein Dasein trotzdem nicht in eitler Tändelei, ich verstehe zu wachen, mein Vater, das hat mich die Schwere der Zeit gelehrt, und deshalb gönne mir, deine Sorgen teilen zu dürfen.“

Übermals schüttelte Wicker Raife das Haupt, das er von neuem auf den Arm stützte.

„Du entziehst mir dein Vertrauen, Vater,“ fuhr Elisabeth vorwurfsvoll fort, „und ich habe es doch so nötig. Mein Herz ist zum Zerpringen voll! Wen habe ich denn, dem ich es ausschütten könnte, als dich allein, da mir die Mutter fehlt?“

„Du mein gutes Kind“, erwiderte der Vater gerührt und küßte die Stirn der Tochter. „Es ist noch Raum genug in meiner Brust für dein Leid und deine Klagen, darum vertraue mir alles an.“

Elisabeth warf ihm einen Blick des Dankes zu. „Der Anfang wird mir freilich schwer,“ sagte sie, „da ich einen Namen nennen muß, den du ungern hörst. Siehst du,“ fügte sie rasch hinzu, „dein Antlitz verfinstert sich schon. . . du raubst mir den Mut.“

„Nicht doch,“ erwiderte Wicker Raife, „sprich unverhohlen!“

Sie teilte ihm nunmehr alles mit, was ihr Herz bedrückte. Sie

sprach von Nikolaus, dessen Bild unauslöschlich in ihrer Seele lebte, und sodann von Ditmar, den sie wie einen Bruder liebe, für den sie aber nicht mehr zu empfinden vermöge.

„Sieh, Vater,“ schloß sie und sah nicht ohne Angst in sein sich immer mehr verfinsternendes Antlitz, „ich weiß wohl, daß deine Abneigung gegen das Nestesche Haus unüberwindlich groß ist, und fern sei es von mir, von dir etwas zu erslehen, was gegen deinen Mannesstolz verstößt. Ich habe mich schon in das Unvermeidliche ergeben und betrachte meine Zuneigung für Nikolaus als einen schönen Traum, der nie in Erfüllung geht. Nur um das eine bitte ich dich: besteh nicht auf einer Verbindung zwischen mir und Ditmar. Ich würde tief unglücklich werden, und das willst du doch nicht, da du mich so unendlich liebst.“

Sie blickte erwartungsvoll auf den Vater, der mit seiner Antwort zögerte. Es bligte seltsam in seinen Augen, er kämpfte offenbar mit der Rührung. Nach längerer Pause deutete er auf die aufgeschlagenen Bücher und sagte mit zitternder Stimme:

„Siehst du hier die langen Zahlenreihen? Das sind Summen, die ich schuldig bin, und deren Verfallzeit mächtig näher rückt.“

Nach diesen Worten erhob er sich und führte die Tochter nach der offenstehenden Truhe. „Und was siehst du hier?“ fragte er dumpf. „Einen leeren Raum. Noch vor kurzem war er mit inhaltschweren Beuteln angefüllt, trotz des großen Verlustes, den mir der Schälke Prinzipal beigebracht.“

„Und wohin ist der reiche Inhalt gekommen?“ fragte Elisabeth überrascht.

„Wohin?“ wiederholte Wicker Raife mit bitterem Lachen. „Das eben ist's, mein Kind. Als an jenem verhängnisvollen Dreikönigsabend die Verschwörer in unser Haus drangen und dich und mich bedrohten, da verschaffte sich eine andere Rotte Zugang zu meinem Komputatorium, und die später aus Sankt Mauritius nachfolgenden Söldnerscharen raubten und plünderten gemeinschaftlich mit ihr. Sie erbrachen die Truhe und leerten sie bis auf den letzten Skot. Wo finde ich nun die Räuber, und welcher Richter der Welt kann mir Genugthuung verschaffen? Meine Gläubiger aber fragen nicht danach, sie erwarten am bestimmten Tage Zahlung, und wenn diese ausbleibt, so sinkt der angesehenene Wicker Raife zu einem elenden Schuldner hinab, den man auspfändet und in Haft nimmt, wenn seine Habe die Gläubiger nicht befriedigt.“

In Elisabeths Mienen zitterte der Schreck. Ihr Körper erbehte, und der Vater mußte sie rasch stützen.

„Du wolltest die Wahrheit wissen,“ sagte er tonlos, „aber ich sehe jetzt ein, daß du zu schwach bist, meine Sorge zu teilen.“

Da fuhr sich Elisabeth hastig über die Augen, sie gab ihrem Körper einen gewaltsamen Ruck und erhob sich kräftig aus den Armen des Vaters. „Du hast mich schwach gesehen,“ sagte sie und zwang sich zu einem Lächeln, „aber es soll nicht wieder vorkommen. Sprich, mein armer Vater, gibt es keine Rettung?“

Er sah sie lange tieftraurig an und erwiderte sodann:

„Nachdem du mir einen Einblick in dein Herz gewährt hast, ist meine letzte Hoffnung auf Rettung verschwunden.“

Elisabeth erbehte von neuem, denn sie verstand den geheimnisvollen Sinn seiner Rede. Gleichwohl bat sie ihn, weiter zu sprechen:

„Ich habe dir mein Herzeleid anvertraut, Vater, nun tue du dasselbe.“

„Das heißt,“ sagte er schmerzlich, „ich soll dich noch unglücklicher machen, als du schon bist.“

„Denke nicht kleinlich von mir“, bat Elisabeth. „Alle Gefühle meiner Seele müssen schweigen, wenn es dein Wohl und deine Ehre betrifft. Diese ist mir heilig, Vater, und ihr bringe ich jedes Opfer, mag es auch noch so groß sein.“

„Mein Kind!“ rief Wicker Kaiser überwältigt und zog die hochherzige Tochter an sich. Er lehnte seine Wange an die ihre und fühlte die heißen Tropfen, die herunterrannen. Sie brannten gleich Gewissensbissen in seiner Seele, und mit gebrochener Stimme sagte er: „Nein, ein so schweres Opfer verlange ich nicht!“

Da ermannte sich Elisabeth von neuem, hastig entfernte sie die Verräther ihres heimlichen Schmerzes, sah leuchtenden Blickes dem Vater ins Auge und bat ihn mit bewegten Worten, ihr zu sagen, wie Rettung möglich sei.

Es währte eine geraume Weile, ehe er ihrem Verlangen willfahrte.

„Januß vom Rhein“, begann er endlich, „ist ein steinreicher Mann, der mich vor dem Untergange bewahren würde, wenn —“ Er hielt inne und holte tief Atem.

„Nun, Vater,“ ermutigte ihn Elisabeth, „sprich getrost weiter!“

„Wenn sein Sohn mein Eidam würde.“

Die Tochter neigte verständnisvoll das Haupt. „Er würde dir

dann die nötigen Summen vorstrecken," sagte sie leise, „und du könntest dich von deinem großen Verlust erholen.“

„So ist es“, gab der Vater unter schwerem Seufzer zu.

Elisabeth preßte einen Augenblick die Lippen aufeinander, dann begann sie zu lächeln. „Was für ein seltsames Ding so ein Mädchenherz doch ist“, sagte sie zwischen Lachen und Weinen. „Da hatte ich mir fest vorgenommen, der Welt zu entsagen und bei Sankt Klara den Schleier zu nehmen, und nun bin ich plötzlich andern Sinnes geworden und gewillt, Ditmars Hausfrau zu werden.“

„Elisabeth“, rief mit bewegter Stimme der Vater, „ich verlange dieses Opfer nicht, wenn dein Herz darüber bricht!“

„Oh, das menschliche Herz ist stark und bricht nicht so leicht. Doch jetzt sage mir, guter Vater, ist nunmehr die bange Sorge von dir gewichen, wirst du jetzt wieder vertrauensvoll in die Zukunft schauen?“

Wider Raife vermochte nicht zu sprechen, er konnte nur stumm bejahen.

Freudig bewegt umschlang ihn Elisabeth, und bald nachher kehrte sie an seiner Seite nach dem Wohngemach zurück. . . .

Am nächsten Tage begab sich Wider Raife zu Januß, um ihm seine Lage anzuvertrauen, ihn um seine unterstützende Hilfe zu bitten und die Angelegenheit der Kinder ins Geleise zu bringen.

Er blieb ungewöhnlich lange aus und erhöhte dadurch die Ungeduld der sehnüchsig auf ihn harrenden Elisabeth. Sie hätte eigentlich Zerstreuung genug gehabt, denn auf dem Ringplatze erschien, von einem fröhlichen Menschenschwarm umringt, Nikolaus von Banz. Die vom Herzog und dem Rat entsandten Söldner hatten nach kurzer Belagerung des Schlosses Jeltsch die bedingungslose Auslieferung des Ministers erreicht und außerdem die wichtige Nachricht mit nach Wretslaw gebracht, daß der Polenkönig um ungarische Vermittelung nachgesucht und dem böhmischen Könige den Frieden angetragen habe. Dieser war bereits geschlossen, und König Johann hatte auf seiner Rückkehr nach Prag in Troppau und in Beuthen die Huldigung der Herzöge von Falkenberg, Teschen, Kosel, Auschwitz und Ratibor entgegengenommen und hiermit in der That den stückweisen Anschluß Schlesiens an Böhmen begonnen.

Diese günstigen Nachrichten riefen unter der Bevölkerung den lautesten Jubel hervor. Ein jeder fühlte, daß nunmehr die schwere, beängstigende Zeit, die alle Gemüther bedrückt hatte, zu Ende sei, und man sich nicht mehr vor polnischen Ränken zu fürchten brauche; denn

daß jetzt auch der Rat der Stadt rasch handeln und den Anschluß an Böhmen beschleunigen werde, daran zweifelte niemand. Es galt eben nur noch die letzten Bedenken Herzog Heinrichs zu überwinden, dessen schwankender Sinn begreiflich war, da er seine souveräne Macht durch ein Bündnis mit Böhmen zum Opfer bringen mußte. Jedoch vertraute man seinem Edelmute und seiner Liebe zur Stadt, der er schon verschiedene seiner Hoheitsrechte abgetreten hatte, um ihr dadurch zur staatlichen Selbständigkeit zu verhelfen.

Die Menschenmenge hatte Nikolaus von Banz nach der herzoglichen Kurie das Geleite gegeben, und der Ringplatz lag wieder ruhig und still da. Elisabeth wich nicht vom Fenster, sie schaute unausgesetzt nach dem Vater aus. Endlich sah sie ihn über den Platz kommen, und erwartungsvoll eilte sie ihm entgegen. Sie hatte erwartet, daß er sie mit freudestrahlendem Antlitz begrüßen würde, statt dessen betrat er gebeugt das Haus und sank mit einem schweren Seufzer im Komptuatorium an seinem Schreibtisch nieder.

Elisabeth wagte nicht, irgendeine Frage an ihn zu richten, sondern wartete mit pochendem Herzen auf seine Mitteilungen.

„Es ist nichts,“ jagte er endlich, „meine letzte Hoffnung ist dahin.“

Die Tochter erfaßte seine Hände, und ihr beredter Blick forderte ihn auf, weiter zu sprechen. Er tat es auch, wenn schon mit längeren Unterbrechungen. Er hatte sich Januß rückhaltlos anvertraut, aber wider Erwarten von ihm eine abschlägige Antwort erhalten. Der reiche Mann verfügte selbst nicht über flüssiges Geld, da er sich in große Unternehmungen eingelassen hatte. Außerdem meinte er, daß eine Vereinigung seines Sohnes mit Elisabeth kaum rätlich sein dürfte, da deren Herz schon anderweitig gewählt habe. Ditmar verzichtete freiwillig auf ihre Hand, wenn schon zum großen Schmerze seiner Eltern.

Zu jeder anderen Zeit würde Elisabeth bei dieser Nachricht aufgeatmet haben, jetzt fühlte sie sich beengt um des Vaters willen. Sie verstand Ditmars edle Handlungsweise recht wohl, dennoch konnte sie für den Vater verhängnisvoll werden.

„Das Schlimmste aber ist,“ berichtete Wicker Raife weiter, „daß die von mir einzulösenden Schuldverschreibungen im Besitze Giskos von Rette sind. Das hat mir Januß unverhohlen gesagt und mich zugleich gewarnt. Es ist ja möglich, daß meine auswärtigen Gläubiger der Einfachheit halber ihre Forderungen dem reichen Handelshause übertragen haben; ich aber fürchte, es liegt eine heimtückische Absicht Giskos

von Rüste vor, er ist und bleibt mein Feind, der mich zu verderben sucht, und dem es diesmal wohl auch gelingen wird.“

„Ich kann das nicht glauben“, erwiderte Elisabeth, in deren Kopf sich allerlei Gedanken kreuzten. „Die Rüste mögen hoffärtig und selbstbewußt sein, einer so niedrigen Handlungsweise aber halte ich sie nicht für fähig.“ Nach einer Pause fügte sie plötzlich hinzu: „Willst du mich frei gewähren lassen, Vater, willst du mir nicht zürnen, wenn ich, ohne deine vorherige Einwilligung, einen Schritt unternehme, der mir darüber Klarheit bringen soll, ob ich mich in den Rüste getäuscht habe oder nicht?“

Wider Rüste zögerte mit der Antwort: auf einen bittenden Blick der Tochter aber sagte er: „Wohlan denn, ich will dich gewähren lassen, da ich weiß, daß du nichts tun wirst, was mich demüthigt.“

Dankend für dieses Vertrauen zog Elisabeth seine Hand gerührt an sich, dann verließ sie das Komputatorium.

Im Rüste'schen Hause herrschte heute große Aufregung.

Gisko war von einer in der herzoglichen Kurie abgehaltenen geheimen Sitzung angelangt, worin der Beschluß gefaßt worden war, den Konjul mit Jakob Wiener und noch zwei andern Ratsmitgliedern nach Prag zu entsenden. Er sollte dem König ein Ehrengeheimt überreichen, die Einzelheiten des Anschlusses feststellen und König Johann einladen, die Huldigung des Breslauer Fürstentums entgegenzunehmen. Nachdem dies geschehen, wollte sich Herzog Heinrich selbst nach Prag begeben, um den künftigen Lehnsherrn nach seiner Hauptstadt einzuholen. ✓

Das von den Patriziern so heiß ersehnte Ziel war also erreicht, und Gisko säumte nicht, sofort seine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Aber er sah sich von Peter Glins zurückgehalten, der erst heute von der polnischen Burg, in der Nikolaus verweilte, zurückgekehrt war. Er theilte Gisko zu dessen Schrecken mit, daß die polnische Burg der Edelfhof von Nitroptow sei, und daß sich der Junker in der Gewalt seiner Großmutter befinde. Da es möglich sein könnte, daß Rixa in der Befürchtung, die nicht eben feste Burg könne überrumpelt und Nikolaus befreit werden, den Junker an einen andern Ort verbringen ließe, so sei Puddel in der unmittelbaren Nähe von Nitroptow zurückgeblieben, um alle Bewegungen des Gegners zu überwachen.

Dieser Bericht versetzte Gisko in namenlose Aufregung. Er beriet sich mit seinem Vater Konrad über die zunächst zu ergreifenden Maßnahmen, und beide waren noch zu keinem endgültigen Entschluß ge-

langt, als ein Besuch gemeldet wurde, dessen Name dazu angetan war, das erregte Gemüt des Konsuls mit nicht geringer Verwunderung zu erfüllen.

Aber trotz des Sturmes in seiner Brust und ungeachtet der wichtigen Geschäfte, die seine Zeit vollauf in Anspruch nahmen, ließ er den Besuch vor sich, und mit Teilnahme betrachtete er Elisabeth, als sie jetzt die Schwelle der Thür überschritt.

„Ihr werdet über meinen Besuch erstaunt sein, Herr Konsul,“ begann sie in schlichtem Tone, „jedoch hat mir Euer Sohn während schwerer Zeit so viel Freundlichkeit erwiesen, daß ich nicht umhin kann, mich nach seinem Schicksal zu erkundigen.“

„Eure Teilnahme tut mir wohl,“ erwiderte Gisko, „leider kann ich Euch von Nikolaus nichts Günstiges melden.“

Der besorgte Ausdruck in den Mienen des jungen Mädchens entging dem scharf beobachtenden Konsul nicht. In kurzer Rede unterrichtete er Elisabeth von der betrübenden Botchaft, die Peter Glins mitgebracht hatte. Sie konnte die Angst ihres Herzens nicht länger mehr zurückhalten und brach in Tränen aus.

„Ich glaube,“ äußerte Gisko freundlich, „daß mein Sohn leichter seine Gefangenenschaft ertragen würde, wenn er Euern aufrichtigen Schmerz sähe.“

„Meine Fassungslosigkeit mag Euch in Verwunderung setzen, Herr Konsul,“ jagte Elisabeth mit tiefer Empfindung, „aber ich halte es für kein Verbrechen, wenn ich offen eingestehe, daß ich Euern Sohn — trotz der bestehenden Feindschaft unserer Häuser — von ganzem Herzen liebe. Ich darf es Euch, dem Vater, wohl bekennen, da, wenn Nikolaus mit Gottes Hilfe wieder zurückkehrt, ich schon dem Kloster von Saint Klara angehören werde.“

Die Offenheit Elisabeths nahm den Konsul für sie ein. Er liebte so ehrliche Rede, die keinen Rückhalt kennt, wenn das Herz mit im Spiele ist.

„Warum wollt Ihr aber der Welt entsagen?“ fragte Gisko. „Wäre es nicht möglich, daß mein Sohn Eure Empfindung theilte? Ich möchte es sogar behaupten, wenigstens hat er Euern Namen in letzter Zeit gar oft genannt.“

Das schöne Mädchen blickte verlegen zu Boden.

„Die Reites und die Raies passen nicht zusammen“, entgegnete sie leise. „Die ersten sind echte Patrizier, während sich unsere Familie nur durch Fleiß emporgeschwungen hat.“

„Das ist auch ein Adelsbrief“, meinte Gisko.

„Der aber vor der Welt nicht viel gilt“, sagte Elisabeth mit schmerzlichem Lächeln.

„Ich möchte Euch da widersprechen. Ich gebe zu, daß die Tochter eines Kestte Hinabsteigen würde, wenn sie einem Kaiser die Hand böte, doch umgekehrt liegt der Fall anders. Außerdem steht Euer Vater jetzt so hoch in der Achtung unserer Stadt, daß jeder Patriziersohn um die Hand seiner Tochter werben kann.“

„Mein Vater hat stets ehrlich gedacht und gehandelt“, bemerkte Elisabeth. „Er war so deutsch wie Ihr selbst. Gleichwohl —“

„Nun, warum haltet Ihr in Eurer Rede inne?“

Elisabeth unterdrückte gewaltsam eine tiefe Bewegung und fuhr fort: „Leider kommt der Charakter eines Mannes bei dem Urtheil der Welt erst in zweiter Reihe in Betracht. Zuerst wird nach seiner Macht und nach seinem Ansehen gefragt, und da spielt denn der leidige Reichtum eine große Rolle.“

„Je nun, Euer Vater ist zum mindesten ein sehr wohlhabender Mann.“

„Er war es, Herr Konsul“, erwiderte Elisabeth mit schwerem Seufzer.

„Ich weiß“, pflichtete Gisko ihr bei, „er hat durch Bartusch und dessen Helfershelfer schwere Verluste erlitten.“

„Diese waren die geringsten“, widersprach Elisabeth zögernd. Sie wollte alles sagen, doch übermannte sie von neuem der Schmerz ihrer Seele.

„Mein liebes Kind“, fragte Gisko wohlwollend, „was fehlt Euch? Ihr seid gekommen, um mir etwas anzuvertrauen, warum zögert Ihr jetzt? Ein so vortreffliches Mädchen, wie Ihr seid, und das eine so große Theilnahme am Schicksal des Sohnes bewiesen hat, nimmt den Vater immer gefangen. Vertraut Euch also ohne Rückhalt mir an.“

Ihr feuchtes Auge war auf ihn gerichtet, er ergriff freundlich ihre Hand und sprach ihr aufmunternd zu. Zögernd enthüllte sie ihm die Lage des Vaters.

Seine Mienen veränderten sich, er sah plötzlich recht finster aus, und Elisabeth bemerkte mit Schrecken diese Wandlung.

„Ja ja“, rief er, „es ist die höchste Zeit, daß wir mit den Feinden unserer Stadt abrechnen und uns einen mächtigen Bundesgenossen suchen, der uns zu schützen vermag. Nicht genug, daß die

polnischen Kaufleute uns in unerhörter Weise betrügen, die Früchte unseres Fleißes teilen auch noch Räuber unter sich, gegen die es in unserem Lande keine richterliche Gewalt gibt. Euer Vater ist übrigens nicht der einzige, dessen Komputatorium von den fremden Schergen geplündert wurde.“

„Der Vater hat große Zahlungen zu leisten“, begann Elisabeth nach kurzer Pause, „und wird von schweren Sorgen gebeugt. Wäre es nicht möglich, die Termine aufzuschieben, bis er sich von den Verlusten einigermaßen wieder erholt hat?“

In banger Erwartung sah die Sprecherin auf den Konsul.

Er sah jetzt so kalt, so teilnahmslos aus — wenigstens wollte es Elisabeth so dünken; und wie er jetzt langsam das Haupt schüttelte, preßte ihr ein Krampf das Herz zusammen. Sie bereute, sich dem reichen, mächtigen Manne anvertraut zu haben.

„Mein liebes Kind,“ sagte er gemessen, „Ihr versteht nichts von dem, was bei uns Kaufleuten Sitte ist. In der Pünktlichkeit, mit der wir unsern Verpflichtungen nachkommen, besteht die Ehre unseres Geschäftshauses. Einen Tag, ja nur eine Stunde zu spät Zahlung geleistet, untergräbt den guten Ruf, und das Vertrauen ist für lange dahin.“

„Was kann aber mein armer Vater für den schweren Schicksalsschlag, der ihn betroffen hat?“ rief Elisabeth verzweifelt. „Hätten die Räuber nicht seine Geldtruhe erbrochen und geleert, so würde er seinen Verpflichtungen wie immer pünktlich nachgekommen sein.“

„Die Handelswelt fragt wenig danach“, gab der Konsul zurück. „Sie zuckt wohl bedauernd die Achseln, wenn sie das Unglück vernimmt, das einen ihrer Genossen betroffen hat, im übrigen kennt sie keine Rücksicht. Auf diesem Gebiet ist sich jeder selbst der nächste.“

„So werden also die Schuldverschreibungen an dem bestimmten Tage meinem Vater zur Einlösung vorgelegt werden?“ fragte Elisabeth ängstlich.

Der Konsul bejahte das.

„Soviel ich weiß,“ fuhr Elisabeth hastig fort, „haben die Gläubiger meines Vaters Euch dieses Amt überwiesen.“

Auch dies bejahte Gisko von Keste.

„Und was werdet Ihr tun?“

„Was meine Pflicht erheischt“, lautete die kurze Antwort.

Elisabeth faßte mit der Hand nach der Stirn; sie konnte solche Härte von einem Manne nicht fassen, der sich ihr kurz zuvor noch so

freundlich gezeigt hatte und über einen Reichtum gebot, daß er sogar Fürsten unterstützen konnte.

Er hatte sich erhoben und war an sein Arbeitspult getreten, wo er rasch einige Zeilen niederschrieb. Ein paar Minuten später übergab er Elisabeth einen versiegelten Brief mit den Worten: „Überbringt dies Euerm Vater. Mehr kann ich nicht für ihn tun.“

So hatte er also doch wenigstens etwas für ihn getan — aber vielleicht war es so gering, daß der Vater nur eine kurze Frist gewann.

Die Mienen des Konsuls zeigten wieder die frühere Freundlichkeit, als sich jetzt Elisabeth von ihm verabschiedete. Der Brief zitterte in ihrer Hand, und der wohlwollende Blick des vornehmen Mannes traf sie wie ein Dolchstoß ins Herz. Trotz alledem vergaß sie des bedauernswerten Nikolaus nicht — was konnte er für die Härte seines Vaters? So fragte sie denn, was zu seiner Befreiung geschehen werde.

„Noch weiß ich es selbst nicht,“ erwiderte der Konsul, „doch seid gewiß, daß er bald wissen soll, welche freundliche Teilnahme Ihr ihm bewahrt.“

Es war Elisabeth gleichgültig, ob Gisko von Keste ihm dies sagte oder nicht. Sie hatte mit der Welt abgeschlossen, und in der stillen Zelle vom Sankt Klarenkloster wollte sie die Kälte und Teilnahmslosigkeit der Menschen zu vergessen suchen.

Sechzehntes Kapitel.

Auf Nitropkow.

Der Winter hatte seine letzten Trümpfe ausgespielt, und die Märzsonne war als Siegerin hervorgegangen. Der Lenzeszauber erwachte, und mit ihm ging geheimnisvolles Weben durch die Natur, das sie aus langer Winterstarre erlöste.

Die niederhängenden, kahlen Äste der Bäume hoben sich, und auch der uralte Lindenbaum im Edelhofe zu Nitropkow begann sich scheinbar zu recken. An seinen Zweigen erschienen Tausende von Knospengaugen, die sich mehr und mehr aufstuten und immer fester in den beginnenden Frühling lugten.

Unter dem Lindenbaum auf der steinernen Bank saß Vogt Hanko und sah mit hämischer Befriedigung nach dem Garten, in dem die Herrin mit Junker Nikolaus auf und ab ging.

Hanko hatte sein Ziel erreicht und die ihm von Niza versprochene reiche Belohnung erhalten. Er war mit sich und seiner schlaunen Handlungsweise sehr zufrieden. Nachdem er zu der Überzeugung gelangt war, daß er sich des Junkers Neste nur auf mittelbarem Wege bemächtigen könne, hatte er auf die zwischen Nikolaus und Ditmar bestehende Freundschaft seine Hoffnung gesetzt. Er sagte sich, daß Nikolaus zur Befreiung des Freundes ausziehen werde, sobald dieser in Gefangenschaft geriet, und deshalb hatte er sich Ditmars bemächtigt. Daß Peter Flins ihm nachgefolgt war, um den Ort auszufundschaffen, wo man ihn gefangen hielt, kam Hanko nur gelegen. Er sorgte dafür, daß der Tuchweber wegen des Namens Nitropkow durch die zum

Edelhofe gehörenden Bauern irreführt wurde, damit Gisko von Keste keinerlei Verdacht schöpfe, denn sonst würde der Konsul schwerlich dem Sohne die Erlaubnis gegeben haben, zur Befreiung seines Freundes auszuziehen. Nikolaus ging wirklich in die ihm gestellte Falle, und Hanko freute sich seines Erfolges.

Um die Folgen seiner List kümmerte er sich nicht. Es war ihm gleichgültig, ob Gisko von Keste den Aufenthalt seines Sohnes erfahren und die Auslieferung fordern würde oder nicht; bis jetzt war aber alles still geblieben und kein Bote aus Breslau erschienen. Hanko hatte in Erfahrung gebracht, daß Gisko noch mit andern Patriziern am Hoflager zu Prag verweilte, wo zu Ehren des ebenfalls anwesenden Herzogs Heinrich große Festlichkeiten stattfanden.

Der für Polen ungünstige Ausgang des beendeten Krieges war das einzige Uergernis Hankos. Was hatte er im Verein mit der polnischen Partei für Ränke gesponnen, um Breslau für König Wladislaw zu gewinnen! Sogar vor Mord und Totschlag war er nicht zurückgebebt. Alles Mühen hatte aber nichts genützt, und die aufblühende Handelsstadt mit dem ganzen herrlichen Schlesierlande war für Polen verloren, da es sich in den Schutz des mächtigen Böhmenkönigs begeben hatte. Jedoch kämpfte Hanko seinen Ärger nieder und erlabte sich an dem Anblick von Nikolaus, der nun doch, trotz allen Sträubens, auf Nitropkow verweilen mußte.

Bis jetzt hatte der Junker jede Annäherung Rixas zurückgewiesen. Er zeigte sich gegen sie trotzig und verschlossen, er vernahm ihre Bitten, Klagen und Drohungen, ohne sich von ihnen merklich beeinflussen zu lassen. Trotzdem ließ Rixa nicht nach; sie wußte, daß ein Tropfen keinen Stein höhlt, und der Eigensinn und Trotz der Keste war fast so hart wie Stein.

Auch am heutigen Morgen sprach sie eifrig mit dem Enkel, ohne daß er ihre Reden erwiderte. Nur zuweilen warf er ein kurzes Wort dazwischen, das sie immer wie ein Dolchstoß ins Herz traf — und sie, die stolze, willenskräftige Frau, die zu herrschen gewohnt war, zeigte sich weich und sanftmütig gegen den Jüngling, weil das Band des Blutes in ihrer Seele sein Recht übte, weil sie sich zu dem Enkel mit magischer Gewalt hingezogen fühlte, weil sie seine Liebe erringen wollte. Er aber sagte ihr, daß sich Liebe nicht ertrogen lasse, am wenigsten, wenn sie durch nationalen Haß getrübt werde.

„Ihr seid Polin,“ rief er ihr zu, „und ich rühme mich meiner deutschen Abkunft. Der Slave wird dem Germanen immer feindlich

gesinnt sein, oder es müßte der unerhörte Fall eintreten, daß der eine in dem andern aufginge.“

„So würdest du deine Mutter nicht haben lieben können, weil sie eine Polin war?“ erwiderte Nixa vorwurfsvoll.

„Meine Mutter“, sagte Nikolaus, „hat mir das Leben geschenkt, sie liebte mich und sorgte treu für mich. Was habt Ihr getan? Je länger ich hier auf der Burg verweile, je deutlicher werden meine Erinnerungen an meine frühe Kindheit. Meine Mutter schwebt mir da vor wie ein freundlicher Engel, der mich schützend umgab, während ich mich Euer nur als einer harten, strengen Frau entsinne, die das weinende Kind in finstere Stuben sperrte und wohl noch härter behandelte, wenn es zu Euch deutsche Worte sprach.“

Nixas Blick haftete am Boden. Sie schwieg lange still, und als sie endlich wieder aufschaute, lag ein wehmütiger Ausdruck in ihren Augen.

„Es ist wahr,“ sagte sie und neigte das Haupt, „ich war von jeher eine fanatische Polin, die nichts höher stellte als ihr Vaterland. Es wäre schlimm, wenn man mir daraus einen Vorwurf machen wollte, denn auch du und dein Vater, ihr seid eurer deutschen Heimat mit ganzer Seele zugetan. Aber ich übertrug meinen Haß gegen alles Fremdländische auf meine eigene Familie, weil in dieser deutsche Elemente waren. Das war unrecht von mir, ich sehe dies jetzt ein. Ich wollte meinen Enkel in meine Gewalt bekommen, um ihn zu einem Polen zu erziehen — das war wiederum unrecht. Dann kamen die Jahre der Reise, und in meinem Herzen stürmte es nicht mehr so heftig. Aber je stiller es dort wurde, desto mehr empfand ich meine Einsamkeit. Was nützten mir alle Glücksgüter, da ich des herrlichen Schatzes entbehrte: ein Kind mein nennen zu dürfen! Meine Tochter war tot, und meine Verwandten waren ihr gefolgt. Ich stand allein. Da kam mir der Gedanke an dich, und in dem alten Herzen erwachte eine unnennbare Sehnsucht. Ich reiste wiederholt nach Wretslaw, um eine Annäherung an deinen Vater zu versuchen, doch die Kluft zwischen uns wurde nur noch größer — wir verstanden einander nicht. Da sah ich dich, wie du von weiten Reisen zurückkehrtest, und die ganze Liebe der Großmutter tat sich in meiner Seele auf. Aber ich durfte dir nicht nahen, und so nahm ich zur List meine Zuflucht und ging bereitwillig auf die Vorschläge meines Vogtes ein. Ich bereue auch dieses jetzt, da ich sehe, daß mir dein Herz verschlossen

bleibt, und ich muß es als eine Schickung Gottes hinnehmen, daß ich den Rest meines Alters in Einsamkeit vertrauern soll.“

Nixa seufzte schwer auf.

„Warum haltet Ihr mich dann gefangen hier zurück?“ fragte Nikolaus, doch in weniger teilnahmslosem Tone.

„Gefangen“, wiederholte Nixa bitter. „Ich verdiene es, daß mein Enkel so spricht.“

„Sage ich etwas Unwahres? Habt Ihr mir während meines hiesigen Aufenthaltes erlaubt, auch nur ein einziges Mal die Burg zu verlassen? Muß ich mich nicht als Gefangener fühlen?“

„Ja ... ja“, gab Nixa zu. „Ich hielt dich hier zurück, weil ich glaubte, doch noch deine Liebe zu erringen. Aber ich habe mich getäuscht, mein Enkel sehnt sich von mir fort, und so mag er denn ziehen.“

Ein freudiger Ausruf des Junkers war die für Nixa schmerzliche Antwort.

Diese war kaum verhallt, als aus der Ferne Fanfaren ertönten. Gleichzeitig erklang das Signal des Turmwarts. Im Hofe wurde es jetzt lebendig, Knappen und Knechte eilten herbei, und aus den Wirtschaftsgebäuden kamen Bauern und Mägde.

Der Turmwart verkündigte, daß jenseits des Gehölzes ansehnliche Reitercharen zögen, daß es aber noch ungewiß sei, ob sie den Weg nach der Burg oder den der Warschauer Straße einschlagen würden.

Nixa entbot den Vogt zu sich und befahl ihm, einige Knappen zur Aussicht auszusenden.

„Das tue ich am besten selbst, Gebieterin“, erwiderte Hanto. „Die Mannschaften der Burg mögen sich indes sammeln.“

„Glaubt Ihr, daß wir etwas zu befürchten haben?“ fragte Nixa. „Es ist ja Frieden.“

Hanto zuckte die Achseln und warf einen heimlichen Blick auf Nikolaus, der freudig erregt auf und ab ging.

Bald nachher sprengte der Vogt auf seinem Rappen über die herabgelassene Zugbrücke. Er nahm seinen Weg nach dem nahen Gehölz, das ihm gegen etwaige feindliche Scharen hinreichend Deckung bot.

Abermals ertönten Hornrufe, doch um vieles näher als vorhin. Hanto hatte die Mitte des Gehölzes noch nicht erreicht, als ein

Reiter dahergejagt kam. Der Bogt zügelte sein Roß, gleich nachher aber riß er das Schwert aus der Scheide; es galt einen Kampf auf Leben und Tod, denn der fremde Reitersmann war Buddel, der offenbar zu der heranrückenden Schar gehörte.

„Trefse ich Euch endlich?“ rief er kampfbegierig dem Bogte zu. „Ich habe lange genug auf Euch gelauert, heute wollen wir endlich unsere Fehde ausfechten.“

Ohne ein Wort zu erwidern, stürmte Hanko auf ihn ein. Aber so alt Buddel auch war, so hatte er doch noch Gewandtheit genug, dem heftigen Stoße geschickt auszuweichen. Hieb fauste nunmehr auf Hieb, und ein jeder suchte die Breitseite von dem Pferde seines Gegners zu gewinnen, um es verwunden und um zugleich besser fechten zu können. Der Kampf schwankte hin und her, ohne daß irgendein Erfolg zu verzeichnen war. Beide Männer erwiesen sich als geschickte Fechter, und wenn Hanko mehr und mehr zurückwich, so tat er dies mehr aus Vorsicht und List. Er durfte sich keinesfalls von der heranrückenden Streitmacht erreichen lassen, wollte er nicht in Gefangenschaft geraten, die für ihn um so verhängnisvoller sein mußte, als er nach Wretslaw gebracht worden wäre. Außerdem suchte er durch seine rückgängige Bewegung Buddel in die Nähe der Burg zu locken, von der er dann leicht unterstützende Hilfe erlangen konnte.

Da streifte Buddels Schwert in leichter Weise den Kopf von Hankos Pferd, und sofort stieg es, vor Wut schäumend, ferkengerade in die Höhe. Mochte das Tier instinktiv eine Wiederholung des Schlages fürchten, den es auf der Dombrücke von dem Hospitalkoch erhalten hatte — jedenfalls hatte es ihn nicht vergessen. Es scheute derart, daß sich Hanko nur mit Mühe im Sattel erhalten konnte. An ein Parieren der von Buddel geführten Hiebe konnte er nicht mehr denken, und so kam es, daß sein Gegner die Seite des Pferdes gewann und es am Leibe verwundete. Nunmehr aber war das Tier nicht mehr zu zügeln, es holte zu einem weiten Sprunge aus, um sodann voraussichtlich in das Gehölz einzubrechen. An den Dornen und dem Gestrüpp des üppig wuchernden Unterholzes mußte sich Hanko unbedingt zerfleischen, und auch wenn ihn ein günstiger Zufall davor bewahrte, lag die Gefahr nahe, der anrückenden Reiterchar in die Arme zu eilen. So entschloß er sich denn auch jetzt wieder, den gefährlichen Sprung auf den Boden zu wagen, und zwar in demselben Augenblick, als das wutschnaubende Roß in wilden Sägen davonjagte. Das Unglück aber wollte, daß Hanko mit einem Fuße im

Steigbügel hängen blieb und unter die Hufe des Pferdes kam, das ihn eine Strecke mit sich fortischleifte.

Regungslos stand Buddel dem entsetzlichen Schauspiel gegenüber.

„Er hat seinen Lohn,“ murmelten des Alten Lippen, „und ich bin froh, daß ich meine Hand mit seinem Blute nicht besudeln mußte.“

Eine Minute später langte der stattliche Reitertrupp an der Unglücksstätte an; und nachdem zwei Reifige abgestiegen waren, um den leblosen, verstümmelten Körper des Vogtes von Nitropkow aufzuheben und nach der Burg zu bringen, setzten die übrigen ihren Weg nach dieser fort.

Es waren böhmische Söldner, an deren Spitze sich Gisko von Roste mit Jakob Wiener befand. Sie gehörten zu der Abteilung, die König Johann nach Breslau begleiten sollte. Der König hatte sie Gisko überwiesen, um mit ihrer Hilfe die Auslieferung seines Sohnes zu erzwingen. In Ohlau wollte man wieder miteinander zusammentreffen.

Gisko machte sich, trotz Hankos Ableben, auf Widerstand gefaßt und ließ deshalb durch den Hauptmann der Söldner der Burg Fehde ansagen. Wider alles Erwarten fiel jedoch die Zugbrücke herab, und darüber schritt Rixa mit Nikolaus. Dieser eilte mit lautem Ausruf der Freude in die Arme des Vaters, während Rixa in großer Erregung an der Leiche des inzwischen herbeigebrachten Vogtes stand. Er war ihr treu gewesen und hatte ihr aufrichtig gedient; aber doch erkannte sie jetzt, daß seine Ratschläge nicht zu ihrem Besten ausgefallen waren, sondern nur dazu gedient hatten, sie ihrem Schwiegerohne noch mehr zu entfremden.

„Ihr habt meinen Sohn widerrechtlich gefangen gehalten,“ sagte jetzt Gisko zu ihr; „wenn ich auf eine Genugthuung verzichte, so geschieht es, weil Ihr es nicht habt aufs Äußerste ankommen lassen, sondern Nikolaus gutwillig ausliefertet. Außerdem würdige ich seine Fürbitte, die er zu Euern Gunsten tat.“

Die Greisin preßte die Hand aufs Herz; ihr Blick war mit inniger Liebe auf den Enkel geheftet.

„Hast du das wirklich getan?“ fragte sie ihn mit leiser Stimme. „Dann wäre doch ein kleiner Funke von Zuneigung in deiner Seele erstanden.“

Nikolaus reichte ihr die Hand. „Ihr habt mich freigegeben“,

erwiderte er, „und dadurch gezeigt, daß Ihr wirkliches Mitgefühl für den Sohn Eurer Tochter empfindet.“

„O, Nikolaus,“ rief mit hervorbrechenden Tränen die Matrone, „in meiner Sehnsucht nach Liebe gipfelte ja mein Vergehen! Du weißt nicht, was Einsamkeit ist — sonst würdest du und dein Vater milder denken und handeln.“

„Wer weiß,“ sagte Nikolaus freundlich, indem er zu seinem Vater emporschaute, „ob nicht die Zukunft doch noch diese Wandlung bringt. In den beiden Ländern, deren Bewohner sich so grimmig hassen, herrscht jetzt Friede, warum sollen Blutsverwandte nicht auch miteinander Frieden schließen?“

Gisko von Roste neigte kaum merklich das Haupt. Sein scharfer Blick hatte die veränderte Lage der Dinge erkannt, und er dachte zu edel, der versöhnlichen Stimmung des Sohnes entgegenzutreten. Er selbst aber war unfähig, seine Hand der Frau zu reichen, die so feindselig in sein Familienleben eingegriffen hatte; er wehrte jedoch dem Sohne nicht, von der Großmutter freundlicher zu denken.

Rixas Erregung stieg, als einer ihrer Knechte das Roß von Nikolaus aus der Burg führte und der Jüngling Anstalten traf, sich in den Sattel zu schwingen. Sie sah mit einem Blick der Verzweiflung auf die düstern Mauern, die ihr jetzt wie ein Gefängnis erschienen, in dem sie fortan leben sollte.

„So scheiden wir, um einander nie wieder zu sehen?“ rief sie verzweifelt.

Nikolaus schüttelte das Haupt. Er reichte ihr noch einmal die Hand und erwiderte: „Ich verspreche Euch, früher oder später wieder zurückzukehren, um für eine kurze Spanne Zeit freiwillig Eure Einsamkeit zu teilen. Ich werde Euer freundlich gedenken,“ fuhr er bewegt fort, als die Greisin in freudiger Nührung seine Hand liebkoste, „und der Gedanke soll mich begleiten, daß mir von nun an eine Großmutter lebt, die mich nicht mehr haßt, sondern aufrichtig liebt. Dieses Gefühl aber erweckt Gegenliebe, und so harret ruhig des Augenblicks, wo auch Ihr sagen könnt: ich habe einen Enkel, der mich liebt.“

Die Greisin vermochte nicht zu sprechen; aus ihren Augen, die sonst so streng geblickt hatten, stürzten heiße Tränen, sie umschlang den Enkel und hielt ihn lange in ihren Armen. Als sie ihn endlich freiließ, sah auch Gisko milder auf sie, und ehe er das Zeichen zum Aufbruch gab, reichte er ihr seine Hand.

Lange blieb die hohe, stattliche Frau vor dem Eingange der Burg stehen und schaute dem sich entfernenden Reiterzuge nach; Nikolaus hob zum Gruße sein Schwert, das in der warmen Frühlingssonne funkelte, bis endlich die Burg den Reitern und diese der Greisin entschwunden waren. Da ging diese langsam und gebeugt über die Zugbrücke zurück, dem Garten zu, wo sie mit Nikolaus noch kurz zuvor verweilt hatte; dort brach sie aufs neue in Tränen aus und beklagte die Irrtümer ihres Lebens.

Siebzehntes Kapitel.

Der Lohn treuer Wacht.

Ein heiterer Sonntag war es, als sich der Böhmenkönig mit Herzog Heinrich und einer glänzenden Schar von Rittern und Reizigen der Stadt Breslaw näherte.

Eine halbe Stunde vor der Stadt erwartete ihn der Rat mit den Ältesten in blinkenden Harnischen und Helmen. Als der lange, glänzende Zug das Ohlauische Thor erreichte, begannen alle Glocken zu läuten, und in den Gassen der Stadt, durch die sich der König mit seinem Gefolge bewegte, stand die Bürgerschaft in Helm und Panzer, mit Armbrüsten, Spießen und Hellebarden bewaffnet, auf beiden Seiten, begrüßte den Herrscher mit freudigem Hochruf und gab ihm das Geleite bis zur herzoglichen Kurie, wo er sein Quartier aufschlug.

Doch nicht nur Böhmens König sah sich von den Bewohnern Breslaws so warm begrüßt, sondern auch Wisko mit seinem ritterlichen Sohne, über dessen Rückkehr sich hoch und niedrig freute, denn ein jeder hatte den edeln, freundlichen Jüngling liebgewonnen, dessen milder, wohlthätiger Sinn erst jetzt, wo er in Gefangenschaft geschnitten hatte, unter der Bevölkerung allgemein bekannt geworden war.

Nur langsam konnten Vater und Sohn nach ihrem Hause am Ringplatze gelangen, so groß war die Zahl derer, die ihnen voraus-eilten. Peter Hlins und Klas Brome fehlten natürlich nicht, und als der treue Buddel seinen beiden Herren beim Absteigen behilflich war, rief das Paar mit kräftiger Stimme: „Hoch lebe das Haus der Neste, dieser opfermütigsten Freunde der Stadt!“

Die Menge fiel ein, und der Ruf erbrauste zu dreien Malen über den weiten Platz.

Nikolaus aber hatte über den Ehren der festlichen Stunde des Erkers an der südlichen Seite des Ringes nicht vergessen, sondern richtete seine Blicke dorthin, und seine Wangen röteten sich, als er an dem offenen Fenster eine schlanke Mädchengestalt sah, die ihm mit einem weißen Tuche Grüße zuwinkte. Auch der Vater bemerkte es, und um seinen Mund erschien ein freundliches, glückseliges Lächeln.

Ehe er sich mit Nikolaus zu dem greisen Oberhaupte seines Hauses begab, um ein fröhliches Wiedersehen zu feiern, äußerte er zu seinem ersten Schreiber: „Wenn jemand kommen sollte, der mich zu sprechen wünscht, so führt ihn in mein Komputatorium und laßt mich rufen.“

Und in der That erschien gar bald jemand, dessen Anblick sämtliche Schreiber in hohe Verwunderung setzte, denn der, der Konsul Gisko zu sprechen wünschte, war Wicker Raife, sein erbittertster Gegner.

Was mochte ihn veranlaßt haben, den Konsul aufzusuchen und sich dadurch gewissermaßen einer Demütigung zu unterziehen? Oder wollte er seinem Grolle Lust machen und den Gegner in seinem eigenen Hause angreifen?

Die Schreiber lauschten gespannt, als Gisko im Komputatorium erschien, wo Wicker Raife seiner wartete. Sie brachten das Ohr der Thür recht nahe, aber sie vernahmen keine lärmenden Stimmen, denn drinnen im Arbeitsgemach des Konsuls wurde eine Versöhnung gefeiert. Wicker Raife hielt die Hand des Hausherrn und sah ihm gerührt ins Auge.

„Wie soll ich Euch danken,“ sagte er leise zu ihm, „ich stehe beschämt vor Euch. Den ich für meinen besten Freund gehalten hatte, er ließ mich im Stich, während Ihr mir halfet, so daß ich jetzt wieder sagen kann: die Firma von Wicker Raife steht fest und angesehen da.“

„Macht nicht so viel Worte, Herr Raife!“ erwiderte der Konsul freundlich. „Was ist's denn weiter, daß ich Euch die Schuldverschreibungen in jenem Briefe zurückgesandt habe? Kommen wieder gute Zeiten, was wir ja doch jetzt erwarten dürfen, so zahlt Ihr Eure Schuld allmählich an mich ab.“

„Aber diese Großmut eben ist es ja —“ begann Raife von neuem, doch Gisko ließ ihn nicht widersprechen, sondern fiel ihm ins Wort:

„Ich war Euch eine Genugthuung schuldig. Es tat mir herzlich leid, Euch in falschem Verdacht gehabt zu haben, aber ich mußte

meiner Pflicht genügen, denn es war eine schwere, verantwortliche Wacht, die wir auf diesem vorgeschobenen deutschen Posten hatten. Außerdem“, fügte er nach kurzer Pause lächelnd hinzu, „will ich Euch noch gestehen, daß Eure Tochter auf mein Tun und Denken mächtig eingewirkt hat. Sie nahm mein altes Herz gefangen, und ich will Euch nur sagen, daß ich Euch um diese Tochter beneide.“

„Ja, Herr Konsul,“ rief Wicker Raife bewegt, „ich weiß, welchen Schatz ich in ihr habe, und danke Gott alle Tage dafür.“

„Ihr könnt es wahrhaftig nicht oft genug tun, und Ihr sollt wissen, daß Ihr es nicht allein seid, der das liebe Kind in sein Gebet einschließt. Jedoch erschreckt nicht, wenn ich Euch sage, daß der Betreffende keine grauen Haare hat wie wir, sondern noch in voller Jugendfrische prangt.“

„Ich weiß schon, Herr Konsul, wen Ihr meint.“

„Um so besser, dann kann ich Euch gleich fragen, ob es nicht das beste wäre, sie dem Betreffenden für immer in Schutz und Schirm zu geben. Denn seht, Ihr werdet jeden Tag älter, die Jahre vergehen rasch, und die Stunde erscheint, wo Ihr Eure Augen für immer schließt, dann müßt Ihr aber doch jemand haben, der Eure Tochter treu behütet und sie vor allen Fährlichkeiten schützt.“

Wicker Raife neigte bejahend das Haupt.

Während die Väter das Glück ihrer Kinder berieten, hatte Nikolaus ebenfalls einen Besuch erhalten, und zwar von Ditmar, der sich tiefbewegt an die Brust des Freundes warf. Nachdem er aber seiner Gefühle Herr geworden war, erzählte er Nikolaus eine rührende Geschichte von einem jungen Mädchen, das den Feind ihres Hauses liebte und einen andern heiraten sollte, für den sie nur schwesterliche Gefinnungen hegte.

„Der andere“ — fuhr Ditmar fort — „hat sie als treue Schwester angenommen, denn er verzichtet auf die Freuden der Welt, nachdem er von seinem Vater die Erlaubnis erwirkt hat, dem Drange seines Herzens folgen und sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen, um sich dort ungehindert wissenschaftlichem Studium hinzugeben. Aber ehe er von der Welt Abschied nimmt, möchte er seinen treuesten Freund zu seiner neuen Schwester führen, um beider Hände zu vereinigen. Der Segen der Väter wird diesem Bunde nicht fehlen und der Segen des Freundes ihm bleibenden Wert verleihen.“

Nikolaus antwortete nicht, er legte nur seinen Arm um die Schulter des Freundes und sah ihm lange, lange in die treuen

Augen; und als dann später der Vater mit Wicker Kaiser ins Zimmer trat, gelobte er diesem, sein Kind wie ein kostbares Juwel behüten zu wollen. Zu guter Letzt begaben sich alle nach dem Hause mit dem breiten Erker an der Südseite des Ringplatzes, um Elisabeth und Muhme Bechthold zu überraschen. Diese jubelte auf, als sie vernahm, daß Elisabeth nicht den gefürchteten Nonnenschleier, wohl aber den Brautschleier nehmen werde, während das junge Mädchen gerührt von einem zum andern blickte, bis ihre Augen an dem hasten blieben, der ihr gelobt hatte, sie treu durchs Leben zu führen.

„Der Traum vom Prinzen ist nun doch in Erfüllung gegangen“, äußerte die Muhme scherzend zu ihr.

Elisabeth lächelte glücklich; doch als Nikolaus wissen wollte, was für ein Traum dies gewesen sei, da hielt sie der Muhme den Mund zu und sagte, sie würde auf der Stelle nach St. Klara gehen und nie wieder zurückkehren, wenn die Muhme aus der Schule schwätzen wollte. Da mußte denn die alte Frau schweigen, was ihr freilich hart genug ankam.

In stillem Glücke blieben die liebenden Menschen beisammen, und am nächsten Tage machte in der Stadt das Gerücht die Runde, die beiden feindlichen Häuser der Keste und Kaiser hätten sich ausgesöhnt, und am heiligen Pfingstsonntage finde die Trauung des Junkers Nikolaus mit Wicker Kaisers Tochter statt.

Diese Nachricht wurde von der ganzen Einwohnerschaft mit Freuden begrüßt, wie denn überhaupt die Stimmung in der Stadt nichts zu wünschen übrig ließ. Auf die Zeit der Drangsal und schweren Not folgte eine Reihe von Festlichkeiten, die das Patriziat und dessen Vettern, die Fürstentums-Ritterschaft, dem böhmischen Könige gaben, um zu zeigen, welchen Edelstein der tapfere König seiner Krone einverleibe.

Am sechsten April 1327 wurde der Vertrag geschlossen, der Breslau mit kurzer Unterbrechung länger als vier Jahrhunderte an die Krone Böhmens knüpfte. In dem Vertrage erklärte König Johann: Herzog Heinrich übergebe ihm das Fürstentum Wretslaw zu des Landes Ehre und Bestem freiwillig. Dafür solle Herzog Heinrich zeit seines Lebens alleiniger Herr in dem Lande sein und das Recht haben, unter Abrede mit den Bürgern und getreuen Vasallen die Herrschaft den Erben und Nachfolgern der Könige Böhmens vorzubehalten. Für den Fall eines Krieges verpflichtete sich der Herzog dem Könige sämtliche festen Plätze des Landes ein-



Die Breslauer huldigen dem König Johann.

zuräumen. Als Belohnung erhielt der Herzog für die endgültige Verschreibung des Landes auf Lebenszeit die Grafschaft Glatz und eine jährliche Rente von tausend Mark.

Nachdem noch König Johann den Breslauern alle ihre Privilegien bestätigt und einige neue hinzugefügt hatte, nahm er am siebenten April auf dem Ringplatze die Huldigung des Rates, an dessen Spitze Gisko von Roste stand, und der Bürgerschaft entgegen. Zu diesem Behufe war eine Tribüne errichtet worden, an deren Ende ein mit schwarzem Sammet überzogener Sessel stand, auf dem der Herrscher unter einem prächtigen, mit Goldzierat versehenen Baldachin Platz nahm. Nach der Huldigung fand eine engere Beratung mit Herzog Heinrich, Nikolaus von Banz und den Konsuln statt, und ihr Ergebnis wurde um so freudiger von der Bürgerschaft aufgenommen, als es ein langjähriges Zerwürfniß zum Abschluß brachte, das dem Gedeihen der Stadt hindernd im Wege gestanden hatte. Herzog Heinrich sprach nämlich die Vereinigung der Neustadt mit der Altstadt „zum Vortheil, Nutzen und Ehre derselben“ aus, „so daß sie gleiche Rechte, Gesetze und Einrichtungen hätten“.

Der Weg zur „freien Reichsstadt“ war nun freilich Breslau durch den Anschluß an Böhmen versperrt; aber die Patrizier zogen, da sich das Deutsche Reich um ihre Stadt nicht kümmerte und sie auch ein unmittelbarer Anschluß an dieses nicht gegen polnische Raubzüge gesichert haben würde, das Gewisse dem Unsichern vor. Breslau war schon jetzt eine ansehnliche Handelsrepublik mit einem wohlwollenden, auf jeden Eingriff verzichtenden Herzog an der Spitze und mit einem Könige als obersten Schutzherrn, der zwar zuweilen den Stadtfächer stark in Anspruch nahm, dem Rat aber sonst zu willig war.

Die Friedensstörer, die dem Werke der Einigung solange entgegengetrebt hatten, waren glücklich beseitigt, denn der tatkräftige König Johann zwang den widerhaarigen Herzog Boleslaw, sein Land von der böhmischen Krone zu Lehen zu nehmen, wodurch seiner Raublust ein Riegel vorgeschoben wurde. Andreas von Veroli verschwand gänzlich vom Schauplatz und kehrte nach Italien zurück, während sein ehemaliger Magister von Auvergne, der sich nach Krakau in Sicherheit begeben hatte, ein schmachvolles Ende nahm. Belastet mit dem Vorwurfe, zum Betrüger hinabgesunken zu sein, wurde er vom Papste in Acht und Bann getan und irrte flüchtig von Land zu Land, bis er endlich in einer geistlichen Strafanstalt sein elendes Leben beschloß.

Peter Flins erntete mit seinem Schwager Brome die Früchte guter That. Sie erfreuten sich einer behaglichen Häuslichkeit, der die Sorge fortan fern blieb, und Hanna waltete als eine gute Fee über Gatten und Bruder, die sich gern ihrem klugen Sinn beugten.

Am heiligen Pfingstsonntag fand die Trauung des Junkers Keste mit Elisabeth Kaise statt. Der treue Buddel hatte es sich nicht nehmen lassen, der Jungfer Braut einen duftigen Blumenstrauß zu überreichen, den er sich aus dem Pflanzgärtnerdorfe Scepin verschafft hatte; außerdem mußte die gesamte Kinderschar seines Sohnes nach der Stadt mitkommen und sich vor der Thür an Wicker Kaisers Hause aufstellen, um im feierlichen Augenblick, wo sich der Hochzeitszug nach der Kirche bewegte, den beiden Brautleuten Blumen zu streuen.

Ganz Breslau war an diesem Tage auf den Beinen. Jeder wollte dem Junker Nikolaus und seiner Auserwählten einen Segensgruß spenden, und die Kirche von St. Elisabeth bot kaum Raum genug für die große Gemeinde, die sich dort zusammenfand.

In der Nähe des Altars saß neben Konrad und Gisko von Keste eine hohe, stattliche Frau, deren weißes Haar sich von dem dunkeln Schleier, der ihr Haupt umhüllte, grell abhob. Das schöne Antlitz der Matrone zeigte strenge, fast männliche Züge, aber es war heute durch einen freundlichen Ausdruck verklärt.

Durch die Reihen der Andächtigen ging es flüsternd, daß es die Großmutter des Junkers sei, mit der sich Gisko ausgesöhnt habe — und Peter Flins, der mit seiner Hanna und dem Schwager Klas ebenfalls der Trauung beiwohnte, verkündigte es einem geistlichen Würdenträger, der kein Geringerer war als Abt Konrad von Leslau.

Die Zeit hatte schon ergeben, daß seine Wahl als Vorstand des Stiftes der Augustiner-Chorherren ganz vortrefflich gewesen war, da die alte gute Ordnung bereits wiederhergestellt war. Er führte eine strenge geistliche Zucht ein und verhalf dem Kloster zu dauerndem Wohlstand. Es war dem ehemaligen Bruder Konrad eine lange, fast fünfundzwanzigjährige Regierung beschieden, und für seine hohen Verdienste um das von den früheren Äbten verwahrloste Stift erteilte ihm Papst Klemens VI. im Jahre 1352 die Inful als das Abzeichen des fürstlichen Ranges für sich und alle seine Nachfolger.

Das Alte geht, um dem Neuen Platz zu schaffen, und so räumte denn auch der Tod im Laufe der Jahre unter den Männern auf, die zum Wohle Wretslaws so treue Wacht gehalten hatten. Aber das

nachfolgende kräftige Geschlecht trat in die Fußtapfen der Väter, und immer erfreulicher entfalteten sich Handel und Gewerbe in der so schweren Gefahren entronnenen Stadt, die Herzog Heinrich VI. den Breslauer Bürgern so recht eigentlich vererbt hatte. Sie konnten an seinem Sarge mit innigem Danke an die Herzöge aus dem Hause der Piasten denken, denn diese hatten viel dazu beigetragen, daß Breslaw innerhalb eines Jahrhunderts ein städtisches Gemeinwesen gewann, an handelspolitischer Bedeutung zunahm und in seiner Verfassung mit den bedeutendsten freien Städten des Deutschen Reiches wetteifern konnte. Aber auch der strengrechtlichen, beharrlich ihr Ziel verfolgenden Patrizier konnten die Breslauer mit Stolz gedenken, denn sie waren so recht eigentlich die Pioniere gewesen, die deutsche Lehren und Sitten nach dem fernen Osten getragen hatten; und wenn trotz der Stürme, die die Hussitenkriege und der dreißigjährige Kampf im siebzehnten Jahrhundert über Breslau und Schlesiens brachten, das Deutschtum im Lande gewahrt blieb, so war es den Grundpfeilern zu verdanken, die die Piasten und die Patrizier in schwerer Zeit mit fester Hand errichtet hatten. Die Schlesier zeigten sich, trotz aller Not, nicht als Kopfhänger, sondern sie taten ihre Pflicht und bauten auf Gott, der sie auch nicht verließ; denn als die Not in ihrem Lande auf das höchste gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze, von Müncheberg her, preußische Trommeln Alarm, und die Trompeten Zieten'scher Husaren schmetterten auf derselben Straße, auf der fünf Jahrhunderte vorher die deutschen Einwanderer gezogen waren und das alte Lied angestimmt hatten: „In Gottes Namen fahren wir!“

Diese letzte Eroberung durch den großen Friedrich vollendete die Germanisierung Schlesiens, und was die slawischen Piasten und die urdeutschen Patrizier einst begonnen hatten, wurde durch die Hohenzoellern gekrönt.

So reichten beide einander im Geiste die Hand als treue Hüter und Wächter des deutschen Ostens.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Anzeigen.

Bücher für die reifere Jugend

aus dem Verlage von Dr. Max Gehlen in Leipzig.

Neuigkeit Weihnachten 1913.

Der Teufel vom Minnetonka-See.

Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas

von
Friedrich J. Pajeken.

Mit 8 zum Teil farbigen Vollbildern von **H. de Brunter.**

In vielfarbigem Prachtband 4 Mark.

Pajekens bisher erschienene Werke, darunter die bekannten drei „Bobs“ (*), gehören nicht nur zu den Lieblingsbüchern der Jugend, sondern sind auch von der Kritik als solche Indianergeschichten anerkannt, die sich weit entfernt halten von dem Begriff Schundliteratur. Pajeken hat jahrelang unter den Indianern gelebt, hat sie auf dem Kriegspfade, im Wigwam, in ihrem Verkehr mit Farmern, Trappern und Händlern beobachtet und schildert

keine Phantasiegestalten, sondern wirkliche Rothhäute. Sein neuestes Werk spielt zu Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als der Stamm der Sioux in einem letzten großen Aufstand seine ihm durch das Vordringen der Weißen abgenommenen Jagdgründe in Minnesota noch einmal wiederzugewinnen versuchte. Auf diesem historischen Hintergrund ist die frei



erfundene Fabel künstlerisch aufgebaut und durchgeführt, reich an spannenden Momenten, reich auch an kulturgeschichtlich belehrenden Einzelheiten, immer aber durchdrungen von sittlichem Ernst und warmem Mitgefühl für die Tragik, die in dem Untergang eines vielgestaltigen, Jahrtausende alten Volkstums liegt. Kein echter Junge wird das Buch ohne fieberhafte Spannung lesen, es aber auch nicht ohne reichen Gewinn aus der Hand legen. Mit der

künstlerischen Ausstattung, einheitlich durchgeführt in Bildschmuck, Einband und Vorsatz (letzterer nach echt indianischen Motiven) wurde ein Künstler ersten Ranges betraut, dessen Kompositionen selbst den verwöhntesten Geschmack zu befriedigen vermögen. So wird der neue „Pajeken“ zweifellos unter den gediegenen Weihnachtsbüchern des Jahres mit an erster Stelle stehen.

*) Die übrigen Schriften von Pajeken sind auf Seite 13 angezeigt.

Für die reifere Jugend

Vizeadmiral R. v. Werner Deutschlands Ehr' im Weltenmeer

Neubearbeitung von Kontreadmiral z. D. Holzhauer

7. Auflage. 1913. Mit 4 farbigen Kunstbeilagen nach Originalen von Willy Stöwer und Johs. Gehrts, 103 Bildern und 2 farbigen Flaggentafeln.



Das beliebte Buch hat eine so schnelle Verbreitung gefunden, daß wiederum eine neue Auflage nötig wurde, mit deren Erscheinen das bis auf die neueste Zeit fortgeführte Werk als ein in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehendes Flottenbuch bezeichnet werden kann, das die allgemeinste Beachtung verdient. Im ersten Teile wird die Entwicklung der deutschen Seefahrt in lebendiger, aber knapper Darstellung geschildert. Ein breiter Raum ist im zweiten Teile der Darstellung unserer heutigen Seemacht gewidmet. In anschaulicher Weise wird uns von der Ausbildung der deutschen Matrosen erzählt, von Dienst- und Feierstunden. Das sprichwörtliche Erzählertalent der weitgereisten Seebären kommt in mehreren eingeflochtenen Erzählungen zu seinem Rechte. Kapitel über das Rettungs- und Signalwesen und den Russisch-Japanischen Krieg bilden den Beschluß.

Wenn auch in erster Linie für die reifere männliche Jugend bestimmt, eignet sich das Buch doch für die weitesten Kreise.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark



Probekbild aus:
Pajeten, Der Teufel vom Minnetonka-See (I. S. 1).

Schriften von Karl Tanera

Der Freiwillige des Iltis

Erzählung aus unsern Tagen. Mit
8 Tonbildern nach Zeichnungen von
E. Zimmer. 15. Auflage.

Tanera, dessen hervorragende Bedeutung auch als Jugendschriftsteller längst anerkannt ist, besitzt in hohem Grade die seltene Gabe, in seinen Erzählungen nicht bloß die Einbildungskraft des Lesers anzuregen, sondern auch inneres Mitgefühl für die im Verlauf der Ereignisse besonders hervortretenden Personen zu erwecken: er schreibt nicht nur für den Kopf, sondern auch für das Herz. Diese Vorzüge, verbunden mit einer lebendigen, ungekünstelten Ausdrucksweise und einer vielseitigen Gestaltungskraft in Anlage, Fortführung und Abschluß der Handlung treten im vorliegenden Buch, das sich längst einen Platz unter den Lieblingsbüchern der Jugend gesichert hat, besonders zutage.

Aus der Prima nach Tientsin

Erzählung aus unsern Tagen. Mit
8 Tonbildern nach Zeichnungen
von E. Zimmer. 8. Auflage.

Auch in diesem Bande offenbart sich Taneras glänzendes Erzählertalent. Geschickt versteht er die Ereignisse, die Kämpfe auf den Philippinen und in China, mit den Erlebnissen des Trägers der Handlung zu verweben, während der geographische und ethnographische Hintergrund der Erzählung auf eigenen Beobachtungen und Erfahrungen des Verfassers beruht. Das Buch bildet eine (völlig selbständige) Fortsetzung zum „Freiwilligen des Iltis“.

Heinz der Brasilianer

Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit
8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer
und H. M. Lemme. 3. Auflage.

Anschaulich und fesselnd schildert der Verfasser die Erlebnisse eines jungen Deutschen in dem mit uns durch viele Fäden eng verknüpften, interessanten und eigenartigen Lande Brasilien. Er läßt seinen jungen Helden teilnehmen an den Strapazen und Gefahren des merkwürdigen Canudoskrieges und wirft dabei hochinteressante Streiflichter auf Land und Leute dieses weiten Reichs.

Raupenhelm und Bidelhaube

Kriegserzählung aus den Jahren
1866, 1870/71. Mit 8 Bildern
nach Zeichnungen von E. Zimmer. 6. Auflage.

Auf dem Gebiete der Kriegserzählung hat Tanera seine größten schriftstellerischen Erfolge zu verzeichnen, und da er bekanntlich Mitkämpfer jener großen Zeit gewesen ist, in der die vorliegende Erzählung spielt, so ist er in der Lage, Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes zu schildern. Von allbekanntem weltgeschichtlichen Hintergrunde heben sich die handelnden Personen, darunter der Verfasser selbst, klar und greifbar deutlich los und geben der schnell lebenden Jetztzeit ein treues Bild von dem Ringen und Schaffen der großen jüngsten Vergangenheit. Wie in fast allen seinen Schriften, so hat es Tanera auch in dieser Erzählung verstanden, am rechten Orte einen gesunden Humor zur Geltung zu bringen.

Die vorstehenden 4 Bücher kosten in reich ausgestatteten Prachtbänden
je 5 Mark, geheftet je 3,50 Mark

Schriften von Karl Tanera

Durch ein Jahrhundert

Drei kriegsgeschichtliche Erzählungen

I. Bd.: **Wolf der Junker** Kriegsgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 9. Auflage.

II. Bd.: **Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen** Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 7. Auflage.

III. Bd.: **Wolf der Husar des Alten Fritz** Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 7. Auflage.

Die erste dieser Erzählungen führt in die Zeit Ludwigs XIV. Mit Sengen und Brennen verwüsteten die französischen Heere die blühenden Gefilde und herrlichen Städte am Rhein. Auch Speyer sinkt in Schutt und Asche, und nur mit Gefahr des Leibes und Lebens rettet sich mit anderen Flüchtlingen die dem Vaterlande treue Familie, der Wolf der Junker angehört.

Der Junker hat in Frankfurt a. M. seine zweite Heimat gefunden und ist hier zu Ehren und Wohlstand gelangt. Sein ältester Sohn, gleichen Namens wie der Vater und von derselben Liebe zum deutschen Vaterlande durchglüht, tritt als Savoyen-Dracuner in das Heer des Prinzen Eugen. Er gewinnt die besondere Gunst des großen Feldherrn und kämpft unter seinen Fahnen im Türkenkriege. Hier zeichnet er sich durch seine todverachtende Tapferkeit aus und erntet reiche äußere Ehren. Davon berichtet der zweite Band.

Der Siebenjährige Krieg bildet die geschichtliche Grundlage der dritten Erzählung. Der Sohn des durch kaiserliche Gnade in den Freiherrnstand erhobenen Dragonerrittmeisters dient im österreichischen Heere, tritt aber, nachdem er durch Mißgeschick veranlaßt die Uniform der Savoyen-Dracuner ausgezogen hat, von Bewunderung für den größten Feldherrn seiner Zeit erfüllt, in preußische Dienste. Wir erleben mit Wolf dem Husaren die Kämpfe bei Prag, Kolin und Roßbach und freuen uns der wohlverdienten Anerkennung, die er bei dem großen Könige findet.

Wenn auch durch die sich „durch ein Jahrhundert“ erstreckende Geschichte der Familie, welcher die Helden der drei Erzählungen angehören, die Bände in einem inneren Zusammenhang stehen (ähnlich wie in Höders Ahnenschloß, I. S. 7), so bildet doch jeder Band ein selbständiges, einzeln käufliches Ganze, das völlig unabhängig von den übrigen Bänden gelesen und verstanden werden kann.

In Prachtband je 3,50 Mark, geheftet je 2,50 Mark



Auf Patrouille.
Probekbild aus: Tanera, Raupenhelm und Büchelhaube (f. S. 4).

Schriften von Oskar Höder

Das Ahnenschloß

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten

- I. Bd.: **Der Erbe des Pfeiferkönigs** Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter der Reformation. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 17. Auflage.

Im „Ahnenschloß“ hat Höder überaus gewandt die Entwicklung deutschen Volks- und Ritterslebens mit den Geschehnissen zweier Familien aus dem Elsaß verflochten. Der erste Band zeigt uns den Reichtum, den Kunstsinne und die Macht der freien Reichsstadt Straßburg im 16. Jahrhundert. Luthers Lehre findet hier lauten Widerhall, und so lernen wir auch einen Teil der religionsgeschichtlichen Bewegungen jener Zeit kennen, in der trotz Landfrieden und Reichstammergericht noch oft genug rasche Gewalttat zum Siege führte.

- II. Bd.: **In heimlichem Bunde** Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Jahrhundert des großen Krieges. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 15. Auflage.

Auch der zweite Band spielt größtenteils in Straßburg; aber es ist nicht mehr die kraftbewehrte, fest ihre Reichsfreiheit wahrende Bürgerschaft, die uns jetzt entgegentritt, viele lassen sich bereits blenden vom Glanze französischer Macht, französischen Goldes. Wuchs doch Frankreich seit dem Dreißigjährigen Kriege, in dessen Schreden der Anfang der Erzählung einführt, übermächtig empor, und den Übermut der Übermacht mußte sein Volk bitterer erfahren als das deutsche, und kein Genuß schmerzlicher als das Elsaß. Endlich fiel auch, durch welch einen Hinterlist mit deutscher Verblendung „in heimlichem Bunde“, die Perle des Landes das wunderschöne Straßburg in Ludwigs XIV. Hände.

- III. Bd.: **Zwei Riesen von der Garde** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Jopfes und der Wachtparade. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 16. Auflage.

Die Hohenzollern und die Brandenburger, besonders der „Soldatenkönig“ mit seiner berühmten Riesengarde — sie sind es, deren Wirten und Schaffen im dritten Bande geschildert wird. Des Königs Milde und Strenge, seine Gottesfurcht und Menschenliebe, des Volkes Treue und Ergebenheit, sein Streben und Gewerbsfleiß — das alles zieht in streng geschichtlichen Bildern an unseren Augen vorüber. In dem Auftreten der Wachtparade, in dem lässigen Anschlag des österreichischen Obersten zur Wiedergewinnung des verlorenen deutschen Landes ahnen wir bereits die Taten der späteren Geschlechter.

- IV. Bd.: **Deutsche Treue, welsche Tücke** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der großen Revolution, der Knechtschaft und der Befreiung. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 16. Auflage.

In die kurzweilige Zeit der ersten französischen Revolution und Napoleons I. versetzt uns der vierte Band. Es mutet den Leser der Jetztzeit an wie ein böser Traum, wenn er von den Grauseln vernimmt, die im Namen der Freiheit verübt wurden; und doch zieht Höder nur im schonender, vorsichtiger Berechnung den Schleier zurück, der jene Untaten verhüllt. Aber von diesem trüben Hintergrunde heben sich um so leuchtender und heller die Taten vaterländischer Begeisterung ab, die ihren herrlichen Abschluß im Befreiungskriege fanden.

In 4 selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 3 M., geh. je 2,25 M.

Schriften von Oskar Höder

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

Preußens Heer — Preußens Ehr'!

Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus drei Jahrhunderten.

- I. Bd.: **Kadett und Feldmarschall** Der Große Kurfürst und seine Paladine. Mit vielen Bildern von Prof. Hans W. Schmidt und Prof. R. Knötel. 10. Auflage.
- II. Bd.: **Susarenkönig und Kürassiergeneral** Aus dem Feld- und Lagerleben der Soldaten des Alten Fritz. Mit vielen Bildern von Prof. Hans W. Schmidt und Prof. R. Knötel. 9. Auflage.
- III. Bd.: **Mit Gott für König und Vaterland!** Aus den Tagen der Unterdrückung und der Befreiung. Mit vielen Bildern von Prof. Hans W. Schmidt und Prof. R. Knötel. 11. Auflage.
- IV. Bd.: **Im Rock des Königs** Eine Erzählung aus den Jahren 1864 bis 1871. Mit vielen Bildern von A. v. Roessler. 9. Auflage.

Im Rahmen spannender Erzählungen behandelt der Verfasser die Geschichte und Entwicklung unseres Wehrstandes, zunächst in Preußen, dann in Deutschland. Diese Militärgeschichten schildern ein gewaltiges Stück vaterländischer Geschichte und haben sich bei der deutschen Jugend als Lieblingsbücher dauernd eingebürgert.

Friedrich der Große als Feldherr und Herrscher. Von Oskar Höder. Mit 8 Tonbildern von A. v. Roessler. 7. Auflage, mit zwei illustrierten Anhängen: **Das Heer und die bedeutendsten Generale Friedrichs des Großen.** Eine Ergänzung zu „Preußens Heer — Preußens Ehr'!“

Unsere deutsche Flotte

von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten

I. Bd.: Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten

Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Mit vielen Bildern von A. v. Roessler. 9. Auflage.

II. Bd.: Der Seefadett von Helgoland

Eine Erzählung aus unsern Tagen. Mit vielen Bildern von A. v. Roessler. 10. Auflage.

Der weitblickende Große Kurfürst hatte die Wichtigkeit einer Kriegsflotte und überseeischer Besitzungen klar erkannt. Seine Unternehmungen in dieser Hinsicht schildert der bereits in 9. Auflage erschienene erste Band. Der Held der Erzählung ist Erich Woke, der sich vom Schiffsjungen bis zum Kapitän emporarbeitet. Fast zweihundert Jahre aber vergingen, ehe das Samenkorn, das der Große Kurfürst gelegt hatte, Früchte trug. Jetzt weht Deutschlands Flagge auf allen Meeren, und weite Gebiete stehen unter Deutschlands Herrschaft. Freud' und Leid unserer Seeleute, Scherz und Ernst des Schiffslebens lernen wir im zweiten Bande kennen; sein Inhalt fesselt besonders dadurch, daß er uns einen Sohn Helgolands vorführt, das ein wichtiger Stützpunkt unserer Flotte geworden ist.

Jeder der obigen Bände kostet in Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark



Auf dem Ranstädter Steinwege zu Leipzig 1813.
Probebild aus: Höder, Deutsche Treue, welsche Lücke (f. S. 7).

Schriften von Oskar Höder

Meistersteine deutschen Bürgertums

Kulturgeschichtliche Bilder aus Mittelalter und Neuzeit

- I. Bd.: Die Brüder der Hanse** Historische Erzählung aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes. Mit 12 Bildern von Johannes Gehrts. 9. Auflage.

Aus dem Stahlhofe der deutschen Handelsherren in London führt die Erzählung, die im 14. Jahrhundert spielt, nach Lübeck, nach Wisby, nach Nowgorod, nach Schonen und anderen Schauplätzen der Hansatätigkeit. Ihr schlimmer Feind, der Dänenkönig Waldemar Atterdag, vermag nicht die Macht des Bundes zu brechen. Die Bürger Lübecks überwinden alle Gefahren, und dem gefährdeten Mitbürger ersteht zur entscheidenden Stunde in einem reichen Großkaufmann ein mächtiger Helfer.

- II. Bd.: Auf der Wacht im Osten** Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen und aus Breslaus Vergangenheit. Mit 12 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 4. Auflage.

In Breslaus Mauern wachen deutsche Patrizier und Zünftler unverzagt gegen polnische Gewaltstreiche. In der Zeit der Not schwinden auch die inneren Zwistigkeiten der Bürger, und unter böhmischer Schirmherrschaft bleibt Breslau bewahrt vor dem Polentum. Nach errungenem Sieg schlagen die Keime deutscher Gesittung neue Wurzeln, und vielverheißend schließt sich der Ring mächtiger Familien.

- III. Bd.: Stegreif und Städtebund** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der Gründung des Großen Rheinischen Städtebundes. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 3. Auflage.

Die Zeit der letzten Hohenstaufen bildet die Grundlage, auf der Höders gewandte Feder die Erzählung aufgebaut hat. Bewundernswert ist die Tatkraft deutscher Kauf- und Handelsherren, die aus Not zur Selbsthilfe schritten und den Rheinischen Städtebund gründeten, dessen Macht hinreichte, die Raubschlösser zu brechen und die Raubritter der verdienten Strafe zu überliefern.

- IV. Bd.: Im goldenen Augsburg** Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Blütezeit des süddeutschen Handels und Gewerbes im Mittelalter. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 4. Auflage.

Im vierten Bande wird uns ein Bild von dem großartigen Handel Süddeutschlands entrollt. Hier hob sich vor allem Augsburg empor, mit dessen Aufschwung das Wirken des Fuggerischen Hauses eng verbunden ist. Wir lesen in diesem Bande von der Tatkraft der Fugger und von den weitausgedehnten Unternehmungen dieser klugen Kaufherren.

- V. Bd.: Im Zeichen des Bären** Kulturgeschichtliche Erzählungen aus Berlins Vergangenheit. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Adalbert v. Roessler. 3. Auflage.

Unsere Reichshauptstadt Berlin kann nicht auf eine Blütezeit im Mittelalter zurückblicken. Aber auch ihr fehlt es keineswegs an fesselnden Erinnerungen, und sie spielt in den Jahrhunderten nach dem Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle in der Entwicklung unseres Volkes. Die beiden Erzählungen dieses letzten Bandes behandeln Ereignisse aus den Tagen Friedrichs I. und denen Friedrich Wilhelms III.

Sin 5 selbständigen und einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 4 M., geh. je 3 M.

Schriften von Oskar Höder

Der Sieg des Kreuzes

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der Entwicklung des Christentums

- I. Bd.: Unter dem Joche der Cäsaren** Aus der Zeit des Kaisers Hadrian und den Tagen des Verfalls Judäas. 9. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur.

Nach wohlüberlegtem Plane entwickelt der Verfasser in seinem „Sieg des Kreuzes“ die unaufhaltsame Ausbreitung der Lehre Christi. Die Erzählung des ersten Bandes spielt zur Zeit Hadrians und knüpft sich wesentlich an die Schicksale eines Geschwisterpaares an, das, aus einer vornehmen Beamtenfamilie Roms stammend, durch alle Anfechtungen siegreich sich durchringt bis zum Priester Johannes und zur Diakonissin Martha.

- II. Bd.: Durch Kampf zum Frieden** Aus den Zeiten der Christenverfolgung unter Diokletian und des Sieges der Kirche unter Konstantin. 7. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur und Johs. Gehrts.

Selbst die gewaltsamsten Maßregeln vermögen nicht die Kirche Christi umzustößen, und schon finden sich unter den Herrschern des Römerreiches selbst Beschützer der Verfolgten; Konstantins Gestalt hebt sich gleich zu Anfang unserer Geschichte in Nikomedia, der prächtigen Residenz am Gestade der Propontis, über die andern Personen am kaiserlichen Hofe empor, und dieser Prinz hält seine schützende Hand über die Helden und Heldinnen der Erzählung.

- III. Bd.: Zwei Streiter des Herrn** Aus der Zeit der Merowinger. 5. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur.

Mit dem dritten Band betreten wir den vaterländischen Boden der Germanen. Fromme Mönche fühlten den Drang und Mut in sich, das Christentum zu fernen Völkern zu bringen. Zu den heldenhaften Männern, welche mit einer kleinen Anzahl von Klosterbrüdern aus der Heimat in die Fremde zogen, gehörten die beiden irischen Mönche Columban und Gallus, von deren gefahrvollen Erlebnissen und erfolgreichem Wirken bei den noch heidnischen Germanen das Buch erzählt.

- IV. Bd.: Ein deutscher Apostel** Aus der Zeit des heiligen Bonifatius. 5. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Prof. A. Baur.

Von Thüringen her naht sich der glaubensstarke Bonifatius mit seinen Schülern den Sachsen, dem mächtigsten und gefährlichsten Stamme der noch heidnischen Deutschen. Nahe am Rennsteig greift eine Schar Heiden unter Anführung Arnulfs die christlichen Priester an, aber der riesige Gonotiger rettet die Überfallenen vom Tode. Mächtig geschützt und gefördert von Pippin, wirkt Bonifatius bis zu seiner Ermordung im Friesenlande.

- V. Bd.: Wodans Ende** Aus der Zeit der Kämpfe Karls des Großen und Widukinds. 5. Auflage, durchgesehen von P. G. Heims. Mit vielen Abbildungen von Johs. Gehrts.

Im fünften Bande tritt die machtvolle Persönlichkeit Karls des Großen hervor. Ist er der siegreiche, unwiderstehliche Vertreter der christlichen Franken, so verkörpert sich der zähe Widerstand der für Unabhängigkeit und Volksglauben streitenden heidnischen Sachsen in den Herzögen Widukind und Abbo. Endlich aber sehen auch diese das Vergebliche ihres Beginns ein, legen Schwert und Lanze nieder und empfangen zu Attigny die heilige Taufe.

In 5 selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 3 M., geh. je 2,25 M.



Blücher empfängt auf dem Krankenlager die Nachricht vom Siege Jords bei Laon
(9. März 1814).
Probekbild aus: Höcker, Mit Gott für König und Vaterland (J. S. 8).

Schriften von Friedr. J. Pajeken

Bob der Fallenssteller

8. Auflage

Bob der Städtegründer

6. Auflage

Bob der Millionär

6. Auflage

Ein Held der Grenze

5. Auflage

Mit vielen Tonbildern in Holzschnitt nach Zeichnungen von Johs. Gehrts.

Vier selbständige Erzählungen aus dem Westen Nordamerikas.

Pajeken, der viele Jahre unter den Indianern gelebt, mit ihnen verkehrt, sie mit scharfem Auge beobachtet hat, schildert uns wirkliche Rothäute, wie sie denken und handeln. Wahrheitsgetreu, wie das Leben und Tun der Indianer, malt uns Pajeken auch das der Weißen im fernen Westen, wo mancher ein verfehltes Dasein mit Schreden beschließt, wenn es ihm nicht gelingt, durch eiserne Willenskraft sich emporzurichten. Die spannenden Erzählungen beruhen streng auf Wahrheit — ein besonderer Vorzug gegenüber zahlreichen Büchern ähnlichen Inhalts.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Schriften von J. H. D. Kern

In Sturm und Not

Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen. Den Berichten von Seeleuten für die reifere Jugend nach- erzählt. Mit einem erläuternden Anhang der seemännischen Ausbrüche und vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 7. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Sorgfältig ausgewählte Schilderungen aus dem Leben der Seeleute enthält „In Sturm und Not“. Ob im Kampfe mit Sturm und Wellen oder mit habgierigen Seeräubern, immer und überall treffen wir auf kernige, wetterfeste Gestalten, die teilweise freilich noch manchmal in sonderbarem Aberglauben befangen sind, trotz der wohlüberlegten Maßregeln und Kunstgriffe, welche die Kapitäne anwenden, um ihre Leute scheinbar ganz ohne Absicht eines Besseren zu belehren. So gewinnt der Leser ein treues Bild des Lebens der Seefahrer.

Die Geißel der Südsee

Leben und Taten eines Freibeuters der Jetztzeit, der reiferen Jugend erzählt. Mit 12 Tonbildern von Johs. Gehrts. 4. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Was uns in der „Geißel der Südsee“ erzählt wird, liest sich wie Märchen, wie Gestaltungen einer lebhaften Einbildungskraft, die mit Tatsachen nicht in Einklang zu bringen sind. Und doch ist der Inhalt des außerordentlich spannenden Buches Wahrheit, er beruht auf festgestellten Tatsachen; der belesene und seelkundige Verfasser erzählt uns getreu das Tun und Treiben eines Seeräubers der Südsee. Nebenher werden aber auch Land und Leute der Südsee-Inseln geschildert, insonderheit der deutschen Samoa-Gruppe.

Schriften von E. Wörishöffer

Das Buch vom braven Mann

Bilder aus dem Seeleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Mit 16 Tonbildern von Johs. Gehrts. 8. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Im „Buch vom braven Mann“ folgen wir dem Helden der Erzählung von der deutschen Hafenstadt hinaus in die Nordsee und in den Atlantischen Ozean, in die Mangroven-Dickichte und zu den Bewohnern des „Schwarzen Erdbells“, um zuletzt das heldenmütige Wirken der braven Seeleute kennen zu lernen, die ihr Leben einsetzen, um das der Schiffbrüchigen zu retten.

Gerettet aus Sibirien

Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Auf Grund einer Erzählung von Améro und Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. 8. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

„Gerettet aus Sibirien“ führt die jugendlichen Leser in die eisigen, menschenarmen Eindrücke Nordasiens. Die Schilderung der Schicksale unschuldig Verurteilter bringt besonders spannende Momente in die Erzählung.

Schriften von Karl Henkelmann

Helden vom Stegreif. Die letzten Tage der Burg Tannenberg. Mit 8 farbigen Vollbildern von Prof. Hans W. Schmidt.

Eine Rittergeschichte wie „Helden vom Stegreif“ wird stets auf das Interesse der Jugend rechnen dürfen. Der Verfasser führt uns auf die Stätte der Ruine Tannenberg im Odenwalde zu einer Zeit, als an der Stelle der eisenumrankten Trümmer noch stolze Hallen sich dehnten und schier uneinnehmbare Mauern und Türme, verteidigt von einer kleinen Schar beherzter Männer, allen Angriffen Trotz boten. Erst mit Hilfe der „Donnerbüchse“, die damals aufkam, gelang es einer gewaltigen Übermacht, das Raubnest zu bezwingen. Waren es gleich Ritter vom Stegreif, die aus den Verhältnissen der damaligen Zeit heraus vom Raube der Landstraße lebten, so zeigten sie in ihrem Opfermut und ihrer Tapferkeit, in der Treue zu ihrem Oberhaupt, sich dennoch als Helden, denen selbst die Besieger ihre Achtung nicht versagen konnten.

Fürstabt und Erzbischof. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der Fränkischen Kaiser. Mit 8 farbigen Vollbildern und 2 Textbildern von Prof. Hans W. Schmidt.

In „Fürstabt und Erzbischof“ bilden nicht Ritterturnier und Überfall, nicht Burgenbelagerung und Schloßbrand den Hauptinhalt, wie es sonst in den meisten Erzählungen aus dem Mittelalter der Fall ist. Vielmehr entrollt sich dem Leser ein höchst lebendiges und fesselndes Bild geistigen und kirchlichen Ringens, in welchem ebenbürtige Gegner — der herrschsüchtige Erzbischof Adalbert von Bremen und der sittlich höherstehende Fürstabt Adalrich von Vorsch — sich messen. Die trüben Zeiten, die nach dem Tode des gewaltigen Königs Heinrich III. über das Deutsche Reich hereinbrachen, dienen dem Aufbau der Erzählung als Hintergrund. Außerst anziehend ist die Geschichte der hochberühmten Abtei von ihren Anfängen bis zum unrühmlichen Ende damit verflochten.

Das Buch ist in klarem, einwandfreiem Deutsch geschrieben und verdient wärmste Empfehlung, vornehmlich als wertvolles Weihnachtsgeschenk.

In den Bildern beider Bücher zeigt sich der bekannte Illustrator Prof. Hans W. Schmidt in Weimar wiederum auf der Höhe seines Könnens.

Die vorstehenden beiden Bücher kosten in reich ausgestatteten Prachtbänden je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Karl Fr. E. Hempfing Der schwarze Graf

Eine Erzählung aus dem
Dreißigjährigen Kriege

3. Auflage. Mit 8 Bildern von Prof. Hans W. Schmidt.

In fesselnder Weise entrollt Hempfing in seinem „Schwarzen Grafen“ ein Bild der Leiden und Drangsale des Dreißigjährigen Krieges. Er versteht es, damit die wunderbaren Schicksale eines ritterschen Grafen geschickt zu verbinden, der seines im zarten Kindesalter stehenden Sohnes beraubt, ihn auf dem Schlachtfelde als seinen gefährlichsten Gegner wiederfindet. Es sind martige Gestalten, die uns in der Erzählung begegnen, Gestalten, die in einer unserm Ohr schier ungewohnten und doch bald anheimelnden Weise zu dem Leser reden, Männer mit warmem Herzen und starker Faust, Frauen voll Frömmigkeit und Treue, die man schon nach kurzer Bekanntschaft lieb gewinnen muß.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark



„Halt! Was soll's? Wer bist?“ donnerte ihn der Pförtner an.
Probebild aus: **Hentelmann, Helden vom Stegreif** (s. nebenstehend).

Für die reifere Jugend

Virtus Romana Erzählung aus dem altrömischen Leben. Der reiferen Jugend gewidmet von **Ludwig Gurlitt**. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von **Johannes Gehrts**. 2. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Im Verlauf einer spannenden Handlung, deren Mittelpunkt der sittenstrenge, aber vielfach angefeindete Zensor Cato und dessen Sohn Marcus bilden, führt uns der Verfasser in das Leben und Treiben der Glanzperiode des alten römischen Reichstaates, in „Roms Heldenzeit“ ein. Durchweg auf wissenschaftlicher Forschung und alter Überlieferung beruhend, bietet das Buch ein verlässliches Bild des bedeutendsten Staatsmanns und Redners seiner Zeit und fördert das allgemeine Verständnis für die römische Geschichte.

Rinold und Luiskomar Erzählung aus des Vaterlandes Vorzeit. Der reiferen Jugend gewidmet von **F. Stille**. Mit zahlreichen Abbildungen. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Diese Erzählung spielt in der Zeit Armins, des Befreiers Deutschlands. „Gerade der historischen und kulturellen Schilderungen wegen erhebt das Buch empfehlenswerten. Der jugendliche Leser lernt die Sitten und Gebräuche sowohl der Germanen als auch zum Teil der Römer kennen und kann, unterstützt durch die guten Abbildungen, eine bessere Anschauung gewinnen, als sie der Unterricht meistens geben wird. Die Sprache ist von Begeisterung getragen und ebel; bei manchen wichtigen Ausprüchen ist der Stabreim zur Anwendung gelangt und mit Geschick verwendet.“

Heinz Treuau Wie er ein Ritter ward, und wie er den Freimut geschwungen hat. Der heranwachsenden Jugend geschildert von **A. Helms**. Mit vielen Bildern. 7. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Die Erzählungen aus der Ritterzeit haben immer das lebhafteste Interesse der Jugend erregt. So fremdartig uns die Anschauungsweise der damaligen Zeit berührt, so liegt doch in den Taten der Ritter ein schöner Kern von Heldenmut und stiller Größe, von Mannestreue und Unerblichkeit. Als tritt uns in der vorliegenden Erzählung entgegen. Heinz Treuau, frühzeitig seiner Eltern beraubt, findet Aufnahme bei dem edlen Ritter Wulffing von Stubenberg. Er wird hier in allen ritterlichen Künste, unterrichtet und schwingt sein gutes Schwert in den Kämpfen, die nach dem Aussterben der Babenberger am den Besitz der schönen Steiermark ausbrechen. Erst Rudolf von Habsburg gibt nach jahrzehntelangem Zwiespalt dem Lande den Frieden wieder, nachdem sein mächtigster Gegner, Ottokar von Böhmen, auf dem Marchfeld als ritterlicher Held gefallen ist. So schildert das Buch auch die Begründung der habsburgischen Macht in Österreich. Die interessante, an spannenden Momenten reiche Darstellung sowie die vornehme Ausstattung und der überaus reiche Bilder Schmuck haben Heinz Treuau zu einem Lieblingsbuch der deutschen Jugend gemacht.

Knystudt Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens. In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt von **J. Pederjani-Weber**. Mit vielen Abbildungen von **Johs. Gehrts**. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Pederjani-Weber leitet uns in seinem „Knystudt“ mit sicherer Hand in die letzten Kämpfe des Christen- und Heidentums auf deutschem Boden. Wie einst die Sachsen den Bestrebungen Karls des Großen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, der erst nach blutigen Schlachten ein Ende fand, so wurzelte auch vor Jahrhunderten bei den damals noch heidnischen Preußen die christliche Lehre erst dann fest ein, als sie im Schwerdt der deutschen Ritter sicheren Schutz fanden. Und mit dem Christentum zogen Ackerbau und Handel, Gerechtigkeit und Bildung in dem fernen Osten ein. Aber erbittert und langwierig waren die Kämpfe, die namentlich die Litauer gegen die Ordensritter führten, bis der litauische Fürst Knystudt geendet hatte.

Der Königsurlauber Eine Geschichte von deutscher Soldatentreue. Von **Paul Arnold**. Mit vielen Abbildungen. 10. Auflage. Gebunden 1,60 Mark, geheftet 1 Mark.

Friedrich der Dritte Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild, jung und alt gewidmet von **D. Bernhard Rogge**, kgl. Hofprediger. Mit dem Bildnis des Kaisers und vielen andern Abbildungen. 5. Auflage. Reich gebunden 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Im Banne des Scherifen Eine Erzählung aus Marokko von **Alfred Funke**. Mit 8 Vollbildern von **Johannes Gehrts**. 4. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Das Land des „Scherifen“ hat jahrelang die europäische Welt in Spannung gehalten. Auch die Jugend wird es interessieren, etwas Näheres über das Land und seine Bewohner, die wilden, räuberischen Nomadenstämme der Kabylen, sowie von dem Leben am Hofe des Sultans zu erfahren. Die Helden der spannenden Erzählung sind Deutsche, die in die Gewalt dieser wilden Völker geraten und nach unsäglichen Leiden und schweren Gefahren endlich ihre Rettung finden.

34453

Höcker, Oskar

Auf der Wacht in Osten.

PT

2617

.02

A9

DATE

ISSUED TO

34453

26

